

Notizbuch 26 der KASSELER SCHULE



REISE ODER TOUR ?

Andrea Appel
Reisen ohne das Weite zu suchen

Werner Scheidel
La Vega auf Tenerife

Reto Mehli
Das Leitbild "Landschaft"

Zu den Notizbüchern und zur Kasseler Schule

Seit 1985 werden von der **"Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation"** die **Notizbücher der Kasseler Schule** herausgegeben. Zum Abdruck kommen vornehmlich studentische Beiträge, die in der Tradition des forschenden Lernens und Lehrens erarbeitet wurden. In die Notizbücher ist durch Betreuung und Beiträge die Arbeitserfahrung von Berufstätigen eingebracht und dargestellt. Dissertationen, thematische Aufsatzsammlungen, 'Nachlesen' und gelegentlich Auftragsarbeiten (Gutachten) ergänzen die Reihe, die Ausdruck und Beleg der Arbeiten aus der "Kasseler Schule" sind.

Zur **"Kasseler Schule"** wollen wir hier eine notwendige Erläuterung geben, weil aus Unkenntnis oder Absicht häufig eine falsche Darstellung verbreitet wird. Eicke Schmidt hat 1981 in Garten und Landschaft (91 (11):881) diesen Begriff geprägt und eingeführt. Er bezog sich dabei explizit auf die Arbeiten von I.M. Hülbusch, K.H. Hülbusch, H. Böse bzw. auf von diesen betreute Arbeiten.

Damit sind seitdem Arbeiten aus 'Kassel' benannt, die sowohl von der Erkenntnistheorie (Indizienwissenschaft) wie von der Fragestellung her den Erfahrungen von Gebrauchsqualität und – daran lernend – den Voraussetzungen für Gebrauchsfähigkeit nachgehen.

Nach Heinz Hahne (Ga+La 1982,31 (11):693), Jürgen Milchert (DAS GARTENAMT 1983, 32 (2):116 und: 1985, 34 (9):651) und anderen, die ebenfalls das 'Etikett' in diesem Sinne gebrauchten, hat neuerdings H.W. Hallmann auf die "Besonderheit der Kasseler Schule hingewiesen" (in: DAS GARTENAMT 1992, 41 (3):165–170).

Nun ist die Regel, daß von außen betrachtet die Kasseler Schule mit dem Studiengang Landschaftsplanung an der GhK gleichgesetzt wird. Aus dem Fachbereich wird der Eindruck erweckt, daß die Kasseler Schule mit diesem Fachbereich identisch sei.

Die Arbeiten der "Kasseler Schule" sind weitgehend Ergebnisse der Lehr–Lern–Forschung der "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" innerhalb des Studiengangs Landschaftsplanung an der GhK. Aus dem Fachbereich Stadt– und Landschaftsplanung wird der Eindruck erweckt, daß die "Kasseler Schule" mit diesem Fachbereich identisch sei. Diese Vereinnahmung über den Begriff – auch der beliebige Gebrauch der Bezeichnungen 'Freiraumplanung' und 'Landschaftsplanung' – ist sehr beliebt und soll von der konventionellen Grünplanung und Landschaftspflege ablenken bzw. sie kaschieren. An den Arbeiten der "Kasseler Schule" sind sie unbeteiligt.

Die "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" ist in einer offenen Arbeitsvereinbarung von Berufstätigen, Lehrenden und Studierenden lernend, lehrend und forschend tätig. Seit 1985 veröffentlicht sie zusammen mit einem gleichnamigen gemeinnützigen Verein, dessen MitgliederInnen vornehmlich nicht nur außerhalb Kassels sondern auch außerhalb der Hochschule tätig sind, die "Notizbücher der Kasseler Schule".

Die Kasseler Schule hat ihren Namen nach dem 'zufälligen' Arbeitsort vieler Beteiligten an der Arbeit. Alle Versuche den Ortsnamen gegenüber den Inhalten und Ergebnissen der Arbeit in den Vordergrund zu schieben sind zwar verständlich, wenn jemand abstauen oder nivellieren will; sie sind schlicht falsch, weil die Kasseler Schule über die Arbeit und nicht vom Ort ihren Namen hat.

Für Interessierte: In Notizbuch 2 sind 'programmatische Anmerkungen' zur Kasseler Schule formuliert. Notizbuch 10 enthält Beiträge zur und aus der "Kasseler Schule" sowie eine Bibliographie der veröffentlichten Arbeiten von 1968–1989.

REISE ODER TOUR ?

Karl Heinrich Hülbusch

Reise oder Tour ?

(S. 3 – 8)

Andrea Appel

Reisen ohne das Weite zu suchen

(S. 9 – 71)

Werner Scheidel

La Vega auf Tenerife

(S. 72 – 127)

Reto Mehli

Das Leitbild "Landschaft"

– Zur Kritik ästhetischer Leitbilder in der Gartenarchitektur –
(S. 128 – 156)

Notizbuch 26 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1–750; November 1992

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Gemeinnütziger Verein)

Vereinsadressen: c/o BSL, C.A. Vetter, Elfbuchenstr. 16, 3500 Kassel

c/o K.H. Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 2800 Bremen

Redaktion: Andrea Appel, Helmut Böse–Vetter, Reto Mehli, Werner Scheidel

Titelblattfoto: "Le Jardin du Luxembourg" in Paris; Foto: Reto Mehli

Schreibarbeiten: Elke Hartmann und AutorInnen

Druck und Bindearbeiten: DS Druck GmbH, Schwanallee 27–31, 3550 Marburg

Bestellungen an: AG Freiraum & Vegetation, c/o FB 13, Henschelstr.2, 3500 Kassel

Alle Rechte bei den Autorinnen

Karl Heinrich Hülbusch

Reise oder Tour ?

Die Reise begleitet den Fremden, der sich und seine Lerngeschichte, seine Kenntnisse und Erfahrungen mitnimmt. Der Tourist kann auch in der Fremde nicht zu Hause sein, weil er auch zu Hause kein Reisender, Erfahrender ist.

Was das eine LandschaftsplanerIn angeht ? Nun - wenn wir uns den Klischees, dem Gartenkunnippes und dem Landschaftskitsch, den Leitbildern der Landespflege zuwenden, dann finden wir darin die Versatzstücke, mit denen Trivialromane und Touristikbranche die verehrte Kundschaft einpudern. Es ist bemerkenswert, mit welcher Ignoranz Leute, die die Alltagswelt anderer Leute über die materielle Ausstattung ihrer Lebensorte beeinflussen, einerseits die materielle Ausstattung und ihre realen Wirkungen an zufälligen 'Experimenten' übersehen und gleichzeitig keinen blassen Schimmer vom Einfluß ihrer persönlichen Vorurteile, Gesellschaftsbilder und Wunschträume (incl. der Erfolgsvorstellungen) auf ihre berufliche Tätigkeit haben.

Andrea Appel beschreibt die Voraussetzungen des Reisens, Umwege, Unwege, Fallgruben, die einen dann zur Tour verleiten. Bei der Tour gibt es, wenn überhaupt, nur die Überraschung, daß das Programm funktioniert: das berühmte A-ha. Dazwischen 'tote Wartezeit'. Kundigkeit wird vom Handel mit sogenannten Erlebnissen und Devotionalien abgelöst.

Werner Scheidel zeigt uns an einem Dorf auf Tenerife, daß er, weil er den Pfarrer kannte, oft besucht, wie der Reisende durch aufmerksame Beobachtung ein Kundiger wird, der die Analogien zu seinen mitgebrachten Kenntnissen erfährt. Genau das ist Landschaftsplanung, die ernst und liebevoll genau versteht, ohne den Status des Fremden durch verlogene Nähe zu vertuschen.

Im Kontrastprogramm von Reto Mehli, der sich dem landespflegerischen Illusionismus widmet -eine Arbeit, die eine hohe Frustrationstoleranz erfordert -, werden wir mit allen verständnislos repetierten Klischees über 'Schönheit', 'Originalität', 'Gleichgewicht', 'Natur', 'Harmonie', 'Demokratie', 'Zeitgeist', 'Kunst' etc. konfrontiert. Der Autor hat für uns die mühevollen Arbeit übernommen, mal die geschwätzig Verlogenheit berufspolitischer Verlautbarungen zu prüfen, für die sich die DGGL zu ihrem 'Festakt' (100 Jahre) 1987 von Herrn Prof. Dr. M. Rock folgendes Lob spenden ließ: "Diejenigen, die sich beruflich der Gartenkunst und Landschaftspflege widmen, erbringen originale ökologische Kreationen und sind die wahren ökologischen Anima-teure."

Auch schlecht gebrüllt.

Aus aktuellem Anlaß

-Ein Beispiel für touristische Vergeßlichkeit: Die Männer 'up to date' -

Helmut Lührs

Kassel, den 8.4.92

An den Dekan des Fachbereichs 13

Betr.: Architekturmuseum

In den letzten Tagen der Vorlesungszeit des WS 91/92 wurde ein letztes Stück streitbarer Geschichte der ASL demontiert. In trauter Eintracht haben die Fachbereiche 12 und 13 das Architekturmuseum abreißen lassen. Man hatte dabei ein schlechtes Gewissen. Nicht ohne Grund. Deshalb wurde ein kleiner Ablasshandel vereinbart – kein Ablass ohne schlechtes Gewissen: man veranlaßte, was damals strikt verboten war, die Aufhängung der Türen in den Fluren der Henschelei.

Das Prinzip der "Reinstallation" der Türen des Museums war einfach und schlicht, sowie es nun einmal um's Gemüt derjenigen bestellt ist, die den Abriß zu verantworten haben. Blaue Türen wurden neben blaue Türen, gelbe neben gelbe und grüne neben grüne Türen gehängt. Fürwahr, ein einleuchtendes, in sich stimmiges Ausstellungskonzept, ein überzeugender Beitrag zur Planungskultur des Studienbereichs (Kollege Kopetzky wird da aus dem Vollen schöpfen können).

Leider hatten die OrganisatorInnen des damaligen Architekturmuseums diese hohe Stufe psychologisch subtiler Farbenlehre noch nicht erreicht und es deshalb versäumt, den Erläuterungstafeln zu den einzelnen Türen entsprechend abgestimmte Farbsignata hinzuzufügen. So kam es zu peinlichen Verwechslungen, die allerdings den Initiatoren der neuen Architekturausstellung nicht angelastet werden dürfen, denn wie soll jemand – erst recht ein Architekt, Stadt- oder Grünplaner – schlicht weiße Tafeln mit schlicht schwarzer Schrift den differenzierten Farbstufen blau, gelb, grün adäquat zuordnen, wo sich dies visuell konsistent in farbpsychologisch logischer Folge logisch kaum durchhalten läßt?

Auch der kurze zweite Frühling, der dem Architekturmuseum beschieden war, vermochte die Zerstörung nicht zu verhindern. Inzwischen ist nicht nur das Museum weg, auch die Türen selbst wurden in Verwahrsam genommen; eine ganz neue, zweifellos planungskulturell beachtenswerte Wendung, wenn Türen nichts mehr verschließen, sondern selbst unter Verschluß geraten – sozusagen in vorsorgliche Schutz- oder Beugehaft?

Sicher gäbe es nach wie vor die Möglichkeit, das Museum ein zweites Mal im Treppenhaus K 10 neu auferstehen zu lassen, aber das wäre nur mehr eine billige, das heißt teure Lüge, denn die Lehre am Fachbereich entspricht in Geist und Tat genau der Zerstörung des Architekturmuseums. So fordere ich stattdessen den Fachbereich auf, folgende Beschlüsse zu fassen:

1. Der Studienbereich wird aufgefordert, unverzüglich dafür Sorge zu tragen, daß eine Überstellung der Türen des ehemaligen Architekturmuseums (incl. der Erläuterungstafeln) an die Studentenschaft des Fachbereichs 13 – Liste Freiraum erfolgt, (das sind die einzigsten Leute, die sich nicht an der AbrißSauerei beteiligt haben). Die Übergabe der einzelnen Exponate ist erforderlich, um deren Bestand vor weiteren Zugriffen des Studienbereichs oder der Fachbereiche zu sichern.
2. Der Fachbereich 13 strengt eine Schadensersatzklage gegen den Studienbereich in Höhe von DM 100.000, -- an, wegen der vorsätzlichen, aus niederen Beweggründen geleisteten Zerstörung eines zeit- und kunstgeschichtlich einmaligen und international anerkannten Kunstwerkes.

Das Geld wird zweckgebunden für die Renovierung und Erweiterung studentischer Arbeitsräume im K 10 eingesetzt.

Mit freundlichem Gruß
Helmut Lührs

Die Reaktion.

Natürlich wollte niemand etwas davon wissen. Aber jemand, der sonst in den Zuschreibungen und Benennungen sogenannter Rädelsführer reaktionärer Politik ganz unbedenklich ist, fühlte sich auf den Schlip, den er gegen eine tümelnde Aufmachung tauscht, getreten:

"Onno Poppinga gibt zu Protokoll: 'Wegen des arrogant klingenden Tones' habe ich mich nicht an der Abstimmung beteiligt" (Protokoll FB Rats-Sitzung 130)

Dem Gedächtnisschwund ist dank einer Dokumentation zu den 'offenen Türen' leicht abzuhelpen. Damals hat Herr Poppinga der Eröffnung zugeklatscht. Ich seh ihn noch arrogant auf der niedergemachten Henschelei mit Sähwanne Raps säen. Aber das ist lange her. 'Jugendsünden' wird das genannt, wenn sich diese 'Jugendlichen' auf der Welle des Widerstandes, die andere trugen, ans sichere Gestade gerettet haben. Jetzt sind sie nur noch taktisch. Sie werden nicht reif sondern faul.

"Die Straße des Alltags stellt einen bedeutsamen Schritt in die Entwicklung unser zeitgenössischen Kunst dar, und es ist zu hoffen, daß die gesamte Serie, in einer entsprechenden, straßenähnlichen Aufstellung, weiterhin in Kassel zugänglich bleibt." (L. Burckhardt 1983)

(aus: Hose, G., Kruse, R., Schulz, H., Sölle, A. (Hrsg. 1983): architek-tür-museum Kassel)

Man wird doch fragen dürfen, wo der Herr Professor bei der Abstimmung im Fachbereichsrat war.

Joseph Beuys

„Ihr könnt doch zum Handeln kommen!“

Ausschnitte aus dem Tonbandprotokoll einer Rede von Joseph Beuys am 7. November 1980 anlässlich des „Ur-Tisch-Happenings“ im Studienbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung an der Gh Kassel. Zum Ärger der Bürokratie erklärte er einen überdimensionalen Tisch zum „Ur-Tisch“, der als Ersatz für zuvor nicht genehmigte und abgerissene Emporen von Studenten gebaut worden war. Beuys' Aussagen von damals sind übertragbar auf die „Fenster-in-Tür“-Aktion, die der Einrichtung des „architek-tür-museums“ vorausgeht.

„In dem System, in dem wir alle leben, das muß man ja auch mal durchdenken, ich meine, was da vorliegt, ist doch die Tatsache, daß der Staat der Eigentümer dieser

architek-tür-museum kassel

Katalog zur Dauerausstellung im Studienbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung (ASL) der Gesamthochschule Kassel, Henschelstraße 2

Herausgeber: Georg Hose, Ralf Kruse, Hartmut Schulz,
Andrea Sölle Kassel 1983

Produktionsmittel ist. Das heißt, es handelt sich hier um ein verstaatlichtes Schul- und Hochschulwesen, um eine Aneignung der wichtigsten Produktionsstätten der Menschen. Nämlich derjenigen Produktionsstätten, wo die menschlichen Fähigkeiten entwickelt werden sollen. Wo die menschliche Fähigkeit als ein Kapital der Gesellschaft sich breit entfalten und entwickeln soll.

Alle diese Zusammenhänge, die der Befreiung des menschlichen Geistes dienen sollen, an den Arbeitsplätzen, und zwar an allen Arbeitsplätzen, nicht nur an den Hochschulen und den Arbeitsplätzen der Industrie, das sind doch grüne Ideen. Grüne Ideen sind nicht Kak-tus- oder Spinatideen. Diese Grüne Idee ist gesamtgesellschaftliche Gegenbewegung, gegen das Bestehende, letztendlich auch den Begriff der Gesellschaftsarchitektur.

Dieses Bild, wie eine soziale Architektur oder eine soziale Plastik gestaltet sein müßte, da kommen wir alle nicht darum herum, uns diese Alternative strukturell zu erarbeiten. Wer da denkfaul ist, wer sich diesem entziehen will, der muß sich nicht wundern, daß ertäglich unter Druck gesetzt wird.

Ich schreie nicht nach einem neuen Menschen. Der Mensch ist so, wie er da ist, schon gut genug. Aber er kann sich noch ein bißchen anstrengen, er kann noch ein bißchen mit seinen sieben Sachen, das heißt mit seinen Werkzeugen, mit seinen kreativen Werkzeugen, die im Laufe der Menschheitsentwicklung in seinem Organismus entwickelt sind, davon kann er ja mal Gebrauch machen. Er braucht sich nicht täglich zu verdummen, mehr und mehr verdummen lassen durch das System und den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Er muß sich dadurch zu einem rein biologisch-vegetativen Wesen erniedrigen, das schließlich nur noch als Kotelett-Fresser zu erkennen ist.

Eine solche Haltung der Studenten, sich so zu verhalten wie sie's jetzt getan haben, ist ja beispielhaft, ist ja ein kleiner Schritt. Aber leider wird da oftmals verzichtet, bei den entscheidenden großen Schritten das Richtige zu tun. Und man besorgt sich immer jede Machtstruktur, von der man sich ja täglich unterdrückt fühlt, aufs Neue. Bei den Vorgängen in der Gesellschaft ist es ja tatsächlich so, daß man einschneidende Veränderungen bewirken könnte, auf ganz demokratischem Wege. Denn wir halten ja etwas von der Demokratie. Wir wollen ja nicht zurück zu irgendeiner Form von Diktatur. Wir wollen ja reden. Aber wie ist es denn möglich, daß die Menschen, die wirklich solche Erfahrungen machen, bei solchen Wahlen so blödsinnige Entscheidungen fällen. Beispielsweise noch Propaganda für die SPD machen. J>, da braucht man sich nicht wundern, daß kurz nach der Wahl in Frankfurt die Landebahn gemacht wurde. Der Zugriff geschieht nach jeder Wahl eben umso entscheidender. Ein halbes Jahr vor der Wahl spricht man dann davon, daß man auch „grün“ werde. Daß man so viel für den Umweltschutz und für die ökologischen Verhältnisse tun wolle. Wer das nicht durchschaut, daß wir in diesen Machtstrukturen leben und daß wir uns von diesen Machtstrukturen befreien müssen durch das jeweils richtige Handeln, der hat auch das Recht verspielt, nach der Wahl jeweils sozusagen sein kritisches Organ zu betätigen durch verbale Kritik. Wer also darauf verzichtet, das leicht mögliche Handeln zu ersetzen durch verbales Blabla, der hat sein Recht verspielt.

Ich nehme an, diese Handlung mit der Kunst ist eine Art direkter Demokratie und ein Akt unmittelbarer Artikulation des Freiheitsbedürfnisses der Menschen, zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten, aber nicht in dem egoistischen Sinne für sich, sondern auch für andere. Damit diese Fähigkeit dann der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden kann.

Ihr könnt doch zum Handeln kommen!

Das Suchen nach Grauzonen genügt nicht oder das Suchen nach Rechtslücken genügt nicht. Das kann man nicht nutzen in dieser Auseinandersetzung, die wahrscheinlich eine kontinuierliche sein wird in der Zukunft der Menschen, die sich überhaupt aus solchen Verhältnissen befreien wollen. Aber dann müßt Ihr das mal machen. Ihr müßt den Konflikt suchen. Ihr müßt nicht dem Konflikt aus dem Wege gehen, sondern Ihr müßt den Konflikt suchen und dann eine Solidarität mit den Menschen finden, die ja schließlich auch hier in der Stadt leben. Ihr seid ja nicht alleine. Es gibt ja Millionen von Menschen, die auf Eurer Seite stehen. Es ist ja nicht so, daß wir alleine arbeiten, aber Ihr müßt es erstmal sichtbar machen, daß die Öffentlichkeit sich an der Solidarität beteiligen kann. Und diesem unvernünftigen Handeln Einhalt gebietet. Das müßt Ihr machen. Ihr müßt Euch brüsten, Ihr müßt Euch stark machen. Ihr müßt Euren Willen kultivieren. Das müßt Ihr machen. Und der Wille ist das wichtigste innerhalb der inneren Architektur der kreativen Kräfte. Denn die kreativen Kräfte bestehen ja nicht nur aus einem abstrakten Denken, an seinen eigenen Vorbehalt, sondern sie bestehen aus einer weitergehenden Empfindung, die alle Menschen und die Natur mit einbezieht. Und drittens basieren sie auf der menschlichen Willenskraft. Und ohne die Willenskultur ist nichts zu machen. Mit der Schlappschwänzerei und durch die Schlappschwänzerei ist ja alles dieses nur zustande gekommen.

Ich habe gesagt, daß hier Architektur strukturell unter Druck von Architekten gemacht wird. Damit sehen Sie die Problematik dieses Berufszweiges, indem man feststellt, daß Architekten Verbrecher sind in den meisten Fällen. Das muß man festhalten. Nicht daß wir jetzt glauben könnten, alle die im Saal sind zu überzeugen. Hier sind bestimmt eine ganze Reihe von Menschen, die haben längst eine Faust in der Tasche gemacht — und wissen ganz genau, daß sie das, was wir hier besprechen, in ihrem Leben nicht berücksichtigen werden. Weil sie ganz andere Ziele haben. Nämlich tatsächlich nur egoistische Ziele. Oder privatistische Ziele. Indem sie gar nicht, sagen wir mal, gefährdet werden durch irgend ein Denken, was unter Umständen eine nächste Kultur für die Menschheit besorgen würde, wo ein solches egoistisches Interesse nicht mehr seine Spielfläche hätte. Aber auf diese Menschen brauchen wir keine Rücksicht zu nehmen. Spalten wir ruhig die Menschheit in eine positive, die gewillt ist, nach gutem Willen das zu tun, was für die Gesamtmenschheit gut ist und in eine die beim alten Prinzip bleiben will. Setzen wir uns aber ganz bewußt von solchen Menschen ab. Überall da, wo's erkennbar wird.

Mit dem Gegner einen Konflikt versuchen, damit das Problem sichtbar wird in der Öffentlichkeit. Dies bei-

spielsweise ist die Aktion der Studenten, die in der Öffentlichkeit sichtbar geworden ist. Und weshalb ich angerufen wurde, ob ich nicht hier erscheinen würde und mich quasi mit dieser Aktion solidarisch erklären würde. Also nur dadurch, daß es gemacht worden ist in einer Konfliktsituation, ist das Problem ja öffentlich geworden. Und das verlange ich. An allen Arbeitsplätzen, wo Verhältnisse herrschen, die nicht der Entfaltung der menschlichen Fähigkeit dienen, sondern die die Verdummung und die Erniedrigung der menschlichen Fähigkeit wollen. Das verlange ich.

Damit wäre ganz sichtbar, daß eine Gruppierung von Menschen existiert, die auf was weitergehendes hinweisen, nämlich auf die Autonomie und auf die Selbstverwaltung der Hochschule. Die es nicht länger ansieht, daß der staatliche Zugriff und der staatliche Zentralismus von den täglichen Produktionsstätten in dieser Weise Gebrauch macht, wie er das tut. Damit ist Öffentlichkeit geschaffen. Das ist ja kein Zwang. Jeder, der das nicht will, der sich nicht öffentlich bekennen will zu einer solchen Avantgarde, der soll drinnen bleiben, soll nach Hause gehen oder ein Knackwürstchen essen gehen.

(Applaus)

Ihr solltet fragen, wie kulturell zersetzende Maßnahmen des Staates und der dahinterstehenden Wirtschaftsinteressen in Einklang zu bringen sind mit der Absicht einer Stadt, sich kulturell zu brüsten, eine documenta hierhin zu stellen. Das könnt ihr doch mal klarmachen.

Letztendlich tun, was wir wollen und daß wir selbstbestimmen, und wenn dieser Selbstbestimmungscharakter nicht so, sagen wir mal, falsch gemeint ist, daß er nur meint, mich selbst so selbstzubestimmen, daß ich sage, ich persönlich kann machen, was ich will und der andere interessiert mich nicht – wenn ich in diesem Selbstbestimmungscharakter Verbindungen suche zu anderen Menschen, die auch die Selbstbestimmung betreiben und damit solidarisch bin und damit in einem sozialen Zusammenhang ständig stehe, dann werden wir Fortschritte machen. Dann werden wir Fortschritte machen!

Wenn Ihr das kontinuierlich betreibt, werdet Ihr durch Eure Handlungen – nehmen wir einmal das komische Wort – berühmt. Nur der wird ja nicht berührt, der dauernd privatisiert. Aber derjenige, der mutig ist, der wird bekannt. Und er wird schließlich auch eine Autorität werden für eine menschengemäße Sache.

Berühmt werden kann jeder. Das Einzige, was ich vielleicht mehr habe als der eine oder andere, ist ein bißchen mehr Mut. (Großes Gelächter) Wenn Ihr schon an Architektur denkt, denkt an Eure eigene Innenarchitektur. Wenn die Basis fehlt, fehlt die menschliche Willenskraft im Mut, dann ist alles andere verspielt. Da brechen alle Tischbeine ab und die Platte saust von rechts nach links. Also, wenn das Architektonische als Willenselement in der Struktur fehlt, ist alles umsonst.

Ich bin ja nur bekannt geworden, daß ich meine Sachen, nicht wahr, an die Öffentlichkeit gebracht habe. Und es hat auch zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre gedauert. Es ist heute eine Sensation, wenn Menschen mutig sind. Allgemeine Feigheit ist sehr hoch entwickelt.

Und Herr Wilkens, der Initiator des Tisches ist Protagonist der 'Museumsauflösung' – diesmal als Studienbereichsleiter – ho.

Fast auf den Tag genau zum 10jährigen Bestehen der architektur-aktion vom 25. Februar 1982 haben Ende Februar 1992 die professoralen Sympathisanten den Rückzug angetreten und der postmodernen Verhübschung und der altertümlichen Demonstration (von hübschen Plänkeln) das 1. und einzige architektur-Museum geopfert. Der Abriß der sozialen Geschichte und des Archivs administrativer Willkür möchte man, wie die Erinnerung an die Prämissen des Projektstudiums, gerne ausmerzen und durch professoral legitimierte 'Zukunftsentwürfe' ersetzt wissen. Dann sind wir wieder in den 60ern gestrandet. Damals hingen in allen Instituten die feinen Entwurfszeichnungen zur Einschüchterung der jüngeren Semester in den Gängen und wurden zur gefälligen Nachahmung zwingend empfohlen: das sind die Entwerfer der Zukunft. Was daraus geworden ist – aus den Entwerfern – schlechte Planer, die aus Mangel an Substanz modisch oder modern sind; immer auf der Tour, die vergißt, was falsch oder richtig war. Die modische Anpassung

entspricht einer Flucht vor den vollmundig verkündeten Absichten und Streitbarkeiten und einer nachträglichen Offerte an die Forderung der fernen Staatsverwaltung "weiteren Schaden vom Land abzuwenden". Diese verspäteten 'Revisoren' wollen auf ihre alten Tage ihren Frieden mit der Verwaltung machen, damit wieder Sauberkeit einkehre und die Spuren unlesbarer werden: so wird 'Design' zum Instrument der 'Unsichtbarkeit' - Design macht unsichtbar. Es ist die 'Grünplanung', die Spuren vertilgt und die Artefakte ins Museum liefert, wo die Geschichte einbalsamiert werden kann. Bei Führungen durchs Archiv wird dann etwa folgendermaßen aus der Geschichte eine Historie gemacht:

'Hier sehen sie das Architekturmuseum. Es handelt sich um den Ausdruck oder Abdruck eines späten Ausläufers der Studentenbewegung der frühen siebziger Jahre. Das haben wir jetzt überwunden und auch nicht mehr nötig, nachdem wir jetzt anerkannt sind. Wir, das ist die Hochschule und - nicht zu vergessen sind auch die Professoren, deren Ruf mit solchen antiautoritären Aktionen kompromittiert werden kann, haben das jetzt überwunden. Anlässlich einer historischen Aufarbeitung dieser Zeit könnten einige Türen einmal in einer Wanderausstellung aufgestellt werden. Wir kommen jetzt in das neu gestaltete Museum. Auf den sauberen weißen Wänden werden in kurzer Folge die Zeugnisse des modernen Entwurfs ausgestellt. Immer wieder neu und ohne Reminiszenz ans Vorhergehende, das vielleicht nur zu falschen Vergleichen verleiten könnte. Wichtig ist uns auch, daß StudentInnen jüngerer Semester immer nur das Neueste zum folgsamen Ansporn gezeigt kriegen. Sie sollen lernen, daß die Entwürfe von Gestern der Müll von Heute ist. Das geht in unserem Museum, im Gegensatz zur manifesten Wirklichkeit, ja hervorragend. Was da draußen herumsteht, lauter Unglücksfälle, soll hier nicht störend den reinen Sinn verwirren. Sie sehen hier z.B.'

Was lehrt uns das?

Es ist schwer den Entwerfern die Vergeßlichkeit der ihnen eigenen Geschichte vorzuhalten, weil sie i.d.R. unbekannt bleibt. Ihr Wort tut alt, erfahren, weise. Dabei ist es, wenn ich hinter 'ihre' Geschichte komme, brandneu, touristisch. Sie sind Sieger, wo sie Erfahrene vortäuschen.

"Das hat mit ihrem Singen die Polizeiverfügung getan. (Denn wir haben es ja erlebt, was manche Kommunistenscharen taten, wenn sie eine Stadt 'erobert' hatten: Das erste war, Verfügungen ganz im Stil ihrer bisherigen Unterdrücker herauszugeben. Es sind umgekehrte Beamte.) Denn wenn ein Kopf mit einem Geschehnis zusammenprallt, so kann ein sprachliches Erlebnis daraus entstehen. Aber wehe, wenn nur eine Phrase in der Nähe ist!" (Peter Panter 1923).

Nach den Verlautbarungen ist das nur eine Stilfrage: die Unterscheidung zwischen 'richtiger' und 'falscher' Macht. Und 'richtige' Arroganz gibt's eben auch.

Andrea Appel
Reisen ohne das Welte zu suchen *)

Inhalt	Seite
Vorsatz: Nicht zu viel und nicht zu schnell	11
Hinein gereist	12
 I. Die Reise hat ein Prinzip	
1. Die Absicht	16
2. Das Nebenher	17
3. Erfahrungen und Wegwissen	18
4. Zwischenzeiten: Abstand - Verknüpfungen	19
 II. Das Prinzip der Reise erfahren wir zu Hause	
1. Die ersten Reiseerfahrungen	20
1.1 Vom Vertrauten ins Unbekannte - die Bedeutung der Grenzen	20
1.2 Der alltägliche Ort und das "Immer-und-immer-wieder" macht sicher	21
2. Routine ist Wegerfahrenheit	23
3. "Ich gehe mal"	24
4. Haben wir so gelernt zu reisen?	25
 III. Die Tour hat ein Programm	27
1. Das Touren macht absichtslos	29
2. Die Tour ist Zeitvertreib oder die Tour vertreibt die Zeit	30
3. Die Tour bleibt im Erlebnis stecken	33
4. "Fixierte Bilder" - "Fertige Welten"	35
 IV. Der touristische Blick	
1. Der touristische Blick ist kolonialistisch	41
2. Die "Sanfte Tour" ist die "alte Tour"	42

*) Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel, Fachbereich 13
 Stadt- u. Landschaftsplanung, Mai 1991
 Betreuerin: C.A. Vetter, Betreuer: K.H. Hülbusch

V.	Der Landschaftsgarten ist eine touristische Inszenierung - oder: Der Tourismus ist die Erweiterung des Landschaftsgartens	43
1.	Der Landschaftsgarten ist kein Garten, in dem wir uns auskennen können	44
2.	Der Landschaftsgarten symbolisiert ideologische Besetzung	47
3.	Was sollen wir sehen? - Die Konditionierung des touristischen Blicks	48
3.1	Die paradiesische Landschaft	48
3.2	Die Programmkunst	50
4.	Die Programmkunst in Sanspareil oder: Eine Geschichte aus Zwernitz	
VI.	Rollen, Doppelrollen, aus der Falle rollen - ein Resumee	54
	Nachwort	56
	Literatur	57
	Anhang	62

Vorsatz: Nicht zu viel und nicht zu schnell

Es gehört zum Reisen dazu, daß wir festsitzen; entweder wir haben eine Panne oder der Zug kommt nicht oder wir nehmen am Wege Platz und wissen einfach nicht weiter und müssen erst einmal sortieren, d.h. fragen warum.

Da sitze ich gerade und denke über den Weg nach, den ich bisher gegangen bin und über den Platz, an dem ich gerade sitze. Ich sehe einige Teile des Weges sehr genau, einige liegen undeutlich vor mir und manche Teile fehlen ganz. Ich werde den Weg noch einmal zurückgehen und die Teile miteinander verknüpfen, das heißt die Verknüpfungen finden, die mir wichtig sind. Über die, die fehlen, muß ich springen und dazu muß ich sie kennen, besonders wahrnehmen, damit ich weiß, wann ich zum Sprung ansetze ...

Ich bin unsicher loszureisen, weil die deutlichen Teile des Weges vielleicht undeutlicher sind, als ich sie in Erinnerung habe und ich käme nicht so schnell voran, wie ich dachte. Ich bin ungeduldig wie: Reisefieber vor der Reise haben und alles durcheinander in einen Koffer schmeißen, ohne genau darüber nachzudenken, ob es für diese Reise zu gebrauchen ist oder nicht. Außerdem könnte ich den Zug verpassen, wenn ich nicht schnell "alles" zusammenpacke. Diese Aktionen sind bekannt: Meistens geht der Koffer gar nicht zu: Zuviel drin - das Draufsetzen, Drücken und Stopfen nutzt nichts - oder höchstens bis zu dem Moment, wo er wieder aufplatzt. Eben: Es ist zuviel. Es ist die "Total-Ausrüstung" für "alles", was eintreten, was passieren könnte. Das, was notwendig ist und was ich tatsächlich für die Reise brauche, geht in dieser Ausrüstung unter. Deshalb sitze ich fest.

Ich packe den Koffer wieder aus und versuche das Nötigste in einen Rucksack zu packen, den ich besser tragen kann: Das Notwendige für die Absicht meiner Reise und für das, was ich gewiß absehen kann oder: Ich brauche nicht für jeden Sprung und jedes Stückchen Weg ein anderes Paar Schuhe.

Hinein gereist

Wir sind damit schon mitten im Thema. Es geht mir in dieser Arbeit darum, die Bedeutung des Reisens als eine Erfahrungszeit zu beschreiben, die uns mit "Wegwissen" befähigt. "Wissen, das am Weg, im Wege, auf dem Weg entsteht und sich dort bewähren muß." (S. Groeneveld, 1984, S.123)

Dabei möchte ich nicht definieren, was eine "Reise" ist, denn während meinem Nachdenken darüber hat sich für mich "alles" in eine Reise verwandeln lassen und für mich kann "alles" als Reise verstanden werden. Das Schreiben eines Briefes kann eine Reise sein, genauso wie das Lesen eines Buches; wenn wir sitzen und nachdenken oder "einfach nur sitzen", reisen die Gedanken. Das Leben ist eine Reise, in der wir uns immer auf's Neue auf Wege begeben und auf Wegen bewegen, die sich miteinander verknüpfen. Jedes Stück Weg, jede Reise bringt Veränderungen, wenn wir unterwegs Erfahrungen und Wegwissen sammeln können. Auch das Studium ist ein Stück Weg und wir können fragen: Wie bin ich da hineingereist und wie reise ich jetzt wieder raus? Es ist also eine Frage nach den Veränderungen und nach dem unterwegs Gesammelten. Mit einer Diplomarbeit können wir hinausreisen und das "Hineingeraten" anders sehen, neu beurteilen. Sie ist auch eine Reise. Da ich aber nicht auf allen diesen Ebenen springen möchte, frage ich zunächst nach dem Prinzip des Reisens, wie wir es "gewohntermaßen" als ein Unterwegssein zwischen Orten, zwischen vertrauten und fremden, kennen. Wenn wir wollen, können wir dieses Prinzip dann auf das übertragen, was wir sonst noch als Reise verstehen.

Zwischen (W)orten unterwegs

Wenn wir von einem vertrauten Ort aufbrechen und uns zu einem fremden Ort auf den Weg machen, heißt das noch nicht, daß wir Erfahrungen und Wegwissen sammeln, denn es kommt darauf an, wie wir es gelernt haben, uns auf Wege zu begeben und auf Wegen zu bewegen.

Um der Bedeutung des Reisens auf die Spur zu kommen, möchte ich unterscheiden zwischen dem Prinzip der Reise, die uns

mit Erfahrungen und Wegwissen befähigt und dem Programm der Tour, die das Sammeln von Erfahrungen und Wegwissen unmöglich macht. Wir können auch sagen: Die Tour ist das Modell der Ent-eignung im Gegensatz zur Fähigkeit des Reisens.

Sie ist enteignend schon deshalb, weil uns zu dem Begriff der Reise "gewohntermaßen" das Unterwegssein des Tourens einfällt: Die Urlaubstouren zum Beispiel, die uns in den Prospekten als die "liebsten Wochen des Jahres" verkauft werden. Wir werden konditioniert, unser Unterwegssein "nach allen Regeln der Tour" zu gestalten und geben damit eine Erfahrungszeit aus den Händen. Anders: Die Bedeutung der Reise als Erfahrungszeit wird von der Tour "verschluckt".

Durch die Unterscheidung zwischen Reise und Tour als "grund-verschiedene Welten" können wir diese Bedeutung sichtbar machen und uns ihr nähern.

Was suchen wir eigentlich woanders?

Mit dieser Frage habe ich mich auf den Weg, "an die Arbeit" gemacht. Sie machte den Anfang der Unterscheidung zwischen Reise und Tour. Hinter ihr steckt der Zweifel an der Sinnhaftigkeit unseres Unterwegsseins und die wachsende Gewißheit, nicht nur, daß mit dem Touren etwas nicht stimmt; daß die Tour sinnleer ist.

Die Frage nach der "Suche woanders" liefert zwei entscheidende Programmpunkte des Tourens:

1. Die absichtslose Suche

Die Suche nach "etwas", ohne dabei ein konkretes Ziel oder eine notwendige Absicht im Kopf zu haben, die uns den Weg und das "Woanders" als bestimmbares Ziel erklärlich machen könnten.

Mit anderen Worten: Wir wissen gar nicht so recht, warum wir unterwegs sind, also müssen wir unterwegs ständig auf's Neue nach einem Sinn suchen.

Wenn wir uns im Gegensatz dazu auf den Weg machen, einen Freund zu besuchen, wissen wir genau, was bzw. wen wir zu suchen haben oder besser: Daß wir gewiß etwas finden werden und wir wissen auch wo. Wir würden niemals auf die Idee kom-

men, nach Hamburg oder nach Prag oder nach Düsseldorf zu fahren, also einen beliebigen Ort zu wählen, wenn der Freund in Oldenburg wohnt. Wir kämen auch nicht auf die Idee zu fragen: Was suchen wir denn da? Denn es ist klar; wir besuchen einen Freund in Oldenburg. Deshalb sind wir dort.

2. Die Verheißung des "woanders"

Wir begeben uns auf die absichtslose Suche im Glauben, daß es "woanders" etwas gibt, das es hier, wo wir gerade sind, nicht gibt. Wir kennen die Verheißung des "woanders" als das Gefühl, Erlebnisse - "Erlebenswertes" - zu verpassen, also das Gefühl, "am falschen Ort zur falschen Zeit zu sein." Die Suche "woanders" ist die Jagd nach den sogenannten Erlebnissen, die wir meinen, hier (zu Hause) nicht zu haben.

Die Jagd hat Propaganda- und Prestigewert: Propagandawert, weil der "erfolgreiche Jagdbericht/Erlebnisbericht" "zu Hause" die Verheißung glaubhaft macht und das Gefühl, etwas verpaßt zu haben, produziert. Prestigewert hat sie für die Jäger, für ihr Ansehen, wenn sie die Beute vorzeigen (vom Foto bis zum Buschmesser ...).

Die Jagd ist weder von einem bestimmten Ziel, einem bestimmten Ort (z.B. Oldenburg), noch von einem Zweck (z.B. jemanden besuchen), sondern von Verheißungen und den damit verbundenen Gefühlen (Fernweh, Sehnsucht, Erlebnisdrang) abhängig. Das ist der Rahmen des touristischen Programms: Es lebt von unserer "Gefühligkeit" und der daraus entstehenden Jagd nach den Erlebnissen. Der Jagd nach den Verheißungen an sich, wird die "Bedeutung" der Tour zugesprochen. Diese Jagd ist unendlich reproduzierbar, weil sich auch das Gefühl, sich etwas entgehen zu lassen, unendlich reproduzieren läßt.

Die Orte, die wir für diese Jagd aufsuchen, sind völlig beliebig; sie entspringen dem jeweiligen Gefühl, dem jeweiligen Erlebnisdrang: Am Wochenende nach Amsterdam, im Sommer nach Portugal, nächstes Jahr vielleicht nach Thailand zur Dschungel-Tour. Es geht uns aber nicht um Amsterdam, um Portugal, um Thailand, sondern darum, daß uns die passenden Erlebnisse und Bilder geliefert werden. (Wenn wir nicht auf Tour sind

übernimmt diese Aufgabe der Fernseher, vor dem wir uns dann immer auf das "wannanders" verträsten können und der uns die Bestätigung liefert, daß es "woanders" immer spannender ist.) Was gibt es denn zu finden oder zu erfahren und an Wissen zu sammeln, wenn wir mit fertigen Bildern und Vorurteilen an einen Ort kommen, wo wir auch nichts anderes "suchen", als diese Bilder und die Bestätigung dieser Vorurteile?

Die Frage, was es stattdessen gibt, welchen Sinn und welche Bedeutung unser Unterwegssein haben kann, ist die Frage nach der Bedeutung des Reisens. Nicht die Frage nach dem "was suchen wir woanders", sondern die Frage nach dem, was wir in unserer Absicht finden und auf dem Weg aufsammeln können und zwar nicht "irgendwo", sondern dort, wohin wir in unserer Absicht wollen.

I. Die Reise hat ein Prinzip

1. Die Absicht

"Oft kann schon ein kleiner Mangel Anlaß geben zu einer Reise - beispielsweise der Mangel an einem Kilochen Nägel. Von diesem Mangel betroffen fand sich in Suleyken ein Mensch namens Amadeus Loch, dessen Liegenschaften sich in unmittelbarer Nähe von Goronzä Gora, das ist: Heißer Berg, erstreckten. Um also genügend Nägel zu haben für den Bau eines Schuppens, begab sich dieser Loch eines Tages zu seiner Frau und sprach ungefähr so: 'Es ist', sagte er, 'moia Zonka, ein Mangel aufgetreten von einem Kilochen Nägel. Daher wird eine Reise nach Oletzko notwendig sein. Und damit sie angenehm wird, könntest du eigentlich mitfahren.'" (S. Lenz, 1989, S.25)

Wenn wir zu einer Reise aufbrechen, machen wir uns mit Absicht auf den Weg, d.h. die Reise hat einen Anlaß und damit ein bestimmtes Ziel. Wir haben einen Beweggrund oder besser einen Weg-Grund, einen Leitfaden für unsere Reise, der auch die Reisezeit bestimmt: Wenn sich unsere Absicht erfüllt hat und unsere Weg-Gründe "sich erledigt" haben, ist auch unsere Reisezeit "zuende". Darin liegt die Eindeutigkeit, der Sinn unserer Reise und indem wir unsere Absicht kennen oder auch einen notwendigen Anlaß erkennen, können wir die Reise, den Weg vorbereiten und planen. Wir können in unserer Absicht das für die Reise Notwendige absehen; eine Absicht haben und etwas absehen können gehört zusammen.

Der Weg-Grund, der Anlaß der Reise entsteht aus einer alltäglichen Situation, aus einer Notwendigkeit, die sich mit unseren weiteren Absichten verknüpfen läßt; mit unseren Interessen und Neigungen: Amadeus Loch findet es z.B. angenehm, wenn "Zonka" mitfahren würde. Diese, in ihrer Absicht,

"sprang hinüber zu ihrem Bruder, Paul Popp und ließ sich so vernehmen: 'Amadeus und mich, uns zwingt der Mangel von einem Kilochen Nägel in die Fremde. Morgen, vielleicht auch übermorgen müssen wir fahren nach Oletzko. Wenn man aber schon in die Fremde muß, dann soll man achten, daß man nicht allein ist. Da ich auf euch nicht verzichten kann, wäre es schon angenehm, wenn ihr mitkämt. Ich könnte sie leichter aushalten, die Reise.'" (S. Lenz, ebenda)

Die Reise ist nicht nur der "Sprung" zu den Nägeln, sie ist der Weg, der neben dem Anlaß der Reise Platz hat für anderes, für das Unvorhergesehene, für Überraschungen. Dieses "Neben-

her" der Reise, das, "was sonst noch passiert", können wir nicht planen, wir können uns aber, unseren Reiseerfahrungen entsprechend, darauf vorbereiten und - mit Absicht, in Voraus-sicht - Entscheidungen treffen: Ein Kilo Nägel läßt sich natürlich auch allein besorgen; wenn wir die Reise aber allein nicht machen wollen, laden wir andere ein; um die Reise angenehmer zu machen oder um sich "in der Fremde" und in dem, was nebenher passiert, sicherer zu fühlen:

"So fuhren sie los, und dem Vernehmen nach soll auf dieser Fahrt, neben vielem anderen, folgendes passiert sein: es wurden zwei Kinder geboren, der alte Logau verlor sein Holzbein, zwischen dem Schuster Karl Kuckuck und dem Fluß-fischer Valentin Zoppek brach ein Streit aus, der Holzar-beiter Gritzan ließ sich herab und sprach zwei ganze Sätze, ferner sichtete man einen wilden Auerochsen, der sich je-doch später als Kuh herausstellte, inspizierte die sagen-haften Rübenfelder von Schissomir, unterbrach die Fahrt, um den berühmten Kulkaker Füsiliere beim Manöver zuzu-sehen, und erwarb natürlich ein Kilochen Nägel in Oletzko." (S. Lenz, 1989, S.27)

2. Das Nebenher

Das Nebenher der Reise ist der Platz für das Unvorhergesehene und für das, was uns unterwegs noch einfällt. Dieser Platz entsteht durch unsere Absicht und um unsere Absicht herum. Indem wir auf den Weg als Weg zu unserem Ziel vorbereitet sind, wissen wir, was wir sicher erreichen wollen und gleich-zeitig können wir das Nebensächliche, das "Nebenher" des Weges aufgreifen und erfahren. Der Weg hat einen Grund und der Weg hat Platz, d.h. er bietet Möglichkeiten, Erfahrungen und Weg-wissen zu sammeln.

Der Weg der Reise ist damit genauso wichtig wie das Ziel, "denn ich kann mich prinzipiell nur auf den Weg begeben. Ich kann mich nicht auf das Ziel begeben." (S. Groeneveld, 1984, S.19) Anders: Wenn wir uns auf das Ziel begeben könnten, hät-ten wir das Ziel sofort und bräuchten keinen Weg, also auch keine Reise. Wir würden dann nicht mehr gehen, uns auf dem Weg und das "Nebenher" des Weges erfahren, wir würden den Weg und das "Nebenher" überspringen oder "überfliegen". (Die Frage nach unserem Befinden dürfte dann nicht mehr heißen: Wie geht es dir oder wie ist es dir ergangen, sondern: Wie fliegt es

dir oder wie ist es dir erflogen?)

3. Erfahrungen und Wegwissen

Wenn wir eine Reise machen, sind wir immer vom Vertrauten und Bekannten ins Fremde oder weniger Bekannte unterwegs. Wir nehmen unsere bisher gemachten Erfahrungen mit auf den Weg und gewinnen neue hinzu, wenn es uns gelingt, das Fremde in Vertrautes zu verwandeln.

"Erfahrung ist immer Verwandlung von bedrohlich Fremden in Vertrautes, so, daß sich das Subjekt das Fremde anverwandelt und sich dem Fremden anverwandelt, besser: durch das Fremde verwandelt wird." (M. Gronemeyer, 1988, S.262/263)

Die "Verwandlung" geschieht, wenn wir in dem Fremden doch Bekanntes wiedererkennen, d.h. wenn wir uns an Bekanntes erinnern oder auch wenn es in uns Neugier und Interesse weckt.

"Wenn es gänzlich mit Bekannten unvergleichbar ist, (bleibt es) nicht nur unbemerkt, sondern förmlich unerblickt."

(E. Bloch, 1986, S.25)

Die Reise setzt Erfahrungen, d.h. uns Bekanntes voraus, damit wir weitere Erfahrungen sammeln können und damit wir uns überhaupt auf Wege begeben und auf Wegen bewegen können. Wir können die Reise nur dann vorbereiten und planen, und wir können uns nur dann auf die Möglichkeiten des "Nebenhers" einlassen, wenn wir "einen Weg wissen", d.h. wenn wir das Prinzip der Reise durch Vorbilder, durch das Mitgenommen-werden, erfahren haben. Wir lernen, indem wir den Weg gezeigt bekommen und dann selber probieren und erfahren; vor allem, indem wir die Wege immer wieder gehen und immer auf's Neue erfahren. Dadurch werden wir auf ihnen sicher und gewinnen Wegwissen: Wissen, wie es weiter-geht oder weiter-gehen kann.

"Erfahrung (...) ist eine Funktion der Wiederholung; das Instrument des Vergleichs vergangener und gegenwärtiger Ereignisse, das den Charakter der Wiederholung erst aufdeckt, ist die Erinnerung und das Ergebnis ist mehr oder weniger verlässliches Wissen." (M. Gronemeyer, 1988, S.269)

Beim Sammeln von Erfahrungen und deren Verwandlung in "mehr oder weniger verlässliches Wissen" sind wir also immer auf Bekanntes, Vertrautes und schon Erfahrenes angewiesen, das einen Vergleich möglich macht. Wir können auch sagen, wir sind

auf das "zu Hause" angewiesen, darauf, daß wir Erfahrenes und Gelerntes von zu Hause mit auf die Reise nehmen; dann kann auch etwas hinzukommen und dann können wir auch Neues mit zurückbringen.

4. Zwischenzeiten: Abstand - Verknüpfungen

Mit einer Reise nehmen wir Abstand vom alltäglichen Ort, von alltäglichen Situationen oder Tätigkeiten. Dieser Abstand und der Vergleich des "Eigenen" mit dem Fremden aus dieser Distanz heraus, kann uns das Eigene deutlicher, bewußter machen. Wir können also nicht nur das Fremde erfahren, sondern wir können auch das Bekannte neu erfahren: "Aha, ihr macht das also so, wir machen das ganz anders, aber bis eben habe ich gar nicht darüber nachgedacht."

Wenn wir von der Reise zurückkommen, sehen wir manches anders oder einfach deutlicher - wenn wir die Reise mit dem "Vorher" und "Nachher" verknüpfen, und sie nicht "im Raum hängen lassen". Wir können die Reise besser als eine Zwischenzeit verstehen, die sowohl einen notwendigen Abstand oder eine Unterbrechung, als auch die Verknüpfung möglich macht.

Wenn wir die Reise als nutzbare Zwischenzeit verstehen können, wird sie zu einem "Bindeglied" zwischen dem "Vorher" und dem "Nachher". (Vgl. B.Bettelheim, 1990, S.118ff).

II. Das Prinzip der Reise erfahren wir zu Hause

Das Prinzip der Reise haben wir alle durch Vorbilder, durch das Mitgenommen-werden von anderen, die sich auskennen - also durch personale Vermittlung - erfahren. Wir kennen diese Reisen "um ein Kilo Nägel" zu besorgen oder ein Kilo Mehl, d.h. wir erfahren "zu Hause" am eigenen Ort, was es bedeutet, sich auf Wege zu begeben und auf Wegen zu bewegen, um einer Absicht, einem "Wollen" nachzugehen: Die ersten "Reiseerfahrungen" machen wir z.B. als Kinder, wenn wir die Grenzen von vertrauten, bekannten Orten zu unbekannten immer wieder ausprobieren und überschreiten - bis wir uns auskennen.

Wir können diese kleinen Reisen, die Gänge am eigenen Ort (Besuchs- und Besorgungsgänge), die "Streifzüge" (vgl. M. Muchow, in P. Frenken, A. Kölzer, 1990) der Kinder als die Vorbilder für die "größeren", die "richtigen" Reisen verstehen. Sie entstehen aus einer alltäglichen Situation oder Tätigkeit, die wir zum Anlaß nehmen, indem wir eine Notwendigkeit erkennen. Der Gang erhält (s)einen Sinn dadurch, daß wir zurückkehren mit dem "eingeholten" Notwendigen und an die Situation oder Tätigkeit, die wir "verlassen" haben, wieder anknüpfen. Diese Gänge gehören zu unserer alltäglichen Routine, die uns sicher macht und in der wir uns auskennen, gerade durch die Wiederholungen, durch die Routine. Diese Sicherheit und dieses Bekannte nehmen wir schließlich mit, als die "Vergleichsmöglichkeiten" an fremden Orten.

"Nur was ich 'zu Hause' verstanden habe, das verstehe ich auch an fremden Orten. Anders: Wer 'zu Hause' nichts verstanden hat (oder nicht konnte), dem fehlen die Vergleichsmöglichkeiten und damit die Voraussetzungen des Zulernens." (K.H. Hülbusch, 1990, S.VI)

Wir brauchen also gar nicht so weit zu reisen, um etwas über unser Unterwegssein herauszufinden. Bleiben wir noch bei den "ersten Reiseerfahrungen" der Kinder und bei den Gängen am eigenen Ort mit der Frage im Kopf: Welche Möglichkeiten bzw. wieviel Platz hatten wir/haben wir, um die eigenen Orte zu erfahren? Und: Haben wir gelernt, unsere Reisen an diese Erfahrungen anzuknüpfen?

1. Die ersten Reiseerfahrungen

1.1 Vom Vertrauten ins Unbekannte - die Bedeutung der Grenzen

Die Reiseerfahrungen am Ort der Kindheit, die Reisen zu Hause sind die ersten Reiseerfahrungen. Sie sind ein sich Vortasten in das Unbekannte, was draußen und noch weiter draußen liegt, um die schon gewonnenen Fähigkeiten und auch die Noch-nicht-Fähigkeiten, die Unsicherheiten auszuprobieren, also um dazuzulernen. Im Haus, in der Familie, werden die ersten Voraussetzungen des Reisens erlernt und erfahren: Das Sich-vortasten, Begreifen, Laufen, Sprechen, ...

Die ersten Reisen können wir allein nicht machen; wir werden mitgenommen. Das Mitgenommen-werden von einer, die sich aus-

kennt, ist eine wichtige Voraussetzung, um dann allein gehen zu können. Das geschieht meistens ganz "klassisch": Wir werden "an die Hand genommen" und bekommen den Weg gezeigt und damit auch das, was unterwegs passieren kann. Wir erfahren es mit. Dann, wenn wir es uns zutrauen, gehen wir allein.

Aus dem Bekannt-gewordenen tasten wir uns vor in das Unbekannte, z.B. vom Haus in den Garten, wo der Zaun (eine Mauer, eine Hecke) die Grenze ist, die uns Sicherheit gibt. Die Grenzen sind eine notwendige Hilfe, sich zunächst diesen Ort - den Garten - "zu sichern". Dadurch, daß wir dorthin immer wieder zurückkommen, wird unsere Sicherheit größer.

Wenn es an der Zeit ist, d.h. wenn der Garten vertraut, bekannt und sicherer Rückzugsort ist, wird die Grenze ausprobiert - auf dem Zaun sitzen, auf der Mauer laufen, auf der Gartentür schaukeln, in den Nachbargarten brüllen - und überschritten. Der neue, noch unbekannte Ort, z.B. die Straße, wird "erobert". Wieder gibt es Grenzen, die Sicherheit geben; aber auch die Sicherheit, daß sie überschreitbar sind, daß sie nicht einsperren und nicht aussperren. Sie sind unter Verabredung oder mit Absprache überwindbar oder müssen als Grenze eines anderen akzeptiert werden: Aus dem Brüllen in den Nachbargarten kann der erste Besuch im Nachbargarten werden oder wir werden nie hineingewunken und müssen draußen bleiben, je nach dem.

So geht es weiter, die Straße rauf und runter, in die nächsten Straßen und zwar immer "wegen" etwas Bestimmten, d.h. die (Spiel-)Wege haben Gründe: Der Weg in die nächste Straße beispielsweise, den des Kaugummiautomaten, oder einfach den, "sich sehen zu lassen". Da zu sein und zu warten, was sich so ergibt. Auf Spiel-Suche gehen. Bei uns hieß das "schlunzen" oder "ich gehe auf die Latter"; Bettelheim nennt es "Zwischenzeit" oder "Leerzeit". (vgl. B. Bettelheim, 1990)

1.2 Der alltägliche Ort und das "Immer-und-immer-wieder" macht sicher

Die Reisen werden größer, das Unterwegssein länger. Wir werden nicht nur mit den Orten bekannt und vertraut, wir lernen auch,

indem wir ihre Ausstattung verstehen, wie wir sie nutzen oder nicht nutzen können/dürfen und ob wir Platz haben, sie durch unsere eigenen Erfindungen so zu nutzen/umzunutzen, wie uns gerade einfällt, wie wir es gerade brauchen.

Zu den Orten gehören immer Leute, d.h. wir erfahren über die Orte, die wir aufsuchen die Leute oder über die Leute die Orte und auch ihre Tätigkeiten und ihren Alltag. Wir machen uns den Ort bekannt, machen uns am Ort bekannt. Aus diesem Bekanntmachen entwickeln sich neue Anlässe und Weg-Gründe der Spielwege und in jedem "Nebenher" entstehen durch diese Wege und Anlässe neue Kenntnisse und neues Bekanntmachen, so daß wir uns auch im Unbekannten durch genügend Vergleichsmöglichkeiten sicher fühlen können.

Wir lernen also, unsere Wege zu bestimmen, je nach dem, was wir gerade wollen und brauchen. Wir kennen allmählich die Wege und wissen, was uns da und dort begegnen könnte und können so durch diese "Kundigkeit" die Wege noch einmal besser, gezielter bestimmen. Wir werden wegekundig und sammeln Wegwissen. Wir lernen, mitgenommen zu werden oder mitzunehmen (Leute: Freunde und Freundinnen, oder auch die notwendigen Dinge, die wir unterwegs brauchen, der Absicht entsprechend.) und wir lernen zu protestieren, wenn wir irgendwo nicht hinwollen. Meistens dann, wenn wir geschickt werden, z.B. "immer und immer wieder" Milch holen oder einkaufen. Diese "Immer-und-immerwieder-Wege" sind für Kinder relativ unbeliebte Wege; sie werden jedoch zur Sicherheit, zur alltäglichen Routine gerade durch ihre Wiederholungen. Erst diese Sicherheit und das Verstehen und Erfahren von alltäglichen Notwendigkeiten macht eine Erweiterung über sie hinaus möglich, d.h. das Nutzen der Möglichkeiten des "Nebenher" oder das sich über eine Grenze in Unbekanntes trauen.

"(...) Erfahrung (ist) zuallererst eine Frage des Vertrauens - des Vertrauens zum Unbekannten, dem man sich anvertraut, und des Vertrauens zum Selbst, dem man etwas zutraut (...) Aber sie ist Fähigkeit und als solche geübt, entfaltet, Resultat schon gemachter Erfahrung, schon gelungener Verwandlung von Fremden in Vertrautes." (M. Gronemeyer, 1988, S.263)

2. Routine ist Wegerfahrenheit

Routine heißt "Gewandtheit, Fertigkeit, Übung, Erfahrungheit"; es ist abgeleitet aus dem französischen "route" und bedeutet ursprünglich "Wegerfahrenheit". (vgl. Duden, 1989)

Aus den ersten "Reiseerfahrungen zu Hause" werden routinierte Gänge. Wir begeben uns in unserem Alltag, in unserer Routine ganz selbstverständlich auf Besorgungs- und Besuchswege, die wir ausweiten können, sie mit Erkundungsgängen verknüpfen. Wir erfahren nebenbei, neben der Notwendigkeit und dem Anlaß unserer Wege, was es so neues gibt. Wir treffen andere, was wir absehen können, wenn wir die Routine, den Alltag eines Ortes kennen: Wir können z.B. wissen, daß wir die und den und die treffen, wenn wir am Freitagnachmittag einkaufen gehen und so entscheiden, planen, daß wir dann auch gehen, wenn wir sie treffen wollen oder gerade nicht - je nach dem. Wir werden in der Routine kundig, was die Orte des Ortes angeht: Wir kennen die Arbeitsplätze, die belebten Orte, die stillen; was die Leute und ihre Tätigkeiten angeht und was die Zeit, den Rhythmus des Ortes betrifft: Z.B. die Geschäftigkeit und den "Tratsch" im Laden am Freitagnachmittag.

In der Wegerfahrenheit der Routine, im Alltagswissen liegt die Kompetenz des Sichauskennens und der Sicherheit auf den bekannten Wegen; daraus entsteht die Fähigkeit, auf unbekannten Wegen aufgrund der Erfahrungen, der Sicherheit einen Weg zu wissen.

Das, was wir alltäglich und routiniert machen und sehen, nehmen wir oft nicht bewußt wahr. Es wird uns erst bewußter, wenn etwas "anders", also unbekannt ist, oder wenn etwas Bekanntes, Vertrautes plötzlich verschwunden ist.

Mit einer Reise oder einem Gang aus den alltäglichen Tätigkeiten heraus, haben wir die Möglichkeit, aus ihnen "herauszugucken"; sie, als einen Teil von uns, mit Abstand und Distanz deutlicher zu sehen, d.h. auch, daß wir sie prüfen und neues mit zurück bringen können. Anders: Wir stecken, wenn wir Abstand nehmen, nicht mehr in ihr drin, in der alltäglichen Routine oder in der Tätigkeit, wir greifen aber immer mehr oder weniger bewußt auf sie zurück, eben um einen "Weg zu wis-

sen" bzw. "uns das Fremde anzuverwandeln". Sie sind Voraussetzung und "Vergleichsmöglichkeiten" unterwegs und an anderen Orten.

3. "Ich gehe mal ..."

Der Nutzen, den ein Gang für uns haben kann, ist abhängig davon, wie bewußt uns unsere Absicht ist und wieviel Platz wir im "Nebenher" finden können. Das hängt auch davon ab, wieviel Zeit wir uns nehmen können. Die Reise nach Oletzko wegen der Nägel hat offensichtlich viel Zeit gehabt und auch viel Platz im Nebenher. Die Absicht kennen und die Absicht erkennen bestimmt die Wege, d.h. wir bestimmen die Wege und auch das, was wir sehen und aufgreifen.

Mit unseren Besorgungsgängen "erkennen" wir ohne Schwierigkeiten unsere Absicht. Wir wissen, daß wir Mehl und Milch brauchen, wenn wir einen Kuchen backen wollen. Wir gehen also das Notwendige "einholen", was uns vorher - vor dem Besorgungsgang - noch gefehlt hat und können, wenn wir zurück sind, den Kuchen backen.

Das Notwendige erkennen oder einen Weg-Grund haben, betrifft nicht nur Mehl, Milch, ein Kilo Nägel oder den Kaugummiautomaten eine Straße weiter. Wir können auch gehen, um eine Tätigkeit zu unterbrechen und aus ihr "herausgucken", d.h. wir nehmen Abstand, wenn wir es gerade brauchen. Wir beenden eine Tätigkeit oder unterbrechen eine Tätigkeit und ehe wir eine neue beginnen, oder um an die "alte" wieder anknüpfen zu können, gehen wir ein Stück (oder machen eine Reise) und verknüpfen das Gehen mit anderem oder mit anderen. Wenn wir am Schreibtisch nicht weiterkommen, "festsitzen", müssen wir erst mal aufhören, aufstehen und etwas anderes machen; z.B. (Spazieren) Gehen oder ausgedehnt einkaufen gehen.

Das Wort "spazieren" läßt sich zurückführen auf das lateinische "spatium", was "Zwischenraum" bedeutet. Wir schaffen und nutzen mit unseren Gängen ein "Dazwischen", eine "Zwischenzeit":

"Nicht eine Zeit des tatenlosen Wartens" (B. Bettelheim, 1990, S. 121), sondern "verstehbare Glieder in einer Abfolge von Ereignissen" (ebenda, S. 129).

Wir haben Platz für einen anderen, distanzierten Blick auf das Zurückgelassene, z.B. den angefangenen Text auf dem Schreibtisch, und in dieser Distanz fällt uns vielleicht neues ein, greifen wir etwas auf, "was im Weg oder am Wege liegt" (vgl. S. Groeneveld, 1984). Wir nutzen die Gelegenheit, "den Gedanken nachzugehen", die Zeit zum Nachdenken, Grübeln, Philosophieren, Forschen, Lernen, Beobachten.

Als mir die "Weg-Gründe" einfielen, die wir haben und für unsere Reisen brauchen, fiel mir beim Spaziergang erst bewußt auf, daß natürlich die Wege selbst auch ihre Gründe haben; sie sind nur so schmal, daß die Schubkarre durchpaßt zwischen den Gärten oder sie sind so breit, daß die Bauern fahren können oder es sind Trampelpfade am Ufer entlang, nur zum Gehen. Sie entstehen durch Zweck und Absicht.

Wenn wir an den Schreibtisch zurückkehren, können wir vielleicht mit ein paar Ideen und Gedanken wieder anknüpfen und die "Spaziergedanken" ordnen.

Die Reise oder das Gehen wird so zu unserer Erfahrungszeit, Lernzeit und Zwischenzeit, dann, wenn wir unsere Anlässe erkennen. Das heißt auch, daß wir uns kennen; unsere Neugier, Lust, Interessen oder das Abstand-nehmen-wollen. Es kann ein Einfall sein, der "aus einem Fall" entsteht, sich in Absicht verwandelt und uns deshalb nützt: "Einfälle haben ihren Ursprung in unmittelbar handelndem Umgang mit der Umwelt und ihr Ziel im unmittelbaren Gebrauch." (M. Gronemeyer, 1988, S.156)

4. Haben wir so gelernt zu reisen?

Haben wir gelernt, unser Reisen als Erfahrungszeit zu nutzen, die aus unserer Absicht entsteht? Und haben wir gelernt, die Erfahrungen und Kenntnisse des Unterwegsseins von "zu Hause" mit auf die Reise zu nehmen?

Das haben wir nicht. Wir haben nicht gelernt, die alltäglichen "Gänge" wichtig zu nehmen; sie gehören zu unserer Routine (Weg-erfahrenheit!), zu unserem Alltag, über den wir nicht bewußt nach-denken. (Ich war mir zunächst auch unsicher, ob ich tat-

sächlich über ein Kilo Nägel, Mehl und Milch und Kuchen backen schreiben soll ...)

Wir haben am Anfang gesagt: die Bedeutung der Reise als Erfahrungszeit wird von der Tour "verschluckt" und: Die Tour ist das Modell der Enteignung im Gegensatz zur Fähigkeit des Reisens.

Die Tour verschluckt, vereinnahmt unser Reisen natürlich auch schon zu Hause, indem wir konditioniert werden, die Routine als "Langeweile" zu verstehen, den Ort des Alltags als "Enge", die Arbeit als "Plackerei" (vgl. T. Veblen, 1989). Das "Verschlucken und Vereinnahmen" bedeutet eine Denunziation des Alltags und des Alltagswissens: Der Routine als Wegerfahrenheit; des Ortes als Lebensort, in dem wir kundig und kompetent sein können durch Alltagserfahrungen (vgl. M. Gronemeyer, 1988, S.226 ff). Die touristische Verheißung des woanders (oder des wannanders), das Erlebnis als Rezept gegen Langeweile, die Weite im Gegensatz zur Enge und das (Urlaubs-) Paradies als Erlösung von der "Plackerei" "leben" von dieser Denunziation und bewirken sie.

"Die Paradies-Metapher entwertet die Gegenwart, den Lebensort und die Lebensperspektive der Leute und enteignet sie damit von ihrem Alltag, von ihrer Alltagsarbeit und ihrem Alltagswissen (...)" (G. Schneider, 1989, S. 4)

Versuchen wir mal, der "Enteignungs-Tour" auf die Spur zu kommen, hinter ihre Kulissen zu gucken, um aus der touristischen Rolle zu fallen oder besser: Um aus der Falle zu rollen.

III. Die Tour hat ein Programm



Überlassen Sie die liebsten Wochen des Jahres nicht dem Zufall. Sondern unserer Erfahrung.

Damit Sie Ihre Ferien völlig ungetrübt genießen können, bereiten wir Ihren Urlaub sorgfältig vor – bis ins kleinste Detail.

Wir, das JAHN REISEN-Experten-Team, mit jahrelanger Erfahrung und genauen Kenntnissen der Urlaubsländer, prüfen gründlich und verantwortungsbewußt alle Angebote, bevor wir sie in unser Programm aufnehmen, berücksichtigen aber auch die Anregungen unserer Kunden. Zu Ihrer Sicherheit – zu Ihrem Vorteil.

JAHN REISEN – umsichtig in der Organisation, damit alles für Ihren Urlaub wie am Schnürchen klappt, dabei aber noch so flexibel, daß auch individuelle Wünsche eine Chance haben. Ihr Urlaub ist uns genau so wichtig wie Ihnen. Nehmen Sie uns beim Wort.

Das Touren ist das verordnete und kontrollierte Unterwegssein. Um in die "liebsten Wochen des Jahres" zu touren, müssen wir zunächst einmal die "Erlaubnis" haben:

"Urlaub bedeutet ursprünglich 'Erlaubnis' (...), die Erlaubnis wegzugehen (...), die offizielle, vorübergehende Freistellung von einem Dienstverhältnis, die dienst- oder arbeitsfreien Tage, die der Erholung dienen." (Duden, 1989, S. 773/774)

Die Tour "lebt" von der Funktionalisierung der Zeit in "gute" Zeit (Freizeit: Urlaub, Wochenende,...) und "schlechte" Zeit (Arbeit, All-tag,...) und betreibt sie weiter in der "guten" Zeit. Unser Zeit-haben wird besetzt durch die "Verordnung" zu touren (um uns zu "erholen"; auch Erholung ist ein Erlebnis!) oder besser: Wir verordnen uns das Touren selbst, indem wir es als prestigeträchtige Verpflichtung, als Ausgleichsmaßnahme und als "Bedürfnis" (vgl. M. Gronemeyer, 1988) anerkennen. Damit übergeben wir unser Zeit-haben einer Zuständigkeit, der Expertokratie des Tourismus, d.h. einem kapitalistischen Geschäft, das uns die entsprechenden "Angebote" organisiert. Die Tour ist kaufbar, buchbar und versichert – und damit verwaltbar: **"Überlassen Sie die liebsten Wochen des Jahres nicht dem Zufall. Sondern unserer Verwaltung!"**

Für – nein, gegen unser Reisen bedeutet das: Wir geben Zeit aus den Händen, die unsere Erfahrungszeit, Lernzeit und Leerzeit (vgl. S.11 und 14) sein könnte und lassen sie verwalten. An die Stelle unserer eigenen Absicht, Neugier oder Intuition

tritt die Norm der Tour: Die touristischen Bilder, der Glaube an die Urlaubsparadies-Verheißung, die Suche woanders (vgl. S. 4) sind die vorgefertigten "Anlässe". Andersherum: Die vorgefertigten Anlässe vereinnahmen und enteignen uns unserer Absichten; machen uns absichtslos.

In dieser Absichtslosigkeit wird das "Nebenher" des Unterwegs-seins zum "Zweck" der Tour an sich und durch ein lückenloses Programm, durch die Jagd nach Erlebnissen besetzt. **"Damit Sie in ihren Ferien nicht nachdenken müssen und beschäftigt sind, verplanen wir ihren Urlaub sorgfältig - bis ins kleinste Detail."**

Die Möglichkeiten, Erfahrungen und Wegwissen im Nebenher zu sammeln, werden per Programm ausgeklammert. Es ist kein Platz für das, was "am Weg, im Wege, auf dem Wege entsteht und sich dort bewähren muß. Nur dort kann es angeeignet werden. Es läßt sich nicht produzieren (wie ein touristisches Erlebnisprogramm und touristische Bilder. Anm. d. Verf.). Es muß erfahren werden." (S. Groeneveld, 1984, S.123)



Mit uns (f)iegen Sie ganz vorn!

Fliegen ist ein attraktives Erlebnis. Und wir wollen, daß Sie sich dabei ganz sicher fühlen. Ein Blick in unsere Abflugtabellen (im Preisteil über jedem Gebiet) sagt Ihnen

- die Abflugzeit (in Ihre liebsten Wochen des Jahres)
- mit welcher Fluggesellschaft und
- mit welchem komfortablem Flugzeug Sie fliegen
- ob direkt, nonstop oder mit Zwischenlandung (bei JAHN REISEN sind übrigens fast alle Flüge Nonstop-Flüge)
- und wann Sie wieder auf heimatlichem Boden landen werden.

Alles wichtige Informationen für Ihre Planungen, damit Sie und die Lieben zu Hause ganz beruhigt sein können.

Die flotte Flotte der LTU

LTU, die größte deutsche Ferienfluggesellschaft, ist seit über 30 Jahren eine der erfahrensten und pünktlichsten Fluggesellschaften der Welt. Ihre Flotte modernster Flugzeuge, TriStars, Boeings 757 und Boeings 767 bringt Sie schnell, sicher und komfortabel an Ihr Urlaubsziel und wieder zurück. LTU verwöhnt Sie an Bord mit lebenswürdigem Service, schmackhafter Verpflegung, Getränken, Musikprogrammen (spezieller Kinderkanal), zum Teil Filmvorführungen und einem gut sortierten „duty-free“-Angebot. Selbstverständlich und kostenfrei der besondere Sitzplatzkomfort, der auch den Großen größtmögliche Beinfreiheit gewährt.

Die Tour ist ein Konsumzug, bzw. ein Konsumflug, mit dem wir uns "auf Bilder, auf die Jagd, auf Verheißungen begeben" und nicht auf einen Weg, auf dem wir unseren Absichten nachgehen (vgl. S. 7/8). Daher hat die Tour kein Ergebnis, keine Grenze. Sie ist beliebig ausdehnbar und wird schließlich dann als beendet erklärt, wenn die "Erlaubnis" ausläuft - oder das Geld - oder weil's doch irgendwann "zu dumm" wird. Bis zum nächsten direkten Anflug auf's "Paradies";

Wie ist es dir ergelogen?

1. Das Touren macht absichtslos

Das Touren ist absichtslos und macht es absichtslos. Unser Unterwegssein ist nicht in einem Wollen oder Wünschen begründet, wie wir es für das Reisen beschrieben haben, sondern es funktioniert nach "allen Regeln der Tour", als Jagd nach den Erlebnissen. Die Erlebnisjagd ist ein modernisierter kolonialistischer Eroberungszug. Sie ist ein Bedürfnis der bedürftigen Überflußgesellschaft und gehört als solches zu ihrem Standard. Marianne Gronemeyer beschreibt Bedürfnisse als "Wegbereiter der Macht", die als Folge einer (produzierten) Knappheit gerade signalisieren,

"daß die Fähigkeit, aus eigenen Kräften zu leben, verlorengegangen ist, sowohl den Fähigkeiten als auch den Mitteln nach. Bedürfnisbefriedigung verschlingt Ressourcen, materielle und nicht-materielle, ohne daß, wer von Bedürfnisbefriedigung lebt, Lebensgrundlagen zu schaffen vermöchte, materielle oder nicht-materielle (vgl. Anhang, S.II, Anm. der Verf.). Das macht angewiesen auf gekaufte Versorgung aus dem Fundus des verwalteten und besessenen 'gesellschaftlichen Reichtums'." (M. Gronemeyer, 1988, S.71)

Das Touren als Bedürfnis ist erkaufte Zeit und erkaufte Beschäftigung aus diesem verwalteten Fundus, d.h. wir versorgen uns mit (zumeist nicht-materiellen, sondern ideellen) Angeboten zu unserer "Bedürfnisbefriedigung".

Dieser Standard, dieses "Muß", ist der Anlaß der Tour, der uns in das kanalisierende Programm des Tourismus führt. Unser Wünschen und Wollen, unsere Absichten, Neugier und Intuition werden von der Bedürftigkeit verschluckt. Wir hinterlassen nicht mehr unsere eigenen Spuren.

"Bedürfnisse sind das, was man wollen darf. Unter der Herrschaft der Knappheit, unter der sie entstehen, darf nur das Knappe, das Verwaltete, zur Verteilung Anstehende begehrt werden. Bedürfnisse sind nicht nur einfach zu klein oder zahm geratene Wünsche, sie haben mit diesen gar nichts gemein. Sie sind vielmehr ein erbärmlicher Abklatsch, der mißlungene oder abgefeimte Versuch, etwas den Wünschen Ähnliches unter den Bedingungen der Knappheit nachzustellen. Bedürfnisse sind 'Formen des Wunschersatzes', Bedürfnisse sind 'Wünsche die erlaubt, opportun und realisierbar sind'."

Dagegen:

"Wünsche gehen ins Blaue, sie entfalten sich an der Fülle, weshalb sie auch erfüllt werden. Während die Bedürfnisse, die sich immer auf umkämpfte Güter richten, befriedigt werden müssen. Wünsche können ungebündelt und überschwenkelig

sein oder - in ihrer strengen Form - Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen." (ebenda, S.69/70)

Das Blättern im Urlaub-Paradies-Katalog, der uns präsentiert, "was man wollen darf", ist wie ein Konsumzug durch einen Selbstbedienungsladen mit der "bedürftigen" Frage im Kopf: Welche "Packung" befriedigt meine Urlaubsbedürfnisse in diesem Jahr, bzw. welches Etikett verspricht am meisten? - der eigenen "eigenen" Etikette entsprechend. (Vgl. T. Fontane, 1984: Wohin?)

Die klassische Urlaubstour gehört sozusagen zum Jahres-einkauf. Wir finden im Selbstbedienungsregal die verwalteten Touren als passendes (passend gemachtes) Angebot, als "Wunsch-ersatz" für jeden Trend, jeden Typ und jeden "Stand": Die Abenteuer-tour, die Erholungstour, die Glückliche-Familien-Tour, die Glückliche-Paar-Tour, die Bildungstour, die Öko-Tour, die "Sanfte Tour",...

In dieser "bedürftigen Rolle" werden wir zu "Stellvertreter-Innen" gemacht: Das Touren gehört (im übertragenen Sinn) zur "stellvertretenden Muße" (vgl. T. Veblen, 1989, S.70ff), bzw. zum stellvertretenden Konsum. Wir präsentieren die Überfluß-gesellschaft, den modernen Kolonialismus und vertreten ihn (mit jedem prestigeträchtigen Autokauf, jeder Sportausrüstung, ...). Aber: So wie die Muße des Dieners (der seinen "Herren" müßiggehend stellvertreten muß - zum "Ansehen" des "Herren") ihm nicht selbst gehört, so gehört die Tour uns nicht selbst. Sie ist, schon mit der Vereinnahmung unserer Absichten und Wünsche, besetzte , enteignete Zeit.

2. Die Tour ist Zeitvertreib oder die Tour vertreibt die Zeit
Wenn unsere Anlässe und Absichten besetzt sind und wir ohne "Wollen" sind, ist auch die Zeit, in die wir absichtslos hineintreiben, beliebig und daher besetzt oder besser: Wir sind gerade durch diese Ziel- und Absichtslosigkeit angewiesen (werden angewiesen) auf ein Programm, auf einen Führer, auf Beschäftigungen, die uns sagen, was wir sollen und die uns die Zeit vertreiben.

Wir brauchen nicht jetzt ein Kilo Nägel oder sind nicht eingeladen zu einer Freundin oder brauchen nicht jetzt gerade eine Pause zum Aufstehen und Gehen - einfach zum Zeit haben -

sondern wir ver-planen und beschließen jetzt, z.B. am Schreibtisch (in einer "schlechten Zeit"), vor dem Katalog sitzend, wie wir uns in unserer "guten Zeit", in der sogenannten Freizeit beschäftigen sollen. Wir beschließen und "buchen" das Glück für den zukünftigen Sommer (vgl. J. Giono, 1989: Das Phantom der Helena.)

Der Katalog muß gar nicht "real" vor uns liegen. Wir sind konditioniert, Bilder, bzw. Bedürfnisse im Kopf zu haben, die wir auf die "gute Zeit" projizieren, weil in unserer "schlechten Zeit" Knappheit produziert wird. Die touristische Propaganda denunziert Alltag und Arbeit generell als "schlechte Zeit" - als Plackerei, Enge und Langeweile, um das "Paradies", die unbegrenzten Möglichkeiten und die Erlebnisse entgegensetzen und verkaufen zu können. Das heißt wir werden bedürftig nach der "guten Zeit" woanders und wannanders.

"Der Idee der Zeiteinsparung liegt die Einsicht zugrunde, daß Zeit immer nur als gefüllte, gelebte, verbrachte Zeit erfahren werden kann. Zeiteinsparung bezeichnet den Versuch, das Verhältnis von schlecht gelebter zu gut gelebter Zeit zugunsten der letzteren zu verschieben. (...) Auch das Zeitbedürfnis in beiderlei Gestalt ist nicht nur unersättlich, sondern verlangt zu seiner Befriedigung nach Produktion von Gütern und Dienstleistungen. (Die Tour ist eine Dienstleistung. Anm. der Verf.)

Wunderbarerweise wird aber unter dem Gesetz der sich überschlagenden Beschleunigung des Lebens nicht nur ein unersättliches Bedürfnis nach zeitsparendem Gerät virulent, sondern ein ebenso unersättliches nach zeitvertreibendem Gerät. (...) Gelebte Zeit zerfällt in Beschleunigung und Zeitvertreib. Noch dazu ist beides passivisch: man wird beschleunigt, und die Zeit wird einem vertrieben."

(M. Gronemeyer, 1988, S.52)

Die Funktionalisierung der Zeit funktionalisiert unsere Tätigkeiten und macht uns abhängig vom Funktionieren, vom "zeitvertreibenden Gerät"; davon, daß alles "wie am Schnürchen klappt". Im Gegensatz zur Reise, die verbinden kann zwischen zwei Tätigkeiten und die Platz hat im Nebenher, also in diesem Sinn dysfunktional ist, bedeutet die Funktionalisierung des Tourens immer Trennung/Abtrennung: Die Tour bleibt "im Raum hängen"; sie spaltet in Teile auf und produziert dadurch Hilflosigkeit: Die Hilflosigkeit, mit dem Zeit-haben "nichts anfangen zu können", d.h. mit sich selbst nichts anfangen zu können, wenn kein Programm, keine Beschäftigung vorgesetzt wird.

Es ist z.B. die Hilflosigkeit oder sogar Angst vor der "Leere" der Zwischenzeiten. Bruno Bettelheim beschreibt das "Problem" der Zwischenzeiten für psychisch gestörte Kinder, deren "rastlose Aktivitäten" und der

"ständige Ortswechsel oft nichts weiter als Versuche (sind), gerade dieser Leere zu entgehen, und damit der Angst, die bewußt werden könnte (...). Was den Kindern in diesen Augenblicken widerfährt, ähnelt dem, was viele erwachsene Neurotiker als ihre Sonntags- oder Ferien-Niedergeschlagenheit kennen. Viele dieser Erwachsenen kommen im Alltag gut mit ihrem Leben zurecht, wenn die äußeren Umstände ihnen die meisten Möglichkeiten der freien Wahl abnehmen. Aber sobald sie unausgefüllte Zeit zur Verfügung haben - das bedeutet, daß sie autonom darüber entscheiden müssen, wie sie sie verbringen wollen - müssen sie sich entweder in irgendein 'Vergnügen' stürzen, oder sie fühlen sich niedergeschlagen. Diese Depression beruht zum Teil auf ihre Unfähigkeit, eine Tätigkeit zu wählen, die zur Lösung des ungelösten Problems (in diesem Fall der Frage, wie sie ihre Zeit zubringen sollen, um wirklich Freude daran zu haben) oder zur Verminderung ihrer Angst beitragen könnte." (B. Bettelheim, 1990, S.126/127)

Sich ins Vergnügen bzw. in die Tour stürzen ändert nichts an der Unfähigkeit, über die unausgefüllte Zeit autonom zu entscheiden, d.h. die Zeit des Tourens ist keine Lernzeit oder Erfahrungszeit, in der wir uns "erproben" oder die uns sicher machen könnte. Im Gegenteil: Durch die verordneten (Freizeit-) Beschäftigungen wird die Unfähigkeit, zusammen mit der Zeit, vertrieben. So vertreiben wir mit der Zeit die Möglichkeiten und den Platz, die Unfähigkeit überhaupt als solche wahrzunehmen und in anderes zu verwandeln; in die Sicherheit (das Selbstvertrauen), einen Weg zu wissen, der jetzt, aus dieser Situation heraus, gut ist.

"Nur wenn der Erwachsene unfähig ist, etwas Konstruktives in bezug auf seine Probleme zu tun, vor die er sich gestellt sieht, wird er versuchen, seine Angst zu leugnen, seine Langeweile zu bekämpfen, oder zumindest sich davor zu bewahren, seine Angst zu empfinden, indem er sich irgendwie zu schaffen macht, oft auf hektische Weise. Obwohl derartige Bemühungen vielleicht als 'Freizeitbeschäftigung' getarnt werden, machen sie nicht wirklich Freude. Diese Art des Zeitvertreibs ist in Wirklichkeit kein Spiel, sondern man schlägt die Zeit tot, man bemüht sich, Spannungen zu leugnen oder zu vergessen. Leider müssen solche Tätigkeiten, um von der zugrundeliegenden Angst ablenken zu können, das Individuum ganz beanspruchen. Um das zu können, müssen sie aufregend sein." (ebenda, S.123)

3. Die Tour bleibt im Erlebnis stecken

Die Erlebnisbedürftigkeit, die als "aufregende Freizeitbeschäftigung" (s.o.) unsere Zeit totschrägt, schrägt auch unsere Erfahrungen tot. Das Programm der Tour und der Glaube an die Erlebnisverheißungen der "guten Zeit" besetzen von vornherein unsere Absichten und unsere Wege und damit den Platz, Erfahrungen - in einer Absicht, aus Neugier oder Lust - aufzusammeln.

Das so aufregend und wichtig erscheinende Erlebnis "lebt", im Gegensatz zur Erfahrung, von seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit. Es gehört zur touristischen Propaganda, daß wir unsere Tour insgesamt und jedes Erlebnis, das wir erjagen, als "einzigartig" aufgreifen. Einzigartig - "ohne Gleichen" (auf "ohne Gleichen" werden wir noch zurückkommen), d.h. unvergleichbar: "Erleben sie die einzigartige Landschaft der Toscana - ein unvergleichliches Erlebnis ..." In dieser Einzigartigkeit bleibt das Erlebnis stecken.

Die Bedeutung des Erfahrens als die "Anverwandlung des Fremden" (vgl. M. Gronemeyer) durch das Wiedererkennen, also durch den Vergleich, ist aufgehoben, obwohl wir gerade in diesem Wiedererkennen Sicherheit gewinnen im Sinne von Selbstvertrauen und die Möglichkeit, uns im Fremden vertraut und zu Hause zu fühlen.

"Ob einem Ereignis Zutritt zur Erfahrung gewährt wird, hängt wesentlich davon ab, wie weit es dem Individuum ein Wiedererkennen erlaubt. (...) Das Wiedererkennen gewährt eine Grundsicherheit, die Sicherheit der Orientierung (...)" (M. Gronemeyer, 1988, S.272)

Das einzigartige Erlebnis schließt auch jede Form von Wiederholung aus, die sofort als "Langeweile" oder "schon erlebt" per Programm verworfen wird. Abgehakt. Verworfen wird damit die Sicherheit, die wir durch Wiederholungen erlangen können: Die Wegerfahrenheit. (vgl. S.13)

Wir können auch sagen: Die Erlebnisjagd produziert Unsicherheit und Hilflosigkeit und macht angewiesen auf ein vorgefertigtes Programm, auf die fertige inszenierte Welt, die die einmaligen Erlebnisse präsentiert (vgl. taz, 23.02.91, "Waikiki").

Wenn wir uns auf das Programm einlassen, "erfährt" unsere Er-

fahungsfähigkeit, das Erproben schon vorhandener Erfahrungen und das Sammeln neuer Erfahrungen, ein Maximum an Verhinderung. Die Möglichkeit, Neues zu **unserem** Wissen zu machen oder einfach von unserem Wissen zu wissen, indem es "gefragt" ist, wird verschüttet:

"Wenn die Erfahrung auf eine "fertige Welt" trifft, wenn sie den Dingen und Ereignissen nicht mehr auf den Grund kommt, wenn sie des Ursprungsortes und der Entstehungsgeschichte des Gewordenen nicht ansichtig wird, wenn sie mit ihrer eigenen Geschichte nicht in die Geschichte ihrer Gegenüber verwoben ist, dann kommt die Erfahrungsfähigkeit zum Erliegen. Aber auch umgekehrt: Wenn die Erfahrungsfähigkeit brach liegt, versteinern die Verhältnisse."
(ebenda, S.265)

Wenn die Erfahrungsfähigkeit zum Erliegen kommt, kommt unser Selbstvertrauen, unsere Sicherheit zum Erliegen. An die Stelle der (Selbst-) Sicherheit tritt die "kaufbare Absicherung" der fertigen Erlebnis-Welt. Das vorgefertigte "Erlebnis-Paradies" sperrt Unsicherheiten und Konflikte im höchst möglichen Maß aus. Es geht nicht darum, "Dingen auf den Grund zu kommen", oder der "Geschichte des Gewordenen ansichtig zu werden", sondern es geht darum, fertige, fixierte Bilder in der "heilen-Welt-Verpackung" zu konsumieren.

Diese Scheinsicherheit findet ihre Steigerung in der Kategorie des Versichert-seins vor all den Unsicherheiten, die **vielleicht** doch noch auftreten könnten.

NUR TOURISTIC SERVICE



ELVIA
REISEVERSICHERUNGEN



Komplettschutz

Reise-Rücktrittskosten-Versicherung
Sicherheitspaket
Familienpaket

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT

KARSTADT



ELVIA
REISEVERSICHERUNGEN

KARSTADT
Versicherungsservice

Reiseunfall-Versicherung
Reisehaftpflicht-Versicherung
Reisekranken-Versicherung
Beistandsleistungen und Rücktransport

**Angst
Angst
Angst**

VERSICHERUNGSGEHEIN NR.
45026695 KPS

MUSTER

Das heißt unter anderem: Wenn das Prospektbild nun "beim besten Willen" - durch alle Brillen - nicht zu finden ist, dann gibt es "Geld zurück", wegen einem "unkomfortablen" Hotel oder einer Baustelle oder Schnellstraße vor der Tür. (Die gehören ja nicht an den Urlaubsparadiesort, eher vor die Haustür zu Hause; eine Kuhherde auf der Straße dagegen gehört - je nach Etiketten - an den Urlaubsort, nicht aber auf die Straße zu Hause!)

4. "Fixierte Bilder" - "Fertige Welten"

Denken wir noch einmal an die Frage: Was gibt es denn zu finden oder zu erfahren und an Wissen zu sammeln, wenn wir mit fertigen Bildern und Vorurteilen an einen Ort kommen, wo wir auch nichts anderes "suchen", als diese Bilder und die Bestätigung dieser Vorurteile?

In unserer Konditionierung mit verheißenen, fertigen Bildern im Kopf, sind wir - mehr oder weniger - angewiesen auf die fertige, inszenierte Welt. Wir sehen und finden das, was wir - "aufbereitet" - vorgesetzt bekommen und/oder das, was wir gelernt haben zu sehen (auch dann, wenn wir den Urlaub nicht "buchen", uns von keiner Reisegesellschaft führen lassen und keine Waikiki-Urlauber sind). "So wie wir zu Hause gelernt haben, was China ist, so sehen wir China" - oder Italien, oder Irland oder ...

Wir sehen das Fremde nicht als Fremdes, sondern als die "Ferne", der wir fixierte Bilder aufdrücken. Diese Bilder "stimmen" immer, das heißt, sie sind "widerspruchsfrei, heil und sicher", damit wir uns in der "Ferne" "sicher" fühlen können. (Die "Zonka" aus der Nägel-Geschichte schätzt das fremde Oletzko als Fremde ein; sie weiß, daß ihr Fremdes begegnen wird und nimmt Leute mit, um dies "angenehmer" zu machen. Sie findet das, was sie sicherer macht, selbst und muß nicht die "heile Welt", das Bild von Oletzko, erfinden.)

Ein fixiertes Bild oder eine fertige Welt betouren, schließt das Erfahren in größtem Maß aus. Die "Anverwandlung des Fremden" ist unmöglich, indem das Fremde an die Bilder und Vorurteile angeglichen und damit verschluckt wird. Wir können uns so das Fremde nicht vertraut machen, wir können es nur "über-

fliegen", als Bild konsumieren.

"Vertraut wird das Fremde nicht dadurch, daß ich mich einigermaßen komfortabel mit ihm arrangieren kann. (...) Erfahrungsoffen bin ich dem Unbekannten gegenüber, wenn ich es nicht zu einer Fertigkeit und Abgeschlossenheit herabwürdige, der ich mich unverwandelt gewachsen weiß. Vertraut ist das Fremde, wenn ich es nicht fixiere, ihm kein Bild aufzwinge, wenn ich ihm zubilligen kann, daß es voller Überraschungen ist." (M. Gronemeyer, 1988, S. 263/264)

Die Überraschungen, sind nicht zu verwechseln mit den vorgefertigten touristischen Erlebnissen, die jede Lücke, jeden Platz für das Unvorhergesehene schließen, so daß es in der total organisierten Überraschung keine Überraschung mehr gibt. Damit werden gerade die Widersprüche, Unsicherheiten, das Unbekannte und nicht Verstehbare, das uns in jeder Überraschung und im Nebenher jedes Unterwegsseins begegnen kann, unsichtbar gemacht, was wiederum bedeutet, das unsere Erfahrungsfähigkeit "zum Erliegen kommt". (Vgl. S.24)

"Erfahrungen haben eine Neigung zur Disharmonie. Nicht behagliche Widerspruchslosigkeit zeichnet demnach den Erfahrenen aus, sondern die Fähigkeit, Widersprüche gelten zu lassen und sich ein helles Bewußtsein ihrer abzuverlangen, trotz der Unbehaglichkeit. Widerspruchsfreiheit ist kein wünschbares Ziel des Erfahrens." (ebenda, S.275)

Die fixierten Bilder und fertigen Welten verkaufen uns ein Maximum an Harmonie, Behaglichkeit und Widerspruchsfreiheit durch die Angleichung des Fremden an diese Bilder, aber auch wir gleichen uns den Bildern an, wenn wir sie zum "Anlaß" unserer Erlebnisjagd nehmen. Die Angleichung bedeutet Herrschaft/Beherrschung (über das Fremde und Andere) und Entmündigung/Enteignung (der eigenen Fähigkeiten) gleichzeitig. Beides bedingt sich.

"Die Angleichung ans Fremde oder des Fremden ist gerade Ausdruck angst- und machtvoller Vermeidung von Erfahrung:

- Sei es, daß ich das Fremde dadurch aus der Welt schaffe, daß ich mich ihm anpasse: Konformismus.
- Sei es, daß ich seine Fremdheit ignoriere und nur das an ihm gelten lasse, was mir bekannt deucht: Reduktionismus.
- Sei es, daß ich das Fremde zur Gleichheit zwingen: Herrschaft." (ebenda, S.263)

Ansichtssachen

Letztes Jahr habe ich die Schweiz, mein Land, zweimal von weitem gesehen und zweierlei Erschrecken zu melden. Ein Erschrecken, zuerst, über atemberaubende Konzentration; dann aber ein Staunen über Leere, einen wahren Luxus von Leere.

Das erste Mal, im April, brauchte ich mich nicht weit zu entfernen. Von einer Schwarzwald-Terrasse, an einem hellen Abend, war das Mittelland in ganzer Breite zu überblicken, ein Panorama wie für die Fremden gemacht. Sogar meine Frau, eine Tiefländerin, die sich nicht angewöhnen kann, Berge einen Horizont zu nennen – sie stehen, findet sie, dem Horizont immer nur im Wege –, ließ an diesem klaren Tag die Alpenkette als Ersatz für Kimm und Brandung gelten. Es war der Dunst, der über den Niederungen lagerte, der die gefrorene Weltgrenze so entrückt erscheinen ließ. Aber was für ein Dunst. Der treuherzigste Lyriker hätte beide Augen schließen müssen, um ihn golden zu nennen. Er war braun; es lag ganz einfach, dreihundert Kilometer weit, Dreck in der Luft. Wir standen am Rand des zur Gaswolke gewordenen Nebelmeers unserer Zivilisation, aus dem die Alpen schaurig-schön hervorragten. Und der Tag war abzusehen, wo man sie würde stürmen müssen, bloß um Luft zu holen.

Aber der Tag ist schon da. Das Wallis zum Beispiel, die Schweizer Landschaft mit spanisch-provenzalischen Zügen, wird längst dem Tod durch Fluor, Schwefel und Blei preisgegeben. Sie erstarrt zum betonierten Kanal, über den mit Autobahngeschwindigkeit die sogenannten Erholungsgebiete über 1500 Meter bedient werden können, alpine Disney-Länder, die ihren Zweck ad absurdum geführt haben, wenn sie ihn erreichen.

Einen Monat später kam ich von einer China-Reise zurück. Morgendlicher Anflug auf Zürich. Aus der Luft wirkte das Land mit seinen saftigen Weiden, seinen vielfältig begrünten Feldern, den generös verteilten Waldstücken wie eine Park-Landschaft; kultiviert, aber kaum benützt, locker aus zartbunten Parzellen zusammengewoben. Beim Anflug auf Kloten, wo der Blick in die Horizontale überging, schienen die Niederungen und damit die Dörfer und Städte, vom Morgennebel wegretuschiert, und die Waldränder, Baumgruppen, Flußläufe aus einer taufrischen Vorwelt hervorzutreten. Selbst die technische Weitläufigkeit des Flughafens täuschte eine mythische Landschaft vor, die Prärie am Jacinto, die mir als Kind aus Sealsfields Beschreibung eingeleuchtet hatte.

Zwei Aussichten auf Länder, die einander so wenig ähnlich sahen wie Mörikes flaumenleichte Zeit der ersten Frühe und Seveso. Aber es war dasselbe Land, das ich das meine zu nennen gewohnt bin, obwohl die Schweiz der als Zwerge getarnten Multis, der sauber gewaschenen Geschäfte, der grünen Kapitalanlagen und schneebedeckten Tresore nicht meine Schweiz ist. Dennoch: Heimat ist, wo einem das Eigene begegnet und einen trifft. Und wenn einem die Augen aufgehen über das Gemeinsame der vergifteten und der idyllischen Schweiz, des schmutzigen Panoramas und des heiteren Luftbilds, dann weiß man auch, daß man an diesem Zusammenhang fleißig mitwirkt und von ihm lebt. Ich bin Konsumbürger eines im doppelten Wortsinn verschwenderischen Landes. Sein Atem ist beides, Abfall und Überfluß.

Eine Erinnerung an China, Sichuan. Unsere kleine Wagenkolonne fährt vom Flugplatz über Land, dem Zentrum Chengdu entgegen. Was für ein Land. Die Ebene heißt nach ihrer Bodenfarbe das rote Becken. Aber es ist in all dem Grün kaum ein Fleck Boden zu sehen. Grasland, soweit das Auge reicht, eine gelbgrün leuchtende Wiese bis zum Horizont, in allen Richtungen von Baumreihen durchzogen. Ab und zu eine Gehöftgruppe, Strohdächer wie Schiffe im Grasmeer, von Bambushainen halb verdeckt. Eine Spaziergänger-Idylle, in die man aber, wie sich bald zeigt, keinen Schritt hineingehen kann, es sei denn auf schmalen, von Hand gebauten Dämmchen. Die Ebene ist eine einzige Reis-Kultur, die üppig gewordenen Pflanzen verdecken nur das Wasser, in dem sie stehen. Die Notwendigkeit, im Jahr dreimal Frucht zu tragen, macht diesen Boden unbetretbar, außer für die, die ihn bearbeiten. Kein Weg zwischen den Wasserbeeten ist so schmal, daß nicht Nutzpflanzen ihn mitbenutzen müßten, Maulbeerbäumchen, Mais, Tabak, und in den Bewässerungsgräben werden in schwimmenden Körben Jungenten gehalten. Die Vortäuschung unbegrenzter Natur ist das Werk lückenloser und, bei dem geringen Mechanisierungsgrad, mühseliger Kultur. Selbst der Bambus um die Einzelhöfe ist so gesetzt, daß er den Gemüsegärten an ihrem Fuß ein kalkuliertes Maß von Sonne und Schatten garantiert. Die Erhöhungen in den Innenhöfen der Siedlungen sind keine Gräber, auch wenn sie bepflanzt sind – mit Gewürzpflanzen, nicht Blumen –, so viel Raum darf in Sichuan kein Toter einnehmen. Es sind kleine Biogaswerke, aus denen das Me-

than direkt ins Haus zur kochenden Hausfrau geleitet wird, und genährt werden sie von der Energie menschlichen und tierischen Stoffwechsels, die nicht verlorengehen darf. Andächtig wird sie in Kübelchen voller sogenannter Abfälle zum Hügel hingetragen und dem Kreislauf natürlicher Bedürfnisse wieder zugeführt. Am Straßenrand picken Vorschulkinder mit langen Stöcken Blatt um Blatt auf, das von den Chausseebäumen gefallen ist – wohin käme man, wenn man den Herbst dafür abwartete! Selbst unsere Autos wirken im Vorbeiweg als Dreschmaschinen an der Produktion mit, indem sie auf der Fahrbahn ausgebreitete Felder von Hirsestauden überfahren.

Einfahrt in Chengdu, eine Stadt zum Entzücken, in der die Zeit stillgestanden zu sein scheint. Niedrige Häuser, deren Fachwerk rot oder braun aus dem weißen Putz herausleuchtet, Straßenleben wie aus dem Geschichtsbuch, Karren mit Rädern ohne Speichen, von Menschen oder von einem Ochsen gezogen, der keinen Felddienst hat, gelegentlich der Luxus eines Fahrrads; zinnoberrot lackierte Tore, die zu heimlichen Höfen führen, Dachgefüge aus mächtigen grauen Ziegeln, kunstvoll durchbrochene Holzveranden, Erinnerung an Elisabethanisches, an Nehers Bühnenbilder zum »Guten Menschen von Sezuan«. Unsere ästhetischen Bedürfnisse beschämen die Gastgeber, sie versuchen unsere Kameras auf die Wohnblocks hinzulenken, häßliche, mehrstöckige Ziegelkästen, die das delikate Straßenbild aufreißen, aber, wie man uns versichert, endlich mit dem nötigen Minimum an Komfort ausgestattet sind. Gespräche mit dem örtlichen Planungsbevollmächtigten, dem wir unsere Sorge um chinesische Lebensqualität nahezubringen suchen: sie sei durch nackten Lebensstandard niemals zu ersetzen. Das westliche Anliegen wird »sehr interessant« gefunden, der äußerste Ausdruck von Ablehnung, den die chinesische Höflichkeit gestattet. Darauf die Versicherung, man werde »da und dort« ein altes Haus stehen lassen, zu Museums- und Demonstrationszwecken: so arm hat man damals gelebt. Es hilft nicht, gegen etwas, was man bei uns als reine Umweltzerstörung betrachtet, Gesichtspunkte des Heimatschutzes anzurufen; nicht nur, weil wir hier nicht zu Hause sind. Die Gegenrechnung ist einfach und auch durch den Hinweis auf Fremdenverkehrsinteressen nicht zu erschüttern. Selbst wenn sich der Geburtenüberschuß im Rahmen der strengen

staatlichen Familienplanung halten sollte, verbietet sich eine idyllische Ausnützung des Bodens, wie eine alte Stadt sie darstellt. Wenn die Stadtbewohner hier morgen noch essen wollen, müssen sie nicht auf zwei, sondern auf vier Stockwerken wohnen, das heißt: in den neuen Blocks. Für Touristen mag das einfach schrecklich sein; für Chinesen ist es schrecklich einfach. In zehn Jahren wird es hier keine fotogenen Straßenbilder mehr geben dürfen.

Was notwendig ist, darf in China nicht traurig sein. Wer selber seit Jahrhunderten Wein trinkt, ist nicht der Mann, einem Entwicklungsland Wasser zu predigen. Da ist Fortschritt noch lange kein Rausch; hier wird man noch einige Jahrzehnte hart arbeiten müssen, bis man sich, wenn's hoch kommt, unser Gefühl für definitive Verluste leisten kann.

Rückflug nach Mitteleuropa, in die Schweiz der Verschwendung. Trauer über die Defizite des Reichtums ist nicht übertragbar; man kann sie nicht einmal mitteilen. Man trägt sie wie einen Luxus. Man ist unter sich mit der Erfahrung, daß der Wein, um den wir in China beneidet werden, uns nicht mehr bekommt, daß die Art seiner Herstellung ihn vergiftet hat. Die Trauer der Begünstigten: Wir haben erlebt, daß sie in China verschwendet ist, auch wenn sie eingegeben ist von einem Bedürfnis, das wir für gemeinsam halten möchten, dem Bedürfnis nicht nur nach Überleben, sondern nach Leben, einem Leben in Würde. Und das beschämende Gefühl, daß auch diese Trauer, für fremde Augen, noch mit der Miene der Verschwendung daherkommt. Unser Kolonialismus lebt. Er lebt weiter im guten Willen derer, die ihn überholen, die ihn zu den Akten der Geschichte legen wollen.

Januar 1979

Adolf Hirsch
Europäer durch Landschaft

IV. Der touristische Blick

1. Der touristische Blick ist kolonialistisch

In der Angleichung eines Ortes an die Bedürfnisse unserer Erlebnisjagd, trifft unser Blick auf das, was wir sehen sollen und was wir gelernt haben zu wollen. ("Bedürfnisse sind das, was man wollen darf.") Der touristische Blick ist ein Blick der Konditionierung, der uns beherrscht, indem er das standardisierte Sehen/Wissen an die Stelle unserer Erfahrungen und unseres Wegwissens setzt. Er enteignet uns unserer Fähigkeiten und damit reproduzieren wir Beherrschung und Enteignung: Wir können nur das "weitergeben", übertragen, was wir haben/können. "Das ist ja gerade das dumme an der Dummheit, das sie den, der ihr begegnet, dumm machen kann." (in etwa so; Brecht?) Wir können schließlich in einen Ort nur das sehen, was wir gelernt haben zu sehen bzw. was uns bewußt ist und was wir bewußt wahrnehmen. Wenn unsere Erfahrung und Selbstsicherheit (das Selbstvertrauen) verschluckt werden, sind wir darauf angewiesen - können wir nicht anders - als fertige Welten, den Bedürfnissen entsprechend, zu "produzieren" oder in einen Ort hineinzusehen.

"Unser Handeln entspricht unserer Sicht der Dinge. Wenn unsere Erfahrung zerstört ist, wird unser Verhalten zerstörerisch sein." (R.D. Liang, zitiert aus M. Gronemeyer, 1988, S.278)

Der touristische Blick ist ein kolonialistischer Blick. Die Alltagsorte, die Lebensorte, werden der touristischen Inszenierung unterworfen, um die Bedürfnisse des "Jahreseinkaufs" (vgl. S.10) oder des "Wochenendeinkaufs" zu befriedigen. "Bedürfnisbefriedigung verschlingt Ressourcen, materielle und nicht-materielle ..." (vgl. S.19)

Die touristische Inszenierung und das "betouren" eines Ortes besetzt den Ort und entzieht ihm die alltägliche Nutzung derer, die dort leben, "zugunsten" derer, die dort die Zeit vertreiben. Der Ort wird wegen seiner nicht-materiellen Ressourcen, der ideellen Güter wegen ausgebeutet. Diese ideellen Güter sind in erster Linie die fixierten Bilder: Paradiesische Landschaft - Erlebnis-Landschaft (oder: "Erleben sie den Frühling am Gardasee!" Hier die Verheißung: Am Gardasee ist der Frühling ein

(noch größeres) Erlebnis), Harmonie und Idylle, besonders was die Mensch - Natur Idylle angeht, unberührte Natur, Abenteuer-Wildnis, ..., je nach Bedürfnis.

Mit dem touristischen Blick bleiben die Orte in diesen Bildern stecken, (so wie wir selber - wenn wir touristisch blicken - in diesen Bildern und "Erlebnissen" stecken bleiben (vgl. S. 23)) d.h. sie werden konserviert, zur "Fertigkeit und Abgeschlossenheit" herabgewürdigt (vgl. S.26) im Sinne eines musealen Bestandes, der unseren Vorurteilen entspricht. (vgl. A. Muschg: Ansichtssachen: "Einfahrt in Chengdu, eine Stadt zum Entzücken, in der die Zeit stillgestanden zu sein scheint ...")

Orte, Alltagswelten, werden unter diesem "modernen Kolonialismus" (wir können es auch moderne Kriegsführung nennen) als Ware ausbeutbar: Der Ort liefert die "Bilder" - den Rahmen, und die Leute des Ortes, ihre Arbeiten und Tätigkeiten, liefern die entsprechende Atmosphäre. Sie dienen der "Unterhaltung" gleich in zweierlei Hinsicht: Als serviceleistendes Personal und als "erlebbare" Statisten, die zur Urlaubsparadies-Kulisse gehören.

2. Die "Sanfte Tour" ist die "alte Tour"

Gerade die "Sanfte Tour", die uns als "alternativ" verkauft wird, betreibt den Verkauf, die Kolonisation der Leute und ihrer Arbeit "mit Haut und Haaren". Verkauft "mit Haut und Haaren" werden in erster Linie die Bauern und die bäuerliche Arbeit oder besser: Das Bild vom Bauern und von der Landschaft als extensiver, bäuerlicher Landschaft.

Denen, die "kaufen", wird das "Lebensgefühl", das "Beteiligtsein" an der "bäuerlichen Idylle" suggeriert; das "Öko-Bedürfnis" nach der heilen, bäuerlichen Welt soll befriedigt werden. Dabei funktioniert das Öko-Trip-Erlebnis (auch wenn es uns zukünftig mit dem Umweltengel als Symbol für die heile Welt und zur Besänftigung unseres Gewissens angeboten wird.) nach dem zerstörerischen, enteignenden Programm der Tour - nur noch subtiler ("sanfter"). Der "aufklärerische Anspruch" dieser Touren ist meist nicht mehr, als der intellektuelle (bil-

dungsbürgerliche) Vorwand der touristischen Kolonisation. Anders: Inoffiziell hat es die "Sanfte Tour" "schon immer" gegeben, als eine Form des Tourens, die dem "Harten Tourismus die Orte erschließt - nach dem "Pionierprinzip". (Die müssen ja erstmal "sanft" sein (also subtil), um landen zu können. (vgl. die "Softies")).

V. Der Landschaftsgarten ist eine touristische Inszenierung - oder: Der Tourismus ist die Erweiterung des Landschaftsgartens

Der Landschaftsgarten ist ein Beispiel dafür, wie die Inszenierung einer "fertigen Welt" nach dem touristischen Programm betrieben wird. In der Disziplingeschichte der Landespflege ist er das erste markante Beispiel der Unterwerfung von Alltagswelten und Alltagserfahrungen unter die Macht der ästhetischen = touristischen Inszenierung, die bis heute nach diesem Leitbild betrieben wird.

Wir können noch weiter gehen und sagen: Er ist die erste, eigens für das Touren und für die "aufklärerische" Konditionierung des touristischen Blickes organisierte Erlebniswelt, dessen Programm wir heute in jedem (grünplanerisch) dorferneuten Ort und auf jeder städtischen Grünfläche wiederfinden können. Im Landschaftsgarten (im Freizeitpark, auf der Gartenschau,...) hat das Prinzip der Reise, das unsere Erfahrungen voraussetzt und uns neue Erfahrungen und Wegwissen sammeln läßt, keine Chance. In der fertigen Welt "Landschaftsgarten" kommt die Erfahrungsfähigkeit zum Erliegen.

Mit seiner Entstehungsgeschichte können wir ein Stück der Geschichte des Tourens verfolgen: Die Inszenierung verheißener Bilder und die Produktion unserer "Gefühligkeit", die die Entmündigung und Enteignung sowohl derer, die dort touren, als auch derer, die betourt werden, propagandistisch verschleiert. Der Landschaftsgarten ist nicht zufällig eine Erfindung des 18. Jahrhunderts (und nicht zufällig eine Erfindung aus England). Auch die "offizielle" Entstehung des Tourismus schließt

sich nicht zufällig unmittelbar an das 18. Jahrhundert an (ebenfalls in England durch die ersten organisierten Touren ab 1841: "Cooks Reisen". 1844 gründet Cook das erste Reisebüro).

Die Welteroberung und Kolonisation, d.h. die Unterwerfung der Welt unter die Kolonialmächte, ist im 18. Jahrhundert (besonders "erfolgreich" für England) vonstatten gegangen.

"Auf dieser Grundlage (der Unterwerfung der Welt und der Unterwerfung der Frauen; Anm. der Verf.), die wir bis heute verdrängt haben aus unserem Bewußtsein, "erhob" sich die westliche Welt und schuf zu ihrer Rechtfertigung den Humanismus und die Aufklärung." (C.v.Werlhof, 1988, S.119)

Für die Inszenierung "Landschaftsgarten" (und für jede andere touristische Erlebniswelt) bedeutet dies: Sie ist ein Symbol der "erfolgreichen" Kolonisation, also der Herrschaft und Macht, deren propagandistische Verschleierung gerade durch die aufklärerisch-empfindsamen und humanistischen Ideale der "Freiheit" und "Bildung" erfolgt.

1. Der Landschaftsgarten ist kein Garten, in dem wir uns auskennen können

Die Gartenmetapher ist schon die erste landschaftsgärtnerische Lüge. Mit der Entstehung der Landschafts-parks wird das verstehbare Gartenprinzip, in dem sich jede/r auskennen kann, aufgehoben. Der Barockgarten, der im 18. Jahrhundert durch den Landschaftspark "abgelöst" wird, basiert auf dem klassischen Gartenprinzip: Er hat eine deutliche Grenze, einen Zaun, der den Garten, in diesem Fall den herrschaftlichen Garten, begrenzt und dadurch Besitzverhältnisse deutlich macht. Er basiert in seiner Zonierung auf der Erfahrung der Garten-nutzung, auf dem Prinzip des wiedererkennbaren Kanons, das für jede/n ohne Führer und ohne Programm "verstehbar" ist. Die Übersetzung dieses Prinzips in den herrschaftlichen Barock-Garten symbolisiert die feudalistische Macht, den Reichtum der Fürsten, der abhängig ist vom Reichtum seines Landes. Der Blick über den Zaun ist der kolonialistische Blick auf die Kolonie "Land", die die materiellen Güter liefert. Im Landschaftspark können wir uns ohne Führer und ohne "Programm" nicht auskennen. Er gleicht "einer bezauberten Insel,

JUSTUS MÖSER

Das englische Gärtgen (1773)

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleicht –, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen –, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen rotgestreiften Äpfeln stand, suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Täler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelgen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuches bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Tälern finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Shrubbery oder, wie andre sprechen, ein englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist wie ein Drellmuster, und mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben mögten. Von dem auf der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwei Kirchtürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Kanapee, worüber sich ein Sonnenschirm von verguldetem Bleche befindet. Gleich dabei soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt und ein eigner Fluß dazu ausgegraben werden, worin ein halb Dutzend Schildkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücken, gerade da, wo der Großmama ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gotischer Dom zu stehn, weil mein Mann Goterich Dom heißt. Wie ich

vermute, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stowe genommen, worin der Lord Tempel so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden als das Schilderhäusgen, worin der Onkel Toby mit dem Korporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehen, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten kommandierte. Aber die gotische Arbeit daran wird doch allemal das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben drauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, Ihr gutes Gärtgen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet. Mögten Sie doch in Ihrem Leben noch einmal zu uns kommen und alle diese Hexereien mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewunderin der Bären und Pfauen von Taxus, womit in Ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschränkt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht sein zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen; denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Bentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das, denkt mein Mann, müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß geraten; und er bedauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespület hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porcellainen Turm von neun Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stickbeerenbusche, wo Sie Ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenket. Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür. Ich bin in der ungeduldigsten Erwartung etc.

Anglomania Domen.

worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet." (J. Möser, 1986, S.246)

An die Stelle des kolonialistischen Prinzips tritt die aufklärerische Programmlust. Die inszenierte Welt des Landschaftsparks basiert nicht auf alltäglichen Erfahrungen, auf die wir zurückgreifen könnten, sondern auf den Idealen der aufklärerischen Empfindsamkeit, auf der bildungsbürgerlichen sentimental Romantik, d.h. wir brauchen literarische und kunsthistorische Bildung, um die im Landschaftspark inszenierten Szenen und Bilder zu "verstehen". Anders: Wir "brauchen" die entsprechende Konditionierung, um den Landschaftspark als "Kunstwerk" zu verstehen; als die "Kunst der Auflösung" verstehbarer Grenzen und Zonierungen, als "Befreiung der Natur" und damit des Menschen. Tatsächlich symbolisiert diese "Befreiung" Vereinnahmung und Besetzung.

2. Der Landschaftsgarten symbolisiert ideologische Besetzung Mit der Veränderung vom Barockgarten zum Landschaftsgarten findet ein Ideologiewechsel statt. (vgl. G. Schneider, 1989) Die subtile Grenzauflösung symbolisiert eine Landnahme, der es nicht mehr "nur" um die Ausbeutung der materiellen Güter geht, sondern um die "Einverleibung" des Landes, der Lebensorte der Leute aus ideologischen - "ästhetischen" - Gründen.

"Der Gartenkünstler vereinnahmt die Landschaft, macht die Bewohner in ihrem Alltag zu lebendigen Versatzstücken, "die dem Kunstwerk Landschaftsgarten" einverleibt werden. Sein Arbeitsmittel ist die Imitation von Landnutzung, von Arbeit, also der Schein. Zur ideologischen Absicherung der Tätigkeit wird die Gartenkunst als schöne Kunst erfunden." (G. Schneider, 1989, S.14)

Dies bedeutet ("beispielhaft" für die "sanfte Tour") die Vereinnahmung einer Alltagswelt mit "Haut und Haaren". Der Reichtum der Fürsten ist, durch die "erfolgreiche" Kolonisation der äußeren Kolonien, nicht mehr allein abhängig vom Reichtum des eigenen Landes. Das eigene Land dient zur "Demonstration" des erbeuteten Reichtums (von anderswo), zur Akkumulierung von Verfügungsgewalt und Luxus.

"Erst die Gesellschaft, die nicht mehr direkt vom Land lebt, kann es sich leisten, die Landschaft zu einer eigen-

ständigen Kunstform zu erheben. Tatsächlich ist der Bau der Landschaftsgärten fast immer mit dem Entzug von Land aus der landwirtschaftlichen Produktion verbunden, um auf diesem Land sogleich eine agrarische Wirtschaftsform zu imitieren, ohne jedoch auf den Ertrag zu achten. Die Landschaftsgärtnerei nimmt das Land aus seinem bisherigen Produktionszusammenhang heraus, um es für künstlerische Zwecke zu gebrauchen." (B. Schröder, 1983, S.3, zitiert aus Vetter/Röpert, 1984, S.5)

Die "Demonstration" von Reichtum und Luxus ist ein herrschaftliches bzw. bildungsbürgerliches Bedürfnis. Der Mißbrauch des Landes zu künstlerischen Zwecken ist immer ein herrschaftlicher Mißbrauch, der Arbeit und Alltag der Leute ausblendet, indem ihnen "Kunst" übergestülpt wird.

Kunst und Kunstverständnis, genauso wie Naturverständnis und Landschaftsempfinden - also "Bildung" - sind ein bildungsbürgerliches Diktat. In diesem Sinne verfolgt die Inszenierung "Landschaftsgarten" die Absicht, dieses Diktat "umzusetzen", "sichtbar zu machen" (indem alles andere unsichtbar gemacht wird), durch die ideologische Besetzung des Landes im Sinne der aufklärerisch-empfindsamen (sentimentalen) Ideale.

Jede "Tour" und jede touristische Inszenierung steht in der Tradition des landschaftsgärtnerischen Programms und der ideologischen Besetzung, oder: Der Tourismus ist die Erweiterung des Landschaftsgartens über jede Grenze hinaus.

3. Was sollen wir sehen? - Die Konditionierung des touristischen Blicks

3.1 Die paradiesische Landschaft

Die im Landschaftsgarten inszenierte Landschaft ist die Ideallandschaft der Maler des 17. Jahrhunderts.

"(...) das Wort Landschaft (stammt) in seiner heutigen Bedeutung aus der frühneuzeitlichen Sondersprache der Maler, Kunstverständigen und Kunstliebhaber (...) und bezeichnet eine gemalte Landschaft (...). So bedeutet Landschaft ein bildfähiges wie gemaltes Stück Erdoberfläche, ein Stück Wirklichkeit, das in ästhetischer Einstellung gesehen und in das ein Kunstwerk hineingesehen werden kann." (G. Hard, 1991, S.14)

Mit anderen Worten:

Die Maler des 17. Jahrhunderts übersetzen das Land, "ein Stück

Wirklichkeit", durch ihre selektive und subjektive Wahrnehmung in die paradiesische, arkadische Landschaft. Sie bilden damit den "Wandlungsprozeß der Weltdeutung" und das damit verbundene neue - nämlich "paradiesische" - Naturverständnis ab.

Die Gemälde präsentieren die stimmungsvolle, sentimentale Mensch-Natur-Harmonie im Rahmen der Ideallandschaft und diese ist - seit an das patriarchale Gerücht der Vertreibung aus dem Paradies geglaubt wird - das Paradies bzw. die paradiesische Landschaft. Gedacht und gemalt wird nach dem Motto: Wenn wir uns schon aus dem Garten Eden vertreiben lassen mußten ("weil Eva so blöd war!"), können wir wenigstens versuchen, "das Paradies" nachzubilden, wo wir uns doch mit der "Natur" gerade so gut verstehen!

Naturverständnis? Verständnis hat nicht unbedingt mit "verstehen" zu tun. Arbeit als Nutzung des Landes wird in diesem "paradiesischen" Naturverständnis als "Plackerei" und "Strafe" gesehen und die Notwendigkeit, "der Erde Leben abzurufen" (J. Berger, 1984), zum Konflikt mit der bzw. zum Kampf gegen die Natur gemacht. Entsprechend propagieren die Landschaften der Maler das "plackereifreie" und "konfliktfreie" Paradies, das Arbeit und Alltag ausklammert. Sie bilden dieses Paradies (das es nicht gibt und nie gegeben hat) auf ihrer "Leinwand" ab, wo es als Laune - oder besser: Wunschkonstruktion - nicht kleben bleibt, sondern zum allgemeingültigen Wunsch und Ideal erhoben wird.

Der Landschaftsgarten ist "der Versuch, das gemalte Arkadien der Landschaftsmaler in einem anderen Medium (nämlich den Gartenkunstwerken) zu realisieren." (G. Hard, 1991, S.14) Das heißt das Bild, die Vorstellung "arkadische Landschaft", wird nun "begebar" und vorallem "erlebbar" gemacht und von der Leinwand "auf ein Stück Wirklichkeit" projiziert. Dem Landschaftsgarten kommt so die Funktion einer "Sehhilfe" zu.

"(...) (Er) ist im pantheistischen Weltbild zur Erscheinung gebrachte Natur, mit dessen Hilfe sich die Fähigkeit, Landschaft wahrzunehmen, allgemein herausbildet. Was zunächst nur undeutlich sichtbar ist, darauf muß mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden: 'Hier ist Arkadien!'" (C.A. Vetter, B. Schürmeyer, 1985, S.21)

"Sehhilfe" bedeutet hier: Nur das, was gesehen werden soll, nämlich die arkadischen Bilder, werden sichtbar gemacht als Kulisse, einem Bühnenbild gleich, inszeniert, so daß sich die "Fähigkeit" Landschaft als **wahr**-zunehmen allein auf dieses ästhetisierende Betrachten fixiert. Das Land/die "Landschaft" wird als "Bild" wahrgenommen, als ein Anblick oder auch ein Ausblick.

"Die Vornutzungen und Vornutzer waren vertrieben, alle banalen Publika und Zwecke ausgesperrt. Die ausgesperreten Publika und Vornutzer wurden nach dieser partiellen Umwidmung der Agrarlandschaft zu einem Kunstwerk nur noch als Pflegepersonal zugelassen und vor allem (meist gleichzeitig) als Statisterie, als Teil des Kunstwerks und als Requisit eines lebenden Landschaftsbildes kunstvoll eingesetzt." (G. Hard, 1985, S.34)

Und heute?

Wer wünscht sich schon eine Erholungslandschaft ohne Bauern? (...) Wenn die Landwirte zur Minderung der europaweiten Überproduktion angehalten werden, Nutzfläche stillzulegen (...), dann ist damit auch für die Landschaft, speziell für Tourismus und Naturschutz, viel gewonnen. Der Landwirt als Landschaftspfleger wird bald keine Leerformel mehr sein." (ADAC, 1988, S.47)

Wer sich in den Landschaftsgarten hineinbegibt, kann aufgrund der Programmkunst nichts anderes als das idyllische, sentimentale Arkadien sehen und empfinden, d.h. sich in eine Scheinwelt begeben, in der alle das Gleiche sehen müssen. (Genau das ist das Programm unserer Lehrpläne.)

Wer sich heute in die touristische Erholungslandschaft, in das "Freizeiterwartungsland" (vgl. J. Stolzenburg, C.A. Vetter, 1988, S.33ff) begibt, findet genau dieses Programm vor.

3.2 Die Programmkunst

"Im Landschaftsgarten, in dieser raffiniert arrangierten Gefühlserregungskunst, wurden weder die Natur, noch die Subjekte autonomer und freier; was stattdessen war eher eine umfassendere, technisch raffiniertere und subtilere Steuerung und Beherrschung beider. Der Landschaftsgarten fingierte heile Natur und ideale Vergangenheit (man pflanzte alte und hohle Bäume an effektvolle Plätze, komponierte ehrwürdige Ruinen und idyllische Dörfchen hinein)." (G. Hard, 1985, S.50)

Im "Rahmen" dieses räuberischen Paradieses als sentimentale Kulisse, liefert der Landschaftsgarten "alles, was man zu-

nächst nicht in einem Garten sucht", nämlich eine Anhäufung von Versatzstücken, die als vorgefertigte Überraschungen und Erlebnisse "erjagbar" gemacht werden. Er gleicht einer Spielwiese, die als "Bildergalerie, Stimmungsträger und Ideenreservoir", als "welthaftes Übergesamtkunstwerk" (vgl. G. Hard, 1985) verstanden werden kann: Je nach Laune der "Landlords" bzw. der Gartenkünstler werden Garten- und Landschaftsszenen "aus aller Welt" in miniaturisierter Form inszeniert. (Klein-Italien, China, Japan, die "arkadischen Weidegründe", ...) Die einzelnen Szenen werden in die Ferne gerückt (so als würden wir verkehrt herum durch ein Fernglas sehen, was wir tun, wenn wir damit spielen oder wenn wir uns irren!), um über die reale Dimension des Gartens hinwegzutäuschen. Dieser Blick in die Ferne, besonders der erhabene Blick des Panoramas, suggeriert die aufklärerische Befreiung verbunden mit den sentimentalischen Gefühlen. Anders: Der Landschaftsgarten ist nicht nur der "Souvenirladen", der Versatzstücke zur Erinnerung an die kolonialistischen und bildungsbürgerlichen Eroberungszüge sammelt; er produziert die sentimentalische Gefühllichkeit: Fernweh, Sehnsucht und sentimentale Romantik, eben dadurch, daß eine reale Alltagswelt ausgeblendet und die Inszenierung von Verheißungen entweder in miniaturisierter oder - durch die Erweiterung des Tourismus - in "omnipotenter" Form an ihre Stelle gesetzt wird.

Wir lernen, im "falschen Maßstab" sehen; wir sehen entweder "aus allerfernster Nähe" die miniaturisierte Welt, die Anhäufung von Versatzstücken oder "aus allernächster Ferne" die monumentalisierte, durch den Tourismus erschlossene "Welt". ("Mit den Air-Lines auf der ganzen Welt zu Hause!")

Weder der eine, noch der andere "Maßstab" läßt uns Sicherheit finden; vielmehr wird eben das **Gefühl**, am falschen Ort zur falschen Zeit zu sein, das Gefühl, daß das Glück, die Erlebnisse, die Abenteuer immer wannanders und woanders sind, produziert.

Die "raffiniert arrangierte Gefühlserregungskunst" arrangiert die Anpassung und Angleichung an diese Maßstäbe, die noch dazu der Mode, dem Trend unterworfen sind. Die "Programmkunst"

inszeniert als Programmpunkte das, was gerade "in" ist und macht um so mehr angewiesen auf die programmhafte Anleitung, auf den "Beipackzettel".

4. Die Programmkunst in Sanspareil - oder: Eine Geschichte aus Zwernitz

Wenn wir uns in der Programmkunst des "Felsengartens Sans Pareil" "auskennen" wollen, d.h. wenn wir uns in das einzigartige Erlebnis "ohne gleichen" und in die elitäre Bildungstour hineinbegeben wollen, müssen wir auf jeden Fall das Fernglas mitnehmen und die "Abenteuer Telemach", den "berühmten" Bildungs- und Erfahrungsroman des 17. Jahrhunderts, in der Tasche haben - gelesen natürlich. Nur dann können wir uns, in den vergleichsweise "winzigen Garten", auf die Fahrt, auf die Spuren des Telemach machen und verhindern, daß wir die Grotte der Kalypso, in der Telemach strandete (in der also auch wir stranden müssen, um die ganze Abenteuerlichkeit nachzuempfinden), für eine gewöhnliche Aushöhlung halten... (So können wir uns auch beschäftigen und der Tour eine Rechtfertigung geben: "Auf-den-Spuren-von" ist das Rahmenprogramm der humanistischen Bildungsreise.)

Wenn wir aber verstehen wollen, was sich hinter der "Programmkunst" verbirgt, lassen wir das Fernglas mal weg und die "Abenteuer" zu Hause und versuchen, mal nicht "aus allerfernster Nähe", sondern genauer zu gucken:

"Man fand diese Erscheinung hier bei Zwernitz auf einer Jagd und hat nun aus diesem Wald einen Garten gemacht, der äußerst feenhaft ist." (L. Tieck, 1798, S.192)

Der Garten ist also ein Wald und kein Garten und Sanspareil ist eigentlich Zwernitz. Der Wald und Zwernitz sind die "Entdeckung" des bayreuther Kurfürstenpaares Friedrich und Wilhelmine, die aus der "Jagdlaune" einen Eroberungszug machen ... Zwernitz liegt östlich eines Buchenhains, der einen langgezogenen Kalkrücken bedeckt und von einigen Felsen durchzogen ist.

"Der vordere Teil des Hains besteht aus hohen Buchen ohne Unterholz. Diese umklammern zum Teil die Felsen und scheinen sie zu halten (...) oben wachsen neue Buchen und Tannen aus dem Stein. (...) Den zwayten Theil des Parks macht

ein Reisholz, wie man hier sagt, aus; Eichen, Buchen, Haseln und anderem Gesträuch (...)" (E.M. Arndt, 1798, S.201)

Als E.M. Arndt den Buchenhain bei Zwernitz besucht, ist dieser schon in den "Felsengarten Sanspareil" "verwandelt" und "attraktives" Ausflugsziel - Erlebniswelt, sonst hätte Arndt sich auch nicht dahin auf den Weg gemacht. Wer "besichtigt" auch schon einen ganz normalen Buchenwald, den Zwernitzer Bauern und Handwerker als Plenterwald und Niederwald und als Hutewald nutzen - genutzt hatten, ehe er als "feenhafter Garten" ihrer Nutzung entzogen wurde.

"Im April 1744 ist ein Besuch des Markgrafenpaares in Zwernitz nachweisbar, er diente bereits der Besichtigung des zukünftigen Gartengeländes. Schon im Mai begannen die Arbeiten darin, obwohl das Grundstück dem Markgrafen noch gar nicht gehörte, da die Verhandlungen über die Entschädigung der Besitzer, Handwerker aus Zwernitz und Großenhül, noch nicht abgeschlossen waren." (S. Habermann, 1982, S.147)

Dies ist die einzige Erwähnung der Enteignung der Zwernitzer und Großenhüler in dem Buch "Bayreuther Gartenkunst". Die übrigen 200 Seiten sind eben dieser Kunst gewidmet; der "Kunst der Versatzstück-Anhäufung" oder auch: Der "Kunst der Enteignung und Vereinnahmung".

Wenn Zwernitzer Handwerker das Nutzungsrecht des Waldes hatten, heißt das nicht nur, daß das Holz für die Haushalte zum Kochen und Heizen, für Reparaturen und Zaunpfähle etc. benötigt wurde, sondern auch, daß das Holz Gegenstand ihrer Arbeit, d.h. ihre Existenzgrundlage war. Diese Grundlage wird ihnen entzogen. In ihre Alltagswelt, die aufgrund ihrer Arbeit und ihrer bauerlichen Nutzung ihre bekannte und vertraute "Welt" ist, in der sie kundig und kompetent sind, wird ein "bizarres Kunstwerk" hineingesehen. Sie liefert dem kolonialistischen Blick in seiner touristischen Variante ein idealtypisches Bild.

"Aber welche Steinmassen hast du, o ewige Natur, hier hingeworfen! mit welchen Gestalten und Gebilden hast du gespielt, als du dieses Paradies (!, Anm. d. Verf.) schufest!" (E.M. Arndt, 1798, S.201)

Der Wald der Zwernitzer wird ideologisch besetzt. Sie werden aus ihm ausgesperrt und müssen irgendeinen "Telemach", von dem sie wahrscheinlich nie gehört haben, Platz machen, d.h. eine existentiell notwendige Nutzung wird unter dem herrschaft-

lichen Diktat für eine "Kinderei", für das Telemach- und Abenteuer-Spielen, vertrieben.

Der Ort Zwernitz wird als "Eingangsbereich" zum "Garten" zum Teil der Kulisse. Aus Zwernitz wird "Sans Pareil", d.h. die Zwernitzer werden - per Definitionsmacht - in eine Doppelrolle gezwungen. Die Leute leben als Zwernitzer in ihrer Alltagswelt, arbeiten und leben dort, um ihre Existenz zu sichern und gleichzeitig werden sie zu "Sans-Pareilern", zu den Statisten einer Scheinwelt, deren notwendige Arbeit für spielerisch bzw. dessen produktives Ergebnis als überflüssig befunden wird.

VI. Rollen, Doppelrollen, aus der Falle rollen - ein Resümee

Die "Enteignungstour" des Landschaftsgartens finden wir, als vergleichbares Programm und als vergleichbare, postmoderne Jagd nach Versatzstücken in jeder inszenierten Erlebniswelt (auf jedem Trimm-Dich-Pfad oder Wald(schadens)lehrpfad, in jedem Freizeitpark, auf jeder Gartenschau), in jeder städtischen Grünfläche, den Freiflächen des Geschosßwohnungsbaus (vgl. G. Hard, 1985) oder - als naheliegendes Beispiel - in der "Neugestaltung" des Königsplatzes in Kassel wieder.

"Zusammengerafft" können wir sagen, es ist die Tour der "Erlebnisproduktion", die im Rahmen einer "heilen Welt" Versatzstücke, Bilder inszeniert, die das touristische Jagdbedürfnis nach Trophäen befriedigt. (Auch in unserem Dorf ist jetzt wieder ein "alter" Ziehbrunnen und das Backhaus ist genau wieder da aufgebaut, wo es einmal stand - oder: Je vielfältiger das Pflaster der Dorferneuerung, um so besser.)

Das Programm des Landschaftsgartens, die Bilder, haben wir - mehr oder weniger - im Kopf oder besser als "Treffer ins Schwarze unserer Gefühligkeit", d.h. wir haben es gelernt bekommen, auch wenn wir den Landschaftsgarten nicht kennen.

Als Weg aus dieser Falle zu rollen, habe ich versucht, dem Programm der Tour das Prinzip der Reise gegenüberzustellen, nicht um nach einer Checkliste "abzuhaken", ob unser Unter-

wegssein nun die Reise oder die Tour ist, also gut oder schlecht, richtig oder falsch ist, sondern um bewußter durch eine "idealtypische" Unterscheidung die eigene Rolle, das "Dazwischen" klarer zu bekommen. (Aus einem unklaren "Dazwischen" entstand die erste Frage, mit der ich mich auf den Weg gemacht habe...) Dieses bewußte "Dazwischen" und die Möglichkeit, es immer wieder zu überprüfen, haben wir nur dann, wenn wir wissen, daß es gegenüber der Tour - die uns (noch "nett" ausgedrückt) an der Nase herumführt - das Prinzip der Reise gibt: Daß es gegenüber dem "Jagdbedürfnis" und der Versorgung, die "befriedigt", die "Wünsche" gibt, die ins Blaue gehen, die sich an der Fülle entfalten und erfüllt werden können (die möchte ich mal Reise-lust nennen). Daß es gegenüber der Absichtslosigkeit und dem Glauben an Verheißungen die eigene Absicht, Neugier und Lust gibt. Anders: Gelernt, trainiert haben wir zunächst mal das Touren: In dem wie selbstverständlichen "Jahreseinkauf" oder verordneten Ausflug, um "das Weite zu suchen", ist das Touren vom Programm her angelegt.

Wir können uns vorstellen, daß wir damit immer in einen "Landschaftgarten" geschickt werden, dessen Inszenierung auf Kolonisation und Vereinnahmung beruht und der uns vereinnahmt und "verschluckt". Verschluckt werden unsere Fähigkeiten; im Grunde unsere Geschichte, unsere Erfahrungen, auf die wir "im Landschaftgarten" nicht zurückgreifen können. Trotzdem haben wir die Möglichkeit, "das Fernglas und den Telemach" nicht mitzunehmen, (nicht in den Rucksack zu packen!) und den "Landschaftsgarten" als das zu enttarnen, was er ist.

Auch mit dem Studium "geraten" wir zunächst in einen "Landschaftgarten"; selber mit den Bildern, den Verheißungen des "Landschaftsgartens" im Kopf, auch wenn wir ihn nicht kennen. Was lernen wir unterwegs?

Der Koffer wird vollgepackt nach dem Motto: Je vielfältiger und bunter das Pflaster der Dorferneuerung, um so besser und außerdem: Gleiches Wissen für alle! (vgl. S.34)

Indem wir nicht lernen, unsere Absichten und Weg-Gründe herauszufinden und immer wieder zu prüfen, indem wir also auf unser "Hineingeraten" oder "hinein raten" nicht aufmerksam

gemacht werden, sind wir in unserer "Absichtslosigkeit" angewiesen auf das Lehrprogramm. Wir stecken in der "touristischen Erwartungshaltung" und warten der Programmpunkte, die da kommen: "Boden als Teil der Landschaft", "Landwirtschaft heute", "Dorferneuerungsplanung" - gut, packe ich ein, ich weiß zwar nicht, wo ich damit hin soll, aber irgendwie scheint es ja so zu sein, daß "man" das braucht - die Totalausrüstung. Das Lehrprogramm ist touristisch und erzieht zum Touren - oder: Das Programm der Landespflege ist Tourismus.

Um aus der Tour ins Studium eine Reise machen zu können, müssen wir einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir verkehrt herum durch's Fernglas gucken und daß der Telemach "Quatsch" ist, damit die eigenen Erfahrungen und das eigene Wissen den Weg durch das Studium bestimmen können.

Nachwort

Ein dickes Danke an Kiwi und Christine für die Betreuung, für das "Mitreisen" und "Mitnehmen" und für den Platz, den ich hatte.

Diese Arbeit war für mich eine spannende "Reise" in die eigenen Vorurteile und Bilder; eine Gelegenheit, in diesem Unterwegssein bei Fragen bleiben zu können, die mir wichtig sind. Es war wichtig für mich herauszufinden, daß unsere (konditionierte) Absichtslosigkeit unserem Wegwissen, bzw. dem "einen Weg für uns wissen", eben nicht die Tour, sondern das Reisen vermässelt. Wichtig war auch herauszufinden, daß unser Unterwegssein weniger zur Tour gerät, wenn wir ihr auf die Schliche kommen, das heißt dann auch, daß wir den eigenen Erfahrungen, Wegen und Reisen bewußter nachdenken, und uns mit einem anderen Blick neu erinnern können, z.B. der eigenen Reisegeschichte, um sie auf die weitere Reise als unser Wissen mitzunehmen.

Suse und Angela und ganz besonders dem Markus danke ich sehr fürs Mitreisen, Mitlesen, Tippen, Kleben, Kochen, Zeit haben und Mut machen....

Literatur

- ADAC (1988): Tourismus und Landschaftsgestaltung. Eine Planungshilfe mit praktischen Beispielen. München
- ADORNO, Theodor W. (1967): Über Tradition; in: Ohne Leitbild. Frankfurt
- ARNDT, Moritz (1798): Sans Pareil; aus: Bruchstücke aus einer Reise von Bayreuth bis Wien; in: Fieguth, Hilde (1986): Bäume pflanzen wie die Wolken. München
- ARIADNE (1988): Reisefieber; Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung, Heft 11. Kassel
- AUSTEN, Jane (1980): Sanditon. München
- BACHMANN, Ingeborg (1981): Der Fall Franza. München
dies. (1984): Jugend in einer österreichischen Stadt; in: Das dreißigste Jahr. München
- BAUSINGER, Hermann (1980): Identität; in: Heimat heute, Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen.
- BENITT, Annegret (1981): Von der Idee der Landschaft zur Ferienlandschaft. Studienarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung, GhK. Kassel
- BERGER, John (1984): Sau Erde. München
- BETTELHEIM, Bruno (1990): Liebe allein genügt nicht. Stuttgart
- BLOCH, Ernst (1967): Spuren. Frankfurt
ders. (1980): Das Prinzip Hoffnung; in: Heimat heute, Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen.
ders. (1986): Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankfurt
- BORCHARDT, Rudolf (Hrsg./1989): Der Deutsche in der Landschaft. Frankfurt
- BRENNER, Peter J. (Hrsg./1989): Der Reisebericht. Frankfurt
- BUDERATH, Bernhard; MAKOWSKI, Henry (1983): Die Natur dem Menschen untertan. München
- CANETTI, Elias (1990): Die gerettete Zunge. Frankfurt
ders. (1979): Die Provinz des Menschen, Aufzeichnungen 1942 - 1972. Frankfurt
- CORBIN, Alain (1990): Meereslust. Berlin
- CORTAZAR, Julio (1979): Reise um den Tag in 80 Welten. Frankfurt

- DROSTE-HÜLSHOFF, Annette von (1855): Lieblingsblick; in: Borchardt, Rudolf (Hrsg./1989): Der Deutsche in der Landschaft. Frankfurt
- DUDEN (1989): Das Herkunftswörterbuch. Mannheim
- EICHENDORFF, Josef Freiherr v. (1970): Aus dem Leben eines Taugenichts. Stuttgart
- ENZENSBERGER, Hans M. (1958): Vergebliche Brandung der Ferne; eine Theorie des Tourismus; in: Merkur, XII Jahrgang, Heft 8.
- EPPELSHEIMER, H.W. (1971): Geschichte der europäischen Weltliteratur, Bd. 1. Frankfurt
- FONTANE, Theodor (1984): Von, vor und nach der Reise; in: Romane, Erzählungen, Gedichte, Bd. 7. München
- FRENKEN, Petra; KÖLZER, Andrea (1990): Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? Diplomarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- FRENZEL, H.A. u. E. (1980): Daten deutscher Dichtung, Bd. 1 u. 2. München
- FROMM, Erich (1984): Märchen, Mythen, Träume. Reinbek
- FRÜH, Sigrid (1991): Märchen von Hexen und weisen Frauen. Frankfurt
- GINZBURG, Carlo (1988): Spurensicherung. München
ders. (1990): Der Käse und die Würmer. Berlin
- GIONO, Jean (1984): Der Berg der Stummen. Frankfurt
ders. (1989): Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt
- GÖTTNER-ABENDROTH, Heide (1988): Für die Musen. Frankfurt
- GRIEP, Wolfgang; JÄGER, Hans-Wolf (Hrsg./1983): Reise und soziale Realität im 18. Jahrhundert. Heidelberg
dies. (1986): Reisen im 18. Jahrhundert, Bd. 3. Heidelberg
- GRIFFIN, Susan (1978): Frau und Natur. Frankfurt
- GROENEVELD, Sigmar (1984): Agrarberatung und Agrarkultur, Gesamthochschule Kassel. Kassel
ders. (1987): Brotkünste, Gesamthochschule Kassel. Kassel
ders. (1988): Auf dem Wege unterwegs; unkorrigiertes Manuskript im Rahmen der Tagung "Theorie und Praxis eigenständiger Regionalentwicklung in ländlichen Räumen, Gesamthochschule Kassel. Kassel
- GRONEMEYER, Marianne (1988): Die Macht der Bedürfnisse. Hamburg
- GUARDINI, Romano (1946): Form und Sinn der Landschaft in den

Dichtungen Hölderlins. Tübingen

HABERMANN, Sylvia (1982): Bayreuther Gartenkunst. Worms

HANDKE, Peter (1980): Das Ende des Flanierens. Frankfurt
ders. (1980/81): Über die Dörfer. Dramatisches Gedicht. Frankfurt

ders. (1990): Versuch über die Müdigkeit. Frankfurt

HARD, Gerhard (1970): Die Landschaft der Sprache und die Landschaft der Geographen. Bonn

ders. (1985): Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet; in: Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 6. Klagenfurt

ders. (1991): Landschaft als professionelles Idol; in: Garten und Landschaft, Nr. 3. München

HEUKENKAMP, Ursula (1982): Die Sprache der schönen Natur. Berlin

HIRSCHFELD, Ch.C.L. (1973): Theorie der Gartenkunst, Bd. 1. Hildesheim

HÖRNLEIN, Lolita; SCHULTZ, Ines; SCHWARTZ, Katharina (1984): Was hat Kopernikus mit dem Englischen Garten zu tun? Studienarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung, GhK. Kassel

HÜLBUSCH, Inge-Meta (1978): Innenhaus und Außenhaus; Diplomarbeit an der OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, GhK. Kassel

HÜLBUSCH, Karl Heinrich (1967): Landschaftsschaden, ein Phänomen der Kulturlandschaft; Diplomarbeit am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der T.H. Hannover. Hannover
ders. (1986): La Fontanelle, Vogesen; Eine Spurensicherung zur Geschichte eines Stückes Landschaft; in: Landschaft und Stadt, Heft 2. Hannover

ders. (1987): ...mit herzlichen Grüßen aus Worpswede; in: Garten und Landschaft, Heft 2. München

ders. (1989): Fruchtbare Einsichten sollten wir erweitern - zum Neudruck der "Dysfunktionalen Freiräume"; in: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 12. Kassel

ders. (1990): Kinderspiel, Schule, Lernsituation; in: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 19. Kassel

ILLICH, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek

ders. (1983): Fortschrittsmythen. Reinbek

IMMERMANN, Karl (1832): Augenblicksbilder; in: Borchardt, Rudolf (Hrsg./1989): Der Deutsche in der Landschaft. Frankfurt

JÜNGST, Peter (1984): Innere und äußere Landschaften. Urbs et Regio, Nr. 34. Kassel

KAUER, Walther (1989): Spätholz. Reinbek

KLÖPPEL, Dieter (1981): Veränderungen des Landschaftsideals untersucht am Beispiel der Reklame; Diplomarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung, GhK. Kassel

KÖCK, Christoph (1990): Sehnsucht Abenteuer. Berlin

KÖHLER, Ursula (Hrsg./1989): Geschichte von Urlaub und Reise. Frankfurt

KUHL-GREIF, Martha u. SCHULZE-GÖBEL, Hans-Jörg (1984): Urlaubsparadiese; in: Jüngst, P. (Hrsg.): Innere und äußere Landschaften; Urbs et Regio, Nr. 34. Kassel

KUHNEN, Jochen (1987): Von der Wirklichkeit der Orte; in: Groeneveld, Sigmar: Brotkünste. Kassel

LANG, Rudolf (1971): Reisen anno dazumal. München

LENZ, Sigfried (1989): Die Reise nach Oletzko; in: Köhler, Ursula (Hrsg.): Geschichten von Urlaub und Reise. Frankfurt

LEVI, Carlo (1982): Christus kam nur bis Eboli. München

MARKUN, Silvia (1977): Ernst Bloch. Reinbek

MEAD, Margret (1958): Mann und Weib. Hamburg

MIES, Maria (1988): Wer das Land besitzt, besitzt die Frauen des Landes; in: Werlhof/Mies/Bennholdt-Thompson: Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek
dies. (1991): Frauen haben kein Vaterland; in: "Freitag" vom 11.1.91, Nr. 3.

MILCHERT, Jürgen (1989): Von der Militarisierung der Landschaft, ihrer Heimatferne und der Moral der Landschaftsplanung; in: Das Gartenamt, Heft 4. Hannover

MITSCHERLICH, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt

MITSCHERLICH, Margarete (1986): Das Ende der Vorbilder. München

MÖSER, Julius (1773): Das englische Gärtgen; in: Fieguth, Hilde (1986): Bäume pflanzen wie die Wolken. München

MUSCHG, Adolf (1988): Empörung durch Landschaft. Zürich

NADOLNY, Sten (1990): Die Entdeckung der Langsamkeit. München
ders. (1990): Netzkarte. München

PIRSIG, Robert M. (1989): Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten. Frankfurt

POMMERENING, Karla; HEINEMANN, Georg (1979): Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume; Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 12. Kassel

- PÜCKLER-MUSKAU, Hermann (1988): Landschaftsgärtnerei. Frankfurt
- SCHARFE, Martin (1987): Die alte Stiege; in: Journal für Geschichte, Nr. 2. Göttingen
- BAYRISCHES STAATSMINISTERIUM DER FINANZEN (1987): Schlösserland Bayern. München
- SCHNEIDER, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht; Dissertation; Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 15. Kassel
- SCHOPPENHAUER, Johanna (1965): Reise durch England und Schottland. Stuttgart
- SEELIG, Carl (1977): Wanderungen mit Robert Walser. Zürich
- SIEFERLE, Rolf D. (1984): Fortschrittsfeinde. München
ders. (1986): Entstehung und Zerstörung der Landschaft; in: Smuda (Hrsg.): Landschaft. Frankfurt
- SULZER, Johann Georg (1780): Nizza; in: Borchardt, Rudolf (Hrsg./1989): Der Deutsche in der Landschaft. Frankfurt
- SMUDA, Manfred (Hrsg./1986): Landschaft. Frankfurt
- SOMBART, Werner (1986): Liebe, Luxus und Kapitalismus. Berlin
- THEUERKAUF, Gerhard (1979): Reisen im Mittelalter; in: Journal für Geschichte, Heft 4. Göttingen
- TIEK, Ludwig (1798): Sans - Pareil; in: Fieguth, Hilde (1986): Bäume pflanzen wie die Wolken. München
- VEBLEN, Thorstein (1899/1989): Theorie der feinen Leute. Frankfurt
- VETTER, Christine A./ STOLZENBURG, Jürgen (1988): Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung; Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 6. Kassel
dies./ RÖPPERT, Jürgen (1983/84): Historische Entwicklung des Bergparks Wilhelmshöhe; Studienarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung, GhK. Kassel
dies./ SCHÜRMEYER, Bernd (1985): Die Landschaftsgärtnerei. Diplomarbeit am Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung, GhK. Kassel
- WALSER, Robert (1978): Der Spaziergang. Zürich
- WERLHOF, Claudia von (1988): Zum Natur und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus; in: Werlhof/Mies/Bennholdt-Thompson (1988): Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek
dies. (1988): Grün kaputt durch Naturschutz; in: Groeneveld, S.: Grün kaputt - warum? GhK. Kassel
- WOLF, Christa (1983): Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra. Darmstadt
dies. (1983): Kassandra. Darmstadt

Anhang * Nebenher geschriebenes, Sprünge, Sätze und Sammlungen

Die ersten geschriebenen Gedanken

Die Idee, etwas "über das Reisen" herauszufinden, entstand nach Gesprächen mit FreundInnen, wobei es oft um die Wünsche ging, "woanders" leben zu wollen - oder es ging einfach um die Lust, wiedereinmal wegzureisen, "mal kurz, vielleicht auch länger ..."

Alle Gespräche kamen immerwieder auf bestimmte Punkte zurück und bestimmte Fragen blieben immerwieder mehr oder weniger offen: Warum wollen wir oft lieber "woanders" sein, als wir es gerade sind, warum kommt die Lust zu reisen? Und wo suchen wir denn dieses "woanders" und vor allem: Was suchen wir eigentlich? Warum finden wir "es" nicht hier?

Die Antwort, die Ahnung, daß dieser Wunsch, "woanders" zu leben, eigentlich meint, "anders" zu leben und der Gedanke, daß auf dieses "woanders" Wünsche und Träume projiziert werden, die hier nicht erfüllbar scheinen, ist so unbestimmt, wie die Frage.

Auch der Erklärungsversuch, daß uns die Fähigkeiten des "Bleiben-könnens", des "Wurzeln-schlagens" geklaut sein müssen, ist wage, wirft neue Fragen auf: "Wer" nimmt uns / wodurch werden uns diese Fähigkeiten genommen? Haben wir Grund zur Flucht ins "woanders"? Welche Fluchten sind begründet durch andere/anderes, d.h. was macht uns flüchten? Und welche Fluchten sind in uns selbst begründet? Und was bedeutet im Gegensatz dazu "Wurzeln schlagen" oder "Wurzeln haben"; zu Hause sein, Heimat?

Über diese Fragen und Gedanken gelangte ich zum Reisen, als eine Frage nach den Orten und den Wegen dazwischen; wie wir sie gehen und warum. Mit diesen noch unausgefüllten Gedankenreisen im Kopf hat sich alles in eine Reise verwandelt. Es geht mir darum, mir das Reisen bewußter, greifbarer und begreifbarer zu machen.

Reisen

Reisen heißt sich bewegen, in Bewegung sein, einen vertrauten Ort, Heimatort, Wohnort verlassen und als Reisende, als Fremde

andere Orte aufzusuchen, dort fremd zu sein, mit den Augen einer Fremden sehen, das Unbekannte.

Was passiert während einer Reise, vor der Reise und nach der Reise? Sind uns die Gründe, warum wir reisen, bewußt?

Was ist eigentlich eine Reise?

Das zwischen zwei Orten, das Unterwegssein: Abreise, Ankunft, Aufenthalt.

Reise: Zwischenraum und Zwischenzeit.

Reisen hat mit Raum und Zeit zu tun.

Wer reist, hat Zeit.

Zwischenräume, Zwischenzeiten scheinen nötig, sind vonnöten:

"Herrscht" zu Hause Not, also Mangel?! Ein Mangel an was?

"Ich muß mal raus", "ich brauche Abwechslung", "ich muß mal was anderes sehen", "ich brauche Tapetenwechsel".

Ein Aus-der-Haut-schlüpfen-wollen, was scheinbar gelingt, wenn erst einmal der Ort des Alltags, der Arbeit verlassen ist. Flüchten also, entkommen, "irgendwohin" - Ortswechsel, Tapetenwechsel - da steckt noch mehr dahinter.

Trophäen, Eroberungen; erobern und entdecken wollen - da gewesen sein! "Auch ich in Arkadien!" - Balsam abholen.

Arkadien, aha!

Träume, Märchen

Reisen in die Traumwelten und Märchenwelten; warum eigentlich nicht? Die Reise im Märchen: Erfahren, erproben, verwandeln.

Reisen nicht als Konsum, sondern als Erfahrungen verstehen, zum sich selbst verstehen, entdecken, ausprobieren ...

Erfahrungen sammeln und die eigene Arbeit mitbringen. Arbeit und Reise: Lehr- und Wanderjahre; auf der Walz sein.

Auf der Walz sind Männer.

War/ist das Reisen "Männersache"? Ist es doch ein "versteckter" Feldzug; Eroberung, Vereinnahmung anderer Orte, anderer Menschen. Moderne, patriarchale Kriegsführung / Kolonialismus?

* * *

"In Australien wurden die Ureinwohner nicht vertilgt, und doch sterben sie aus, und die klinischen Untersuchungen sind nicht imstande, die organischen Ursachen zu finden,

es ist eine tödliche Verzweiflung bei den Papuas, eine Art des Selbstmordes, weil sie glauben, die Weißen hätten sich aller ihrer Güter auf magische Weise bemächtigt, und sind die Inkas wirklich nur von diesen grausamen Banditen vernichtet worden, von diesen wenigen? und die Muruten heute in Nordborneo, die sterben, seit sie mit der Zivilisation in Berührung kommen, und früher die Rassen, denen man Alkohol gebracht, sie haben sich selbst vernichtet, aus Verzweiflung. (...) Aber warum tut das jemand, das versteh ich nicht, aber es ist ja auch nicht zu verstehen, warum die Weißen den Schwarzen die Güter genommen haben, nicht nur die Diamanten und die Nüsse, das Öl und die Datteln, sondern den Frieden, in dem die Güter wachsen, und die Gesundheit, ohne die man nicht leben kann, oder gehörten die Bodenschätze mit den anderen Schätzen zusammen, manchmal glaub ich es." (I. Bachmann, 1981, S.81)

"Ins Tal der Könige fuhr er zuerst allein. Den ganzen Tag tauchte er in die Stollen, die Felsengräber, hinunter. (...) Franza sagte: sie haben die Gräber geschändet. Martin dachte zuerst, sie denke an die Grabräuber, die in seinen Vorträgen, die er ihr hielt, vorkamen, und wie man deretwegen immer tiefere Verstecke für die Toten und Gräber gesucht hatte. Aber sie blieb hartnäckig. Nein, nicht die Plünderer. Die Weißen. Sie haben die Gräber ... Sie lassen nicht einmal die Toten liegen. Die Archäologen. Sie haben die Toten weggeschleppt. Sie starrte in das Tutanchamon-Grab und sagte, es ist eine Schande, das alles ist eine große Schande" (ebenda, S.103/104)

* * *

Wie reisen und reisten Frauen? Frauenreisen.

Gehen

Das Reisen ist aus dem Gehen entstanden. Die kleinste Reise ist der Spaziergang.

Und doch ist ein Spaziergang nochmal etwas anderes. Ich bin keine Fremde, wenn ich zu Hause "spazieren" gehe. Ich bin ortskundig, ich kann auf die Leute treffen, die ich kenne, die mich und meinen Alltag, meine "Geschichte" kennen. Der alltägliche Ort bleibt.

Auch der Spaziergang ist Zwischenraum / Zwischenzeit, eine Pause.

Das Gehen ist von Bedeutung; "Gehen beschwingt". Gehen ist **unser** Rhythmus.

Gang.

Gedankengang; den Gedanken freien Lauf lassen beim Gehen.

Die Worte reisen auch; die Bedeutung geht mit.

sich sammeln beim Gehen	oder:
sammeln beim Gehen:	die SammlerInnen
sich zerstreuen beim Gehen	oder:
zerstreuen beim Gehen:	das Säen

* * *

"Das Gehen schließt in der deutschen Grammatik, jedes Objekt sinnmäßig, semantisch aus. Grammatisch wäre es noch möglich zu sagen, 'ich gehe meinen Weg' - sinngemäß ist das nur eine Verdoppelung, denn was ich gehe, ist immer und einzig mein Weg. (...) Es ist eine Tätigkeit, die kein Produkt schafft, sondern das Dasein des Täters selbst dynamisch gestaltet. Das ist nicht so beim Transport. Transportieren heißt: etwas fortbewegen, mich, dich oder einen Sack Reis. Es ist ein produktiver Prozeß. Ökonomische Entwicklung hat in reichen Ländern den Sinn für diesen Unterschied schon stark verwischt, auch wenn er in unseren Sprachen noch fortlebt. (...)

Wenn ich von hier dort hinübergehe, so bin ich kein Transporter, der sich selber Selbst-Hilfe leistet, ich handle nicht als unberädertes Automobil. Ich tue etwas zutiefst anderes, denn ich gehe, so wie ich atme und lebe, intransitiv. Wenn Entwicklung einsetzt, so wird diese intransitive Selbstgestaltung behindert. Wenn ich mich in einer Großstadt umsehe, so bemerke ich, daß alle Tätigkeiten - das Gehen, das Atmen, ja das Leben - mühsam geworden sind. Die für den Transport bestimmten Straßen sind mir beim Gehen im Weg, Motoren verbrauchen die Luft, und Fahrzeuge bedrohen mein Leben. (...) Wir sind zu etwas Neuem geworden, zu Passagieren. Ungleich unseren Vorfahren bewegen wir uns hauptsächlich dann, wenn wir besonders fest in einen Sitz geschnallt sind. Und aus dieser Perspektive des Gurts, wenn wir, um weiterzukommen, in einer Kapsel festgeschnallt sind, wird der Fußgänger unser Gegner: er oder der Radfahrer behindert unser schnelles Fortkommen. Menschen, die vom Fahrzeug abhängig geworden sind, sehen mit Mitleid auf den unterentwickelten Fußgänger, besonders wenn er dazu noch Lasten trägt." (I. Illich, 1982, S.71/72)

* * *

Die Geschichte des Reisens ist eine ungeschriebene Geschichte; mit dem Tourismus hört das Reisen ohnehin auf.

* * *

Nicht: "Warum" reisen wir überhaupt

Die Bedeutung der Bewegung, des Unterwegsseins zu Neuem und Fremden will ich nicht in Frage stellen, sehe es als ein Herausgehen und wieder Zurückkommen - wie einen Ball, den wir gegen eine Wand spielen und der zurückkommt. Erfahrungen, Selbst-Erfahrung.

Dies hat aber nicht immer "Reisen" geheißen und die Motive des Reisens können nicht schon immer und mit Absicht "Selbst-Erfahrung" gewesen sein. Worauf ich hinaus will: Die Frage ist nicht: "Warum reisen wir?", sondern: "Wie reisen wir?" Und welche Bedeutungen, Motive, Wünsche, Bilder, Vorstellungen hängen damit zusammen? Woher kommen sie?

Wie komme ich diesem "Wie" auf die Schliche?

Die Geschichte des Reisens liegt im Verborgenen.

* * *

"Mit dem Sieg der schriftlichen Kultur über die mündliche hat sich vor allem die Abstraktion über die Empirie durchgesetzt. Die Möglichkeit, sich von den Einzelsituationen zu emanzipieren, bildet die Klammer, die schon immer Schriftlichkeit unlösbar mit Machtbesitz verbunden hat." (C. Ginzburg, 1990, S.90)

* * *

Zu Hause - Heimat

Reisen, Reiselust und Bleiben können, Wurzeln schlagen, Wurzeln haben, zu Hause sein ist **kein** Gegensatz.

Nur wenn ich weiß, was "zu Hause sein" ist, kann ich mich an anderen Orten zu Hause fühlen, beheimaten und das Zuhause anderer als deren Zuhause verstehen.

Das Gegenteil:

"Wer nicht mehr ortet und verortet ist, muß die Dinge um sich herum erfinden." (S. Groeneveld, 1988, S.10)

Heimat ist, was uns gemacht hat, wie wir sind.

* * *

"Meine Heimat, meine Heimat...warte, ich werde dir von meiner Heimat erzählen, das muß sein. Nicht, daß das mitzählt in der Geschichte: es ist die Geschichte selbst."

"Ich hab' dir gesagt, daß meine Heimat die Geschichte sei, die ganze Geschichte; ich hab's gesagt, weil es die Wahrheit ist. Du hast gesehen, was der Louis für ein Mensch war. Seine Heimat hat ihn so gemacht, wie er war. Er war zum platzen voll von ihrer Luft.

Ich aber, ich habe ganz Baumugnes in mir, und das ist schwer, denn es besteht aus einer Masse Erde, die bis an den Himmel reicht, und aus Bäumen von aufrechtem Wuchs; aber gut ist es und schön, und weit und klar; aus blankem Himmel besteht es und aus schönem fettem Heu und einer Luft, die geschärft ist wie ein Säbel." (J. Giono, 1984, S.11 und 14)

* * *

"Doch die Gefühle, die mit dem Begriff der 'natio', der Heimat, verbunden werden, sind andere als die, die mit Vater Staat verbunden werden. Sie reichen viel tiefer, haben etwas mit Geborgenheit, Gemeinschaft, Wärme, informellen Beziehungen, Freiheit, Überschaubarkeit, Natur-nähe usw. zu tun, kurz, mit den Erinnerungen, die ein Mensch an seine Kindheit hat. Hierzu gehören auch die Gefühle, die durch eine gemeinsame Sprache und Kultur und durch eine gemeinsame regionale Geschichte, nicht durch eine Staatsgeschichte bestimmt sind." (M. Mies, 1991)

* * *

"Das Heimatgefühl beruht weniger auf den Gegenständen, die diese 'Welt' ausstatten, als auf dem Bewußtsein, sie hergestellt zu haben. Die eigentliche Heimat ist in den Kräften selbst, ist das Selbstvertrauen." (M. Gronemeyer, 1988, S.47)

"...die freie Wahl zwischen **Handeln** oder **Nicht-Handeln**. (...) Mit der Fertigstellung eines für den Gebrauch bestimmten Gegenstandes ist der Hersteller zwar aus der Verpflichtung gegenüber seinem Erzeugnis entlassen, aber nicht in die Freiheit der Untätigkeit. Dies in doppelter Hinsicht nicht: Die neue Verpflichtung gegenüber dem Gegenstand ist die des Gebrauchs. Nur wenn er in Gebrauch genommen wird, kann der Gegenstand (Gegenstand hier wieder sehr weit gefaßt als jede Form der Hervorbringung) seine Funktion, Teil der Heimat des Menschen zu sein, erfüllen." (M. Gronemeyer, 1988, S. 161)

Heim

urspr. : Ort wo man sich niederläßt, Lager

ahd. : Haus, Wohnort

Sippe, Familie

zur gleichen Wortgruppe: Heirat = Hausbesorgung

geheuer = vertraut, zur Hausgemeinschaft gehörend

(Duden, 1989)

* * *

"Die ökonomische und soziale Sicherheit (...), ein Dach über dem Kopf, Essen, Kleidung und Leute, denen man vertraut. Das bedeutet nun nicht, daß alle Menschen unter den gleichen Bedingungen leben müssen; es kommt eher auf das an, was Colin Ward als zweites Gesetz Turners zusammenfaßt, 'wichtig am Wohnen sei nicht, wie es ist, sondern was es im Leben von Menschen bewirkt'." (P. Frenken und A. Kölzer, 1990, S.78).

* * *

Weh

"Da die 'Earl Camden' erst in einigen Tagen auslief, saß John Franklin im Hafen von Whampoa neben dem Maler William Westall untätig auf einer Mauer und beobachtete, was verladen wurde. (...) Was Heimweh war, wußte John jetzt auch. In der Frühjahrswärme roch die Mauer auf der sie saßen, genau so wie die Grabsteine von St. James in Spilsby." (Sten Nadolny, 1990, S.103)

"Die Befestigungen und Docks sahen aus wie immer, die ganze Stadt war, als habe er sie erst gestern zuletzt gesehen. (...) Dann ging John in die Richtung seines Elternhauses davon. Die Sonne kletterte durch die Obstbäume. So weit er zurückdenken konnte, hatte er sich von hier immer nur weggesehnt. Aber während er seine Hoffnung aufs Entfernte richtete, hatte er auf diese Kamme geblickt, auf das Marktkreuz und den Baum vor dem Rathaus. Vielleicht war Heimweh nur der Wunsch, diese frühere Hoffnung wieder zu spüren. (...) Er hatte doch eine jetzige Hoffnung, eine frische. Und sie war begründeter als die damalige. Wie kam also das Heimweh zustande? Vielleicht hatte er all das hier geliebt in einer Zeit, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Jetzt war das Fremde eher hier. Ihm war sogar, als habe die frühlingshafte Mauer in Whampoa vertrauter gerochen als hier die Stufen, die zum Marktkreuz hinaufführten. Dennoch blieb eine Ahnung von Liebe." (ebenda, S.122)

* * *

"Nach der Brücke gehen drei Wege auseinander. Der erste führt bachaufwärts in die Schlucht, wo früher die Mühlen standen. Jetzt sind davon nur noch die dachlosen Mauern übrig, die Mühlsteine liegen weiter unten im Tal vor den Häusern und aus den Löchern in der Mitte wachsen Blumen, die keine Blumen mehr sind. (...) Das letzte Hochwasser hat ein paar Stege weggerissen, die kein Mensch wiederherstellen wird. (...) Der zweite Weg ging früher bachabwärts durch die Felder. Das Land ist immer noch bebaut, aber statt der einzelnen Äcker steht da nur noch ein großes Feld, bepflanzt mit Viehfutter, das nicht mehr 'Mais' heißt, sondern nach den Türmen genannt ist, in denen es vergoren wird. Es wächst so hoch, daß das Dorf nur im Winter sichtbar wird. (...) Der dritte Weg ist die Straße ins Dorf. (...) Ich bin es, die ihr in der Nacht da gehen seht, am Wegrand, der Wegrand ist. Und wo ist das Dorf? Wo die Mitte war, ist jetzt ein Schild aufgestellt: "Dorfmitte". Auch die ehemaligen Feldwege sind inzwischen alle beschildert und heißen nach den reichen Zugezogenen, die dort ihre Landhäuser haben und die großen Steuern bezahlen. Von der Gemeinde gibt es nur noch das Amt und das Gebäude hat die gleichen Geschäftsfenster wie nebenan die Sparkasse. Dafür wird jährlich teilgenommen am Wettbewerb um das Schönste Dorf, und die Zuständigen betrachten mit bösem Blick beim Blumengießen, Heckenstutzen und Fahnenstangenputzen meinen vorstehenden Unterrock." (P. Handke, 1980/81, Über die Dörfer: Dramatisches Gedicht "Die alte Frau")

* * *

Den Ort "Heimat" oder "zu Hause" als fixiertes Bild gibt es nicht; bleibt nicht gleich, so wie wir nicht gleich bleiben.

Das Märchenhafte der Kindertage ...

Die Sache mit den Märchen

Als romantisch sentimentale Verklärung, als idyllische Kindheitserinnerungen bleiben die "märchenhaften Kindertage" im Bild der Verklärung stecken ... Die Tour in die Kindheit mißbraucht alle wirklich ernst zu nehmenden Erfahrungen der Kindheit als Bild, als Versatzstück.



* * *

"Wenn die Vergangenheit so war, daß sie es schafft, zu verklären, so soll sie mir recht sein, und ich glaube solcher Verklärung." (P. Handke, 1989, S.28)

Das ist Quatsch.

Dagegen: Zurückgreifen können auf die frühen Kindertage, als Erfahrungen, die uns gegen die Verheißung wappnen. Zurückgreifen auch auf das Märchenhafte, wenn es uns wappnen kann. Als Selbstvertrauen, als Wunsch, der aus der Fülle kommt.

Um so mehr die "Kindertage" so zu verstehen sind, um so weniger müssen sie verklärt werden, wenn wir wissen, daß dort unsere "Gründe" liegen, können wir z.B. sagen: "Alles was ich später erlebt habe, war in Rustschuk schon einmal geschehen" (E. Canetti, 1990, über die ersten fünf Lebensjahre in Rustschuk) Anders: Wir können "alles", was später erlebt und erfahren wird in diese ersten Jahre "einordnen"; zurückgreifen auf die ersten Erfahrungen; sie miteinander verbinden.

Verbinden - Verbindlich - Verbindlichkeit

* * *

"Und schließlich zu guter Letzt, mit so häufigem Umschlag, was Verfremdung angeht: eine der Neuerungen der Reise mag sogar sein, daß sie auch das Gewohnte zu Hause verfremdet. Der so entstehende Affekt heißt Heimweh; er ist sinngemäß eine der durch Ferne so ausgelöstten wie ausgewechselten Sehnsucht. Wird doch Heimweh nicht nur durch die Unlust erregt, die das Nichtvorhandensein gewohnter Gegenstände

hervorruft, sondern außer dem Heimweh aus Verlust der gewohnten Merkwelt gibt es das produktive, das die verlassene, längst abgestumpft erfahrene Umgebung selber farbig, ja utopisch macht und ihr neue Seiten abgewinnt. Dann wird das Heimweh so von einem Wunschbild getragen wie die Fremde vor Antritt der Reise und in ihr. Und es wird von der gleichen, oft ungerecht, oft aber auch gerecht vergoldeten Erinnerung getragen, die den Reisegang selber nachher vollendet, und die die utopischen Länder im Exotischen kennzeichnet." (E. Bloch, 1980, S.39)

* * *

Reiselust

"Es sind alle möglichen Kombinationen von Fremden und Vertrauten möglich und denkbar, die auf der Grundlage von hinreichender Sicherheit einen Aufbruch in Unsicherheit verlockend machen." (M. Gronemeyer, 1988, S.273)

Werner Scheidel La Vega auf Tenerife



Ein Canarier-Paar von Tenerife.

(MEYER/1896/S. 45)

STUDIENARBEIT AN DER GESAMTHOCHSCHULE KASSEL, FACHBEREICH
13. SS/91
BETREUER: PROF. K.H. HÜLBUSCH

INHALT:

Einleitung.....	74
Jetzt bin ich schon einige Tage da, was passiert hier....	
Der schöne Schein.....	76
Die intakte Landschaft.....	
Die idyllische Landschaft bzw. der liebeliche Ort.....	
Die erhabene Landschaft.....	78
Worin liegt der Unterschied.....	
Was heißt eigentlich fremd?.....	
Wie bewege ich mich in der Landschaft.....	
Wie weit schweift der Blick oder: was gibt es für Besonderheiten von der "azotea" aus zu sehen?.....	80
Vorläufig vorgenommene Zonierung.....	
Der erste Spaziergang.....	83
Erste Typisierung der Häuser.....	
Die Straßen.....	
Die alten Gehöfte.....	
Die Anordnung der Häuser zueinander.....	87

Die Dreschplätze.....	
Eine andere Art Häuser.....	
Verlassene Wege.....	
Zusammenhang zwischen alt und neu.....	
Neubauten.....	
Die kleinsten und ärmlichsten Häuser.....	
Wasserverteilerkästen.....	92
Die Organisation des Wassers.....	
Die "Oberstadt" mit den neuen Villen.....	
Einteilung des Dorfes in verschiedene Wohngebiete und deren Architektur.....	94
Was im Dorf passiert.....	
Direktvermarktung.....	95
Einiges über die Frauen, die sich so ganz anders verhalten als es in Deutschland üblich ist.....	
Die wirtschaftsgeschichtlichen- und politischen Hintergründe.....	96
Die Landschaft oder: Wie können gerade Wege zum Labyrinth werden?.....	99
Streuobst.....	
Verirrt!.....	
An der Grenze.....	
Abgefackelte Felder.....	
Sonnenschutz.....	
Organisation der Feldwege.....	
Die Jagd.....	
Verlassene Gehöfte und die Organisierte Restnutzung.....	104
Die Höhengrenze der für den Anbau erschlossenen Landschaft.....	
Gemarkungsgrenze und Intensivierung in der Landwirtschaft.....	
Verschlossene Landschaft.....	
Innerhalb der Kiefernwaldzone.....	
"Las Abiertas".....	107
Arbeitsmigration.....	
Die Bewirtschaftungszonen.....	108
Straßenbau.....	109
Die zerschnittene Landschaft.....	
Wie sieht es eigentlich unten aus?.....	110
Eine weitere Galeria zur Bewässerung der Felder.....	
Ein Baugebiet.....	113
Die Bewässerung im Allgemeinen und die Verteilung des Wassers im Besonderen.....	114
Heredades.....	
Feldbaumethoden.....	117
Trockenfeldbau.....	
Die zeitweise künstliche Bewässerung.....	
Der Bananenfeldbau als ganzjährige Bewässerungskultur...	
Der Kiefernwald.....	118
Der Beginn der Klein- und Kleinststruktur und das Entstehen der kleinbäuerlichen Existenzen.....	120
Die jetzige Besitzstruktur.....	
Subsistenz.....	122
Die Bedeutung für das Dorf.....	
Schluß.....	125
Literatur.....	

LA VEGA AUF TENERIFE

Nach zwei Urlaubsaufenthalten auf Tenerife erhielt ich die Möglichkeit, nicht im Hotel im Touristenzentrum, sondern abseits davon bei Freunden zu wohnen. Mit «abseits» meine ich -schon aufgrund der Größe der Insel- keine große räumliche Distanz, sondern eine Distanz, die in der Art zu leben, in der Arbeit und in der Landschaft sichtbar wird.

Wenn ich mich hier aufhalte, bin ich also nicht mehr "auf Urlaub", sondern zu Besuch; zu Besuch bei Menschen, die hier leben und arbeiten, über die ich mit einigen Leuten aus dem Dorf in Kontakt treten kann, sofern diese das zulassen. Mit den Leuten in der wehleidigen touristisch-voyeuristischen Art in Kontakt zu treten, lag aber nicht in meiner Absicht.

Mit der vorliegenden Arbeit habe ich versucht, die Landschaft um einen Ort zu verstehen und damit auch ein wenig den Ort selbst. Ein kleiner Landschaftsausschnitt, der mir weder in Katalogen, noch sonstwie angesprochen wurde. Ein alltäglicher Ort, dessen Name und geographische Lage möglicherweise exotisch klingen, an dem aber ganz alltägliche und auch durchaus mit hiesigen Verhältnissen vergleichbare Dinge passieren.

Der Text stellt auch eine Veränderung meiner eigenen Sehweise dar, eine Entwicklung zum Verständnis der Gegend hier und der Menschen in ihrem Alltag. Auch die Beschreibungen von dem, was ich sehe, erlebe, später genau beobachte und mir manchmal dennoch nicht erklären kann, zeigen diese Entwicklung auf. So ist der erste Abschnitt als Einstieg von spektakulären Ereignissen -Touristenereignissen- geprägt, später gehen die Beschreibungen über in Beobachtungen von meinem Bezugspunkt, dem Haus aus, in dem ich lebe, um danach das zum Inhalt zu haben, was ich auf meinen Spaziergängen sehe, beobachte, feststelle.

Im weiteren Verlauf der Arbeit versuche ich anhand von Literatur und anderer Information eine Prüfung und Ergänzung dessen, was ich gesehen habe, um anschließend auf die Bedeutung meiner Beobachtungen für die Leute, deren Leben und Arbeit und die Geschichte des Ortes schließen zu können.

Der nachfolgende Text zeigt also zum einen einen Ausschnitt dessen, was ich als Fremder in einem begrenzten Zeitabschnitt feststellen und begreifen konnte und zum andern, wie sich meine Sehweise und meine Art des Verstehens in dieser Zeit verändert hat.

Das heißt, wie sehe ich das Dorf La Vega in der Zeit vom Dezember/ Januar und im März 1990/91 und was bedeutet das in dieser Zeit Gesehene für die Arbeit der Leute.

JETZT BIN ICH SCHON EINIGE TAGE DA, WAS PASSIERT HIER?

Die Dachterrasse eignet sich bei dem sonnigen Morgen hervorragend für das zweite Frühstück - es besteht aus einer Banane von der Insel.

Die Wolken klettern langsam den Berg herunter und bilden in Augenhöhe so etwas wie die Unterkante eines Vorhangs, so daß die darunter liegende Landschaft und das tief fliegende kleine Postflugzeug fast wie eine Theatervorstellung er-

scheinen. Es kann hier schnell passieren, daß wir gegen Mittag völlig in den Wolken liegen. Auf dem Acker unterhalb der Straße pflügt gerade ein Bauer mit seinem schwarzen «mulo»; vereinzelt stehen hier am Rand im Gras auch Feigenbäume, deren Früchte bald reif sind. Heute nacht hat es stark geregnet, das Wasser schießt wie ein kleiner Bach den Hang herunter und am Haus vorbei.

Im Moment huscht noch die alte «Doña» vorbei, hoch zu Ross, bzw. einer fast weißen Variante der Kreuzung zwischen Pferd und Esel. Sie ist spät dran - sonst liegt ihre Zeit zwischen 9.00 und 9.30h; heute ist es aber schon kurz vor elf, als sie auf dem grob gepflasterten Weg an unserm Haus vorbei in Richtung ihres Ackers reitet.

Zwei Minuten vor elf: Jetzt hört man sie! Es ist wirklich erstaunlich, wie pünktlich sie jeden Tag hier eintreffen. Zuerst dröhnen nur tief die Motoren, die die schwere Last den steilen Berg hinaufbringen müssen, dann kommen sie schon hinter dem Hügel hervor:

Fünf, manchmal auch sechs offene Wagen -Jeeps-, alle gleich im auffälligen Rot-Gelb "einer bekannten Zigarettenmarke", fahren sie in Serpentina unserm Haus entgegen. Auf den mit Bänken ausgestatteten Ladeflächen sitzen sechs bis acht jüngere Leute, ausgerüstet mit Videokameras, Fotoapparaten, Getränken und natürlich jenen Zigaretten, die -laut Werbung- für eine Fahrt dieser Art im Grunde garnicht so gut geeignet sein dürften ("...wer wird denn gleich in die Luft gehen?"). Die Straße steigt nämlich steil an bis auf über 2000 m. So viel sei vorweggenommen:

Die Leute machen ein "adventure"!

Schon sind sie am Haus, johlen uns an und winken uns zu; mit einer für die schmale Teerstraße sehr hohen Geschwindigkeit vorbei an der Señora mit dem Esel (der scheint sich daran überhaupt nicht zu stören), vorbei, vorbei, nur nicht anhalten, schnell dem Ziel, dem Abenteuer entgegen.

-schumm schumm schumm schumm schumm schumm- weg sind sie! Eine kleine Weile höre ich sie noch hupen und lachen, dann wird es so ruhig, daß ich wieder die Vögel und den Wind hören kann.

Fast könnte man dieses Ereignis für einen Traum halten, doch die nächste "Safari" wie wir sie nennen, kommt schon kurz vor 13,00 h; mit den gleichen Autos, mit den gleichen Leuten; jeden Tag um die gleiche Zeit, auch sonntags. Ich kann also nicht lange ungestört meinen "idyllischen" Aufenthalt genießen.

Die Leute fahren mit ihren Jeeps auf den Teide, um in den sog. Cañadas (vgl. engl. Canyon/Cañon) auf noch unbefestigten Wegen "so richtig durchgeschüttelt" das Hinterland Tenerifes zu erkunden und sich dann irgendwo bei einem "traditionellen Picknick" mit gegrillten Kaninchen und Rindersteaks wie im Urlaubsprospekt zu fühlen.

"Man kann es [Hinterland/Anm. d. Verf.] mit einer Jeep-Safari erkunden, auf der harten Rückbank eines großflächig mit Zigarettenwerbung verzierten Geländewagens Platz nehmen und sorglos mit Vollgas und zerzausten Haaren durchs Gelände brettern. Das hat den Vorteil, daß man auch in ganz abgelegene Täler kommt und

hinter nahezu jeder Kurve ein neuer Rundblick auf eine herrliche Landschaft wartet. Es hat den Nachteil, daß irgendwann auch der letzte Hirte, der sich mit seiner Ziegenherde auf ein einsames Hochplateau zurückgezogen hat, HB-Reklame und japanische Allradtechnik hassen wird."

So beschreibt CLAUS SPAHN in der ZEIT (Nr.4/1991/S.51) die "Jeep-Safaris" auf Gran Canaria - die Ähnlichkeit ist dabei mehr als auffällig !

Warum ich das schreibe? Nun, diese sogenannten Abenteurer bestehen ein Abenteuer, für das in vielen Prospekten im Touristenzentrum, aber auch anderswo geworben wird (Auf öffentlichen Parkplätzen in Icod werden oft alle Windschutzscheiben der parkenden Autos mit entsprechender Werbung geschmückt); es steht also vorher schon fest, welcher Weg genommen wird, wo der Konvoy auf eine "Piste" abbiegt, wo das Picknick gemacht wird und wann das Abenteuer fertig zu sein hat. Meistens ist das am späten Nachmittag, die Autos kommen meist kurz vor 18,00 h wieder an unserm Haus vorbei.

Die für ein Abenteuer typischen Unwägbarkeiten entfallen also: es ist gar kein "richtiges" Abenteuer, sondern eine Inszenierung, eben ein "arrangiertes Touristen-Abenteuer".

Ich bin überzeugt davon, daß die Leute, die bei einer solchen Safari mitmachen, sich auch darüber im klaren sind, daß sie kein Abenteuer bestehen. Gerade diese Sicherheit, das abwägbar Risiko, macht den Reiz dieser Fahrten aus: Endlich kann man so leben, wie man hierzulande nicht leben kann, individuell sein, sich selbst verwirklichen in einer rauen "unberührten Natur", ohne dabei gleich Hals und Kragen zu riskieren.

Nichts, rein garnichts muß man riskieren -nur investieren; und zwar Geld!

DER SCHÖNE SCHEIN:

"[Der Urlaub]..., stellt sich... als die einzige Zeit dar, in der 'Selbstverwirklichung' möglich ist und in der Versprechungen, die sich im Alltag nicht realisieren [lassen] (...) scheinbar eingelöst werden."
(JÜNGST/1984/S.96)

Der Urlaub als wohlfeile Illusion wird also nur möglich für eine Gesellschaft, die sich zum einen den Urlaub an sich leisten kann und darüberhinaus noch jemanden, der ihn für sie plant.

Die Urlauber selbst sind dabei nur noch Konsumenten. Es erscheint bemerkenswert,

"...daß in der Urlaubswerbung an jene 'Welt des schönen Scheins', nämlich affektiv besetzter verinnerlichter und unbewußter Landschaftssymbolik angeknüpft wird, die im Gegensatz stehen kann zur wie auch immer erlebten alltäglichen Realität."
(JÜNGST/1984/S.33)

Das bedeutet doch aber, daß der Tourist sich nicht nur auf ein inszeniertes Abenteuer einläßt, was ihn genau das erleben läßt, was er via Prospekt aufgekauft hat.

Er will im Grunde nicht mit der vorhandenen Welt konfrontiert werden, braucht sie aber als Zuschauer, denn er selbst ist der Akteur. Die Straße wird zur Bühne in der Welt, die die Touristen sehen wollen, bzw. die nur in Urlaubsbroschüren, Werbeanzeigen und Illustrierten existiert.

Eine Landschaft ist dann aufregend und anziehend, wenn

"...symbolhaft besetzte Landschaftselemente so komponiert werden, daß sie von der Wahrnehmung des Verbrauchers leicht und schnell adaptiert werden können."

(JÜNGST/1984/S.33)

Besonders erstaunlich an dieser Vorstellung ist, daß sie sich quer durch die sozialen und/oder intellektuellen Schichten zu ziehen scheint, was Peter Jüngst in Versuchsreihen mit Schülern verschiedener Schultypen untersuchte:

"...; selbst bei denjenigen, die...konkrete Erfahrungen mit Freizeit machen, hält sich beharrlich eine Fiktion, in der Versatzstücke, Einzelelemente eines ganzen Vorstellungskomplexes nach dem Motto 'je mehr, je abwechslungsreicher, je besser' zu einer räumlich gedachten Einheit komponiert werden."
(JÜNGST/1984/S.98)

Tenerife bietet in dieser Hinsicht geradezu ideale Urlaubsmöglichkeiten; vom modernen Sonnenstrand über die mediterran-romantische Landschaft bishin zur kahlen erhabenen Mondlandschaft mit allen Zwischenstufen wird alles geboten und kann mit dem Auto auch bequem innerhalb eines Tages konsumiert werden - ein Urlaubsparadies.

Man kann die Safari natürlich auch als Störung der Gegend mit ihren Leuten hier empfinden, einer Landschaft, die nicht vom Tourismus geprägt zu sein scheint; in der die Leute hauptsächlich von dem leben, was sie auf ihren Äckern und in ihren Gärten anbauen und nicht außerdem als Statisten herhalten müssen für die Vorstellung, die den Touristen geboten wird.

DIE "INTAKTE LANDSCHAFT"

Ich bin, zumindest meinem Empfinden nach in einer "intakten Landschaft". Deswegen empfinde ich den Griff des Massentourismus' nach dieser Gegend als Störung und als Eingriff in gewachsene Strukturen, mit denen die Menschen hier gut leben können. Auch meine Vorlieben sind davon betroffen.

Nur: kann ich mir meiner Sehweise so sicher sein, d.h. sehe ich die Dinge wirklich so wie sie sind -objektiv?

"Denn diese glücklichen Menschen brauchen ja auch kein Geld, sie leben und wirtschaften ganz billig in dieser, -und nun kommt der entscheidende Satz: in dieser intakten Landschaft."
(BURCKHARDT/1990/S.3)

Der Begriff von "intakter Landschaft" wird festgelegt aufgrund ästhetischer Wahrnehmung. Ich sehe eine Landschaft, die mir gefällt, deren Bild mir bekannt ist; also scheint sie mir auch intakt zu sein. Die Landschaft ist im "Gleichgewicht" mit der Natur und ich, da ich mich in ihr bewege, bin es mit.

Ja, woher nehme ich diesen subjektiven Eindruck von "intakter" oder gar "idyllischer" Landschaft?

DIE IDYLLISCHE LANDSCHAFT BZW. DER LIEBLICHE ORT

"Die Frage, was Landschaft sei und woran man sich orientiere, wenn man die Landschaft 'intakt' halten will, ist historisch bedingt. Wir wissen, daß am Anfang der Landschaft die klassische Dichtung steht, der liebliche Ort, das imaginäre Arkadien, wo der Hirt unter dem schattenspendenden Busch mit der Hand einen Schluck Wasser aus der Quelle schöpft." (BURCKHARDT/1990/S.4)

Der "locus amoenus", ein "aus bestimmten Elementen zusammengesetztes Bild einer lieblichen Landschaft als literarischer Topos"
(FREMDWÖRTERDUDEN 5/1982/S.482) ist

"..., ein schöner, beschatteter Naturausschnitt. Sein Minimum an Ausstattung besteht aus einem Baum (oder mehreren Bäumen, einer Wiese und einem Quell oder Bach. Hinzutreten können Vogelgesang und Blumen. Die reichste Ausführung fügt noch Windhauch hinzu." (CURTIUS/1954/Kap.2...)

Vielleicht ist es aufgefallen: Genau diesen "locus amoenus", den "Lieblichen Ort" habe ich eingangs -etwas beschönigt- beschrieben, denn die Feigenbäume sind in Wirklichkeit nur hohe Büsche und ausgeprägte Wiesen sind garnicht vorhanden. Ich wollte damit zeigen, daß die ästhetische Wahrnehmung nicht nur subjektiv, sondern auch von Beispielen der Literatur und der Kunst geprägt ist, die im Lauf der Geschichte schon lange existieren. So läßt sich auch das Phänomen der großen Faszination, die die "Mondlandschaft" auf dem Teide besitzt, historisch erklären:

DIE ERHABENE LANDSCHAFT

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Buch von Edmund Burke: "The beautiful and the sublime" erschien, war die "Erhabene Landschaft" entdeckt und für schön befunden worden. Eine Landschaft, in der der Mensch nicht vorkam. Das führte zu der Bestrebung, "wirklich natürliche Landschaften" (BURCKHARDT/1990/S.5) zu erhalten. Spätestens seit der alpinen Bergsteigerei müßten wir schizophrenerweise wohl auch noch die "toten" Landschaften zum Bild von intakter Landschaft dazurechnen. Wie läßt sich sonst das Phänomen erklären, daß bis zum Verbot jährlich über 10 Tonnen Gesteinsmaterial vom Teide mitgenommen wurden, wenn nicht dadurch, daß die "tote" Landschaft des Teide plötzlich eine große Anziehung auf die Touristen ausübt. Eine idyllische Landschaft wird also nach den Bildern bewertet, die jeder Einzelne im Kopf hat. Bei den Touristen mögen es von der Werbeindustrie vorgefertigte sein, die sich letztlich aber auch wieder am jeweiligen Zeitgeschmack anlehnen.

So idealisiert Gerhard Nebel die erhabene, der Welt entrückte Landschaft, der der Mensch als gottähnliches Schöpferwesen vorangestellt ist, wenn er schreibt:

"Auf dem Teide sein, heißt: auf einer in die Sterne reichenden Säule stehen." (NEBEL/1954/S.187)

WORIN LIEGT DER UNTERSCHIED?

Besteht aber wirklich ein Unterschied zwischen der "unberührten Natur", wie sie die "Abenteuer-Touristen" empfinden und meiner "intakten Landschaft"?

Grundsätzlich ist diese Frage zu verneinen, denn bei meiner Betrachtung lehne ich mich, wie oben geschildert, an der Klassik an (der Wind, die Vogelstimmen, bei gelegentlich stärkeren Regenfällen auch Wasserrauschen usw.). D.h. ich sehe genauso wenig wie die Touristen die Landschaft so, wie sie wirklich ist. Sie ist nie wirklich. Ich registriere Einzelphänomene unabhängig voneinander und addiere sie in meinem Kopf zu einer Komposition, die mir dann, durch Bilder gesteuert, die Information: "Idyllisch" oder: "Intakt" suggeriert. Hubert Fichte schreibt in seinem Buch "Versuch über die Pubertät" einen bedeutenden Satz:

"Das Exotische, das der engagierte Kritiker denunziert, ist der Schatten seines klassisch gebildeten Kleinbürgertums." (FICHTE/1974/S.42)

Die Begriffe "Störung", "Eingriff" oder "Beeinträchtigung" greifen hier also nicht; sie decken nur allzudeutlich den versteckten Wunsch auf, Leute zu vertreiben, einen Machtanspruch also.

Die Vorgehensweise, eine Landschaft anhand eigener Erfahrungen vergleichend zu verstehen, ist legitim, da auf diese Weise weder ein Machtanspruch, noch einer auf Objektivität erhoben wird; Die Frage muß also zuerst lauten, warum ich beispielsweise die Vogelstimmen schön, den Abenteuer-Konvoy aber störend empfinde. Nur darf ich dabei nicht vergessen, daß ich genauso wenig wie die Touristen, hier lebe. Ich bin ebenso vorübergehend hier wie die meisten Touristen und wenn mich auch schon viele Leute hier kennen, bin ich doch ein Fremder.

WAS HEISST EIGENTLICH FREMD?

Im Gegensatz zu unseren "Abenteuer-Touristen" besteht mein Motiv nicht darin, möglichst aufregende Erlebnisse in möglichst großer Anzahl und möglichst kurzer Zeit aneinanderzureihen. Ich will den Ort verstehen. Dabei ist es wichtig, mir zu verdeutlichen, daß ich nicht an der produktiven Öffentlichkeit beteiligt bin, über die die sozialen Kontakte laufen. Das heißt aber auch: wenn ich mich zurechtfinden und die Landschaft verstehen will, dann muß ich mich an der Arbeit der Leute orientieren, ich muß versuchen sie zu begreifen, ohne an ihr beteiligt zu sein. Meine Situation als Fremder ist vielleicht vergleichbar mit der eines Dorflehrers oder Dorfpfarrers, der genauso wie ich an der Arbeit der Leute nicht direkt beteiligt ist und sich trotzdem zurechtzufinden sucht, weil er hier lebt. Eine gewisse Sympathie für den Ort und für die Menschen, die hier leben, ist dabei zum Verständnis sehr wichtig. Möglichem Mißtrauen kann ich nur mit Sympathie und Verständnis begegnen, was nicht in rührseliges Bemitleiden ausarten darf und durchaus kritisch sein kann.

WIE BEWEGE ICH MICH IN DER LANDSCHAFT?

Wenn ich über diesen Ort, an dem ich mich relativ kurze Zeit aufhalte, mehr erfahren will, ist es nötig, daß ich mir zuerst über meine von anderen Beispielen geprägte Sehweise klar werde. Ich sehe den Ort vergleichend und auf diese Weise versuche ich, zu beschreiben, was hier passiert.

Dabei ist es auch wichtig, daß ich mir meiner Rolle als Landschaftsplaner bewußt bin und meine subjektive Seh- und Vorgehensweise als Arbeitsinstrument herausstelle. Ein Priester wird sich wie auch ein Lehrer sicher mehr an den Menschen orientieren, deren Verhalten, Sozialkultur, Moralkodex, Konventionen, Sprache etc. und darüber zu ihrer Alltagswelt gelangen, während ich über die von der Arbeit geprägte Landschaft das gleiche Ziel verfolge.

"Das Prinzip ist immer das gleiche: ich füge mich in den vorgegebenen Rahmen ein, ohne Teil von ihm zu werden; ich lerne aus Beobachtung - ohne Experimente, wobei "jede neue Erfahrung die Gewißheit vorangegangener Erfahrungen verstärkt;" (MEAD/1958/S.26)

Mein Beobachtungsfeld ist dabei die Landschaft, in der ich mich anfangs nur umsehe. Nur darin unterscheide ich mich als Landschaftsplaner vom Dorfpfarrer oder Dorflehrer; ich suche mich anhand der Landschaft und ihrer Ausstattung zurechtzufinden. Das kann ich nur in einer Weise tun, die es mir erlaubt, wennnötig sofort anzuhalten und flüchtige Beobachtungen, Schlüsse und Indizien zu vertiefen. Ich bin

also darauf angewiesen,

a) zu Fuß unterwegs zu sein,

b) das Gebiet so zu begrenzen, daß ich überallhin möglichst rasch gelangen kann.

Ich muß über die den Ort -La Vega- umgebende Landschaft den Ort selbst verstehen lernen, wobei das eine nicht vom andern zu trennen ist. Dazu sind mir Kenntnisse über Geschichte, Wirtschaftsweisen und Sozialstruktur etc. sehr hilfreich. Sie können aber nur dazu dienen, Besonderheiten besser zu verstehen oder genauer nachzusehen. Sie können mein beobachtendes Umhergehen in der Landschaft nicht ersetzen. (vgl. Ein Stück Landschaft/1990/S.3)

WIE WEIT SCHWEIFT DER BLICK ODER: WAS GIBT ES FÜR BESONDERHEITEN VON DER "AZOTEA" AUS ZU SEHEN?

Unten am Meer breiten sich direkt neben dem Landstädtchen «Icod de los vinos» die Bananenfelder aus. Icod, dessen Name noch aus der Guanchenzeit stammt, war schon im 15. Jhd., vielleicht sogar noch früher, Sitz des "Mencey" eines der 9 Inselkönige und ist noch heute die Verwaltungsstelle für die Gemarkung Icod, zu der auch La Vega gehört. Der Beiname «de los vinos» stammt aus der Zeit nach dem Zuckerrohranbau, als auf fast allen Kanarischen Inseln Malvasier- und Muskatellertrauben angebaut wurden und man den berühmten Wein bis in die Neue Welt exportierte.

"Jahrhundertlang hatte der Ort ein glückliches Dasein geführt und war bei seinem blühenden Weinbau, ..., zu gediegenem Wohlstand gelangt. Da kam die Rebenseuche, durch welche die Weinberge verödeten, ..." (MEYER/1896/S.110)

Die Felder im näheren Umkreis werden nicht einheitlich bewirtschaftet: Da gibt es Wein, der auf Stützen gezogen den Acker wie ein Laubengang überdeckt und der jetzt, Ende Dezember, immer noch voll von herbstlich gefärbtem Laub ist; Kastanienbäume stehen einzeln oder in Zweier- bzw. Dreiergruppen an den unteren Terrassenkanten oder auf Flächen, die keinen "ordentlichen" Acker mehr ergäben. Trotz des frostfreien Klimas in dieser Gegend haben sie sich der heimischen, immer wuchernden Flora, nicht ganz angepaßt und zeigen mit ihren herbstlich gefärbten Blättern inmitten des frühlingshaft strotzenden Grüns, daß sie hier einst eingeführt wurden.

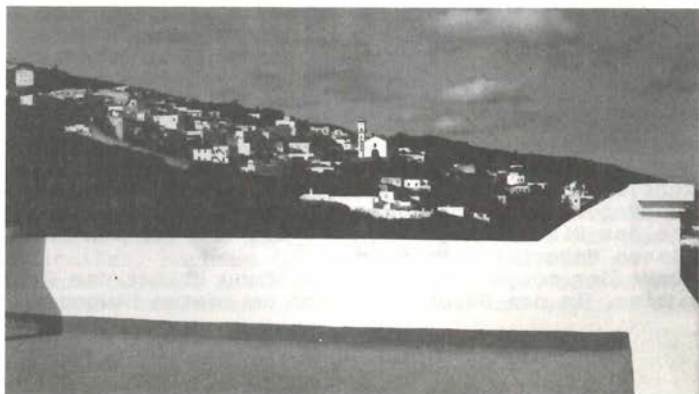
Weiter gibt es zu sehen: Frisch bestellte Kartoffeläcker und auch solche, die schon in voller Blüte stehen, umgegrabene Maisfelder und verwilderten Kohl. Er wächst hier überall und wird - nicht nur von uns - blattweise geerntet. Dieser "öffentliche Kohl" steht, wenn er nicht "öffentlich", sondern kultiviert wurde, sehr oft auf den Oberkanten der Trockenmauern, gleich neben oder hinter dem weißen Ginster (*Cytisus proliferus*).

Die Felder hier in der näheren Umgebung sind alle mit Trockenmauern aus Lavasteinen terrassiert und auf den Mauerköpfen stehen vereinzelt Opuntien in großen Beständen. Da sie aufgrund ihrer langen und besonders schmerzhaften

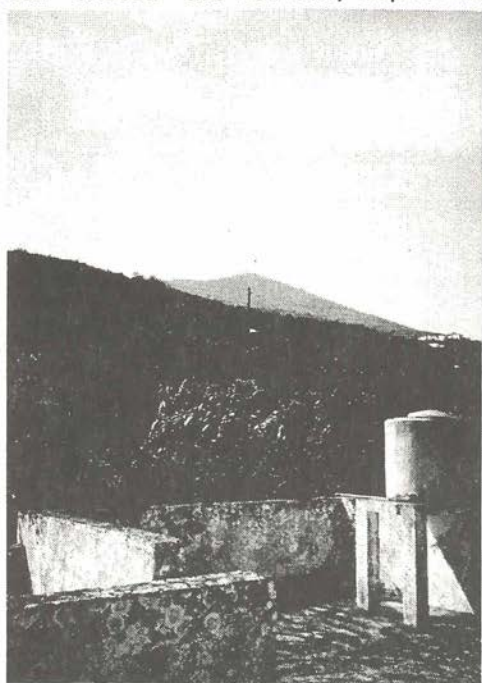
Stacheln weder vom Esel noch von der Ziege gefressen werden, können sie sich ungehemmt ausbreiten. Sie stehen dann als wehrhaftes Gebüsch in der Landschaft. An Wegrändern jedoch und an leicht zugänglichen Stellen sind einzelne Blätter abgeschnitten. Anfangs glaubte ich, dies geschehe nur zum Freihalten des Weges, bis ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Bauern mit dicken Lederhandschuhen sah, der mit der "manchete", einem großen Haumesser, zwei bis drei Blätter abhieb und sie sorgfältig von allen, auch den kleinsten Stacheln befreite. Die Blätter der Opuntie seien für den "mulo" ein Leckerbissen, rief er mir auf mein Fragen herüber. Ansonsten, d.h. wenn die Opuntien ihn noch nicht verdrängt haben, steht aber der weiße Ginster (*Cytisus proliferus*) in regelmäßigen Reihen auf dem Mauerkopf. Dieser weißblühende Ginster besitzt keine Stacheln, hat weißbehaarte Blätter und weiche, biegsame Triebe. Er wird als Schutz vor dem oft heftig wehenden Wind gepflanzt und durch den regelmäßigen Schnitt entsteht so eine Windschutzhecke, die die kleinen Felder vor allzu schnellem Austrocknen schützt. Das Schnittgut wird entweder direkt an die Ziegen verfüttert oder als Einstreu benutzt, die hier ebenfalls knapp ist. Ein weiterer Vorteil ist seine relative Brandfestigkeit, worauf ich aber später noch genauer eingehe.

Wenn ich auf das Dorf zu sprechen komme, müßte ich eigentlich von mehreren, also von "Las Vegas" sprechen, denn es ist in mehrere unterschiedlich große Gruppen von Häusern unterteilt. Da "La Vega" aber so viel wie "die Aue" oder "die fruchtbare Aue" bedeutet, ist damit offenbar die Landschaft um die bei starken Regenfällen vom Berg herunterfließenden Sturzbäche gemeint; als Bezeichnung für die Landschaft trifft "La Vega" also durchaus zu. Da gibt es das "mittlere" La Vega mit den meisten Häusern und der neuen weißen Kirche, einen unteren Teil und einen oberen Teil, die sich direkt daran anlehnen und mehrere kleinere Weiler.

In einem davon steht auch unser Haus, also etwas abseits vom eigentlichen Dorf.



Diese Weiler setzen sich aus wenigen Häusern bzw. Gehöften zusammen, die offenbar, wie auch im eigentlichen Dorf, in keiner besonders geordneten Beziehung zueinander stehen. Dort gibt es aber einzelne, sicher alte Häuser mit Zelt-dächern, die von weitem den Eindruck erwecken, als seien sie nicht mehr bewohnt. Teilweise sehen sie auch verkommen und baufällig aus. Vielleicht rührt dieser Eindruck aber nur daher, daß viele dieser Hüttchen aus dem anstehenden Fels gebaut, also grau sind, während die meisten anderen Häuser verputzt und weiß, einzelne auch blau angestrichen sind. Sie haben auch fast alle eine oder mehrere Dachterrassen, unterscheiden sich also auch in der Bauform von den "Grauen". Zur Anordnung der Häuser zueinander fällt mir von der "azotea" aus nur auf, daß es keine zu geben scheint.



Weiter oben begrenzt der "gordo" (1152 m) den Blick: Ich nannte ihn anfangs immer "den Roten Berg", weil er am frühen Abend in der Dämmerung ganz rot leuchtet. Die Terrassen scheinen da oben einfach in den Hang gegraben zu sein und der rohe, unbewachsene Boden liegt bloß. Ganz anders hier, wo jeder Höhenunterschied mit den grauen Trockenmauern aus Lavasteinen abgefangen und terrasiert wird. Dieser angeschnitten wirkende Berg erinnert mich an die Fahrt vom Flughafen hierher: Seitlich neben der schmalen Landstraße war ein etwa 30 m hoher Hügel so angeschnitten, daß wie bei einem Kuchen ein senkrecht herausgetrenntes Stück fehlte.

Die rohe, ebenfalls rote Erde hielt diesen Einschnitt aus, ohne von Regengüssen erodiert zu werden. Der Einschnitt kann nicht aus jüngster Zeit sein, denn in die Lücke hatte man eine "Bar-Restaurante" gebaut. Unerklärlich ist mir aber, wie der Einschnitt entstanden ist und was man mit dem angefallenen Material gemacht hat. Schlußpunkt der morgendlichen Betrachtung bildet der Teide, den man hier, in der Gegend von Icod am besten bewundern kann.

"Am meisten preist man wohl den Blick, der sich von Icod aus gewinnen läßt - hier schiebt sich weder der Cumbre-Kamm noch der gerade an dieser Stelle weggeräumte Ringwall der Cañadas dazwischen, stetig gleitet das Auge auf der Schräglinie nach oben, bis es sich am Piton beruhigt. ...Teneriffa erscheint als Teide-Attribut, als Träger, Flanke, Fuß, Küste des Berges." (NEBEL/1954/S.173)

VORLÄUFIG VORGENOMMENE ZONIERUNG

Die Zonen lassen sich grob einteilen in die Tiefenzone, die Mittelzone und die «cumbre», der Bergrücken, der gleichzeitig die Begrenzung zu den Cañadas bildet, in denen der eigentliche Berggipfel, der Teide aufsteigt. Die Tiefenzone beinhaltet den Strand, die Touristensiedlungen, die Hauptstadt der Gemarkung -Icod- und noch die Bananenplantagen, die gleichzeitig deren Obergrenze bilden. Bananen werden aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen nur unterhalb von etwa 300 m ü.NN angebaut. Darüber liegt dann die Mittelzone, in der auch unser Haus steht; hier werden Wein und Kartoffeln angebaut, Gerste, Mais, Mandeln, Kastanien.

Die Gegend der Cañadas, "... in welcher die Honigsammler von Icod und Guia zur Zeit der Retamablüte im Mai ihre Bienenkästen aufstellen, ..." (MEYER/1896/S.234) wird also auch noch genutzt.

"Der weiße Ginster ...endet bei etwa 3000 Metern, sein eigentliches Feld sind aber weder die Hänge unter 2100 noch die über 2300 Metern, ihr Feld ist der Zirkus, der darum auch Llanos de la Retama heißt." (NEBEL/1954/S.177)

"-die Kanarier bringen in den Blütenmonaten ihre Bienenkörbe in den Zirkus, und mit Recht gilt der Honig der Cañadas für den besten der blumenreichen Inseln." (NEBEL/1954/S.181)

DER ERSTE SPAZIERGANG

Das Frühstück ist beendet und ich gehe in Richtung Dorf. Der "...vom berüchtigten canarischen Pflaster belastete Weg...", (MEYER/1896/S.202,203)

auf dem die Señora mit ihrem Esel vorbeiging, führt neben dem Haus steil bergan und besteht aus ungleichmäßig aneinandergelegten, großen Steinen. Als Pflastersteine im hiesigen Sinn sind sie nicht zu bezeichnen, denn weder haben sie eine einheitliche Form, noch sind sie in irgendeiner Weise bearbeitet. Es sind die gleichen Steine, die auch für Trockenmauern verwendet werden. Im Lauf der Jahrzehnte haben sich die Kanten abgeschliffen und gerundet, das heißt aber nicht, daß der Weg nun eben und glatt wäre - er hat eher die Qualität eines Bergpfades und ist auch nur mit gutem Schuhwerk einigermaßen bequem zu gehen. Der Weg führt vorbei an einem runden, ebenfalls gepflasterten Platz. Er ist mit Steinen eingefast und hat ungefähr 8 m Durchmesser. Daß der Platz rund und gepflastert ist, konnte ich aber erst feststellen, nachdem ich ihn von den Opuntien und sonstigem Aufwuchs befreit hatte, denn die Opuntien besiedeln alle nicht mehr benutzten offenen Flächen und breiten sich erstaunlich schnell aus.

Besagter Platz gehört zu einem schon seit langem verlassenen Anwesen, das aus mehreren kleinen, würfelförmigen Ein-Zimmer-Häuschen besteht und mit einer ebenso hohen Mauer eingefast ist.

Im Herbst, als die Besitzer da waren, hatten sie nebenan abgeschnittene Opuntienstrünke mit Benzin übergossen und verbrannt, doch jetzt, drei Monate später, sprießen aus den verkohlten Stengeln schon wieder ansehnliche Blätter. Gegenüber steht das große, etwas heruntergekommene Haus unserer lieben Nachbarin. Doña Candelaria war über acht Jahre in Venezuela, währenddessen das Haus leer stand und verständlicherweise gelitten hat.

Streng genommen ist dieser Weg nur ein Pfad, allerdings kein Trampelpfad, denn am vorhandenen Untergrund ist ja irgendwann etwas verändert worden. Er hat offenbar an Bedeutung eingebüßt, denn in der angelegten Breite von etwa 4 m wird er nicht mehr genutzt. Nur auf einer Breite, die ein Mensch oder ein «mulo» einnehmen, ist er ausgetreten. Der ganze restliche Weg ist von Calla (*Calla aethiópica* bzw. *Zantedeschia aethiópica*) überwuchert, der auch hierzulande bekannten, aus Afrika eingebürgerten Art. Noch schneller aber bedeckt Kapuzinerkresse (*Tropaeolum-Hybriden*) aus Südamerika die offenen Flächen.

Am vorläufigen Ende kreuzt der Weg die Teerstraße, die in Serpentina die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern und Weilern für Fahrzeuge jeder Art ermöglicht. Er verläuft weiter über den Platz vor der alten Kirche hoch zu den Feldern.

Die alte Kirche war lange Zeit das einzige Gotteshaus der Gemeinde, deren Einzugsbereich auch bis in die weiter oben angrenzenden Weiler reichte. Doch vor etwa 20 Jahren, als durch die Rückkehr vieler Familien aus Venezuela die Einwohnerzahl stark angewachsen war, wurde mit der neuen, großen Kirche von La Vega begonnen. Als sie fertig war, benutzte man die alte Kirche nur noch selten für Werktags-gottesdienste.

Ich biege rechts ab auf die Landstraße in Richtung "gros-ses" La Vega. Sie ist links begrenzt von einer hohen Stütz-mauer aus trocken geschichteten Basaltsteinen, während sich gegenüber eine steile Böschung anschließt. Die Terrassen-kante, an der die Straße liegt, muß aufgrund ihrer Höhe eine größere Erdmenge abfangen, denn die sonst üblichen Trockenmauern gehen nicht über ca. 2 m Höhe hinaus. Vorbei an einem einsamen, unbewohnten Haus, das zum Verkauf steht, bin ich nach weiteren zwei Minuten im Dorf. Überall auf den kleinen Äckern nahe den Häusern haben die Leute hier Kartoffeln gepflanzt, die sie je nach Gebrauch ernten. Das tun sie aber nur auf den kleinen, hausnahen Äckern; die größeren werden etwa Anfang Januar auf einmal abgeerntet und sehr bald darauf wieder mit Kartoffeln eingesät. Auf diese Weise gibt es mindestens zwei Kartoffelernten pro Jahr, in guten Jahren sogar drei.

"Kartoffeln (drei Ernten im Jahr), die hier -wie in Lateinamerika - «papas» genannt werden."
(GÖBEL et.al/1985/S.216)

"Die Hauptanbauzeit für Kartoffeln und auch Leguminosen fällt in den Winter und das Frühjahr."
(MATZNETTER/1958/S.156)

ERSTE TYPISIERUNG DER HAUSER

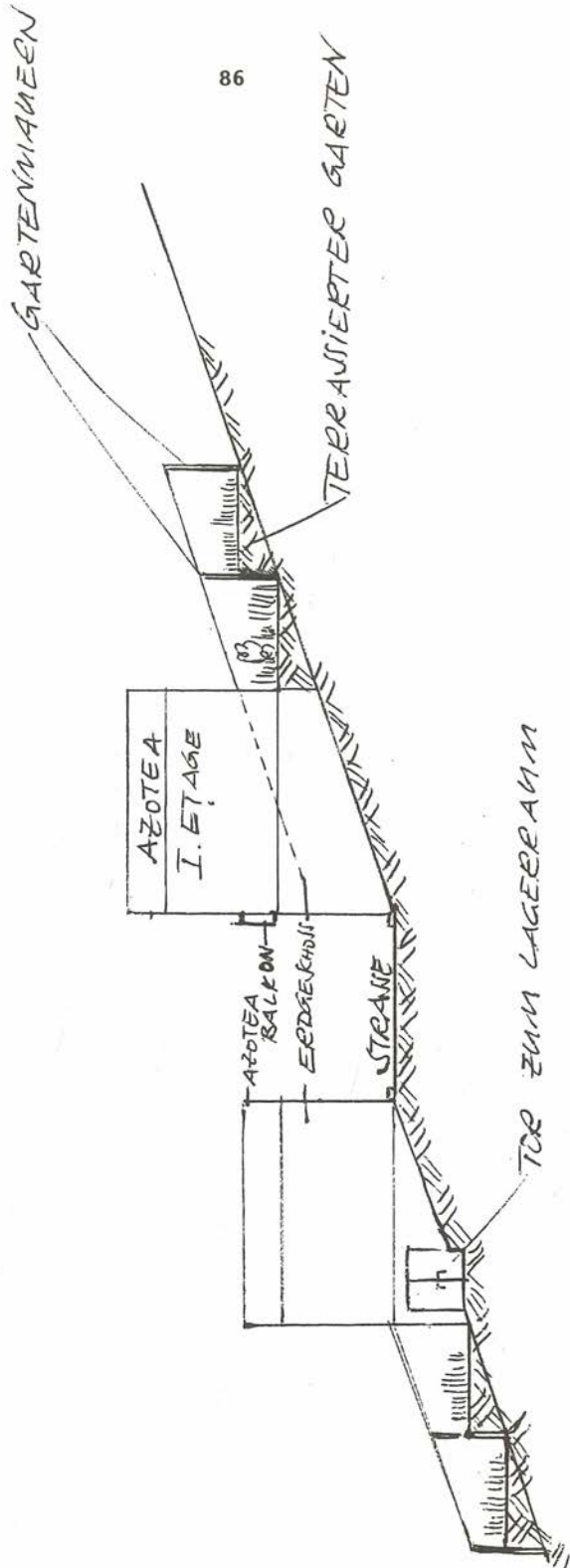
Viele der an der Hauptstraße liegenden Häuser sind in ihrer Organisation identisch. Sie sind an einer Seite fast immer zweigeschossig -je nachdem, auf welcher Seite der Hang liegt. Die Fassade ist stets der Straße zugewandt und mit farbigen Ornamenten, Hinterschneidungen und Vorsprüngen reich verziert.

Während die Häuser dieser Art der Organisation innerhalb der geschlossenen Ortschaft direkt an der Straße, bzw. dem nur etwa einen halben Meter breiten Fußweg stehen, hat man sie außerhalb der Siedlung etwas zurückgesetzt, so ergibt sich ein etwa 3 m breiter Vorgarten, der jeweils mit einer niedrigen Mauer eingefast wurde.

Allen diesen Häusern gemeinsam ist das ganze Grundstück mit einer hohen, verputzten Mauer umgeben. Es birgt einen meist terrassierten Garten, zu dem eine Zufahrt von der Straße aus führt. In diesen Gärten steht manchmal eine Pergola aus rohen Kastanienstangen mit Weinranken. Oft gibt es hier auch noch kleine Stallgebäude für die Ziege oder das Schwein, denn sehr viele Familien haben eine Ziege und einige auch ein Schwein.



Jedes Haus hat auf der Seite, die der Straße zugewandt ist, mindestens einen kleinen Balkon oder eine azotea oder gar beides. Der Balkon besteht aber in den meisten Fällen aus nichts weiter als einer Glastür mit einer ganz schmalen Ausbuchtung. Am frühen Abend pflegen die Señoras sich so "aus der Tür zu lehnen" und sich auf diese Weise am Straßengeschehen zu beteiligen, während die «caballeros» hierzu auf den Bürgersteigen sitzen oder in der einzigen Bar des Dorfes eine «copita» trinken.



DIE STRASSEN

Die Hauptstraße zieht sich an der Hangkante hin, deshalb verlaufen alle in jeder Richtung daraufstoßenden Straßen in Serpentinaen steil nach oben oder unten und sind an den Kurven sehr eng. Diese Sträßchen sind betoniert oder auch in der Art gepflastert wie der Weg vor unserm Haus.

Sehr nützlich sind wohl die vielen winzigen Absätze in den Kurven, denn bei den vielen tiefhängenden Wolken und der damit einhergehenden großen Feuchtigkeit bieten Sie in Form von Rillen einen gewissen Rutsch-Schutz.

Im weiteren Verlauf der Hauptstraße stoßen die breiteren Seitenstraßen senkrecht darauf. Sie sind jetzt nur noch wenig geschwungen und man hat sie asphaltiert.

Diese etwas breiteren Straßen haben so interessante Namen wie "Calle de Cuba" oder "Paseo de Venezuela" - alle Staaten Südamerikas wurden hier via Straßennamen aufgezählt.

DIE ALTEN GEHÖFTE

Rechts biegt jetzt die große, aber unbequeme Treppe ab, die zum Platz vor der neuen Kirche führt. Von der Brüstung aus kann ich sehr gut die verschiedenen Häuser sehen: Es gibt alte, ummauerte Gehöfte, die sich aus einzelnen Würfelhäuschen zusammensetzen und auch alle mit einem Zelt-oder Walm-dach aus Ziegeln versehen sind. Wenn nicht das ganze Haus, so ist doch immer der Grat gekalkt, der an den Dachkanten mit Mörtel verputzt wurde, dort, wo die halbrunden Dachziegel schräg aufeinanderstoßen. Die Türen und Fenster sind aus verblichenem, ehemals grün oder blau gestrichenem Holz. Bei den ältesten dieser Häuschen sind keine Glasfenster eingesetzt, ...

"..., da die canarischen hölzernen Klappfenster des Zimmers die Luft frei cirkulieren lassen." (MEYER/1896/S.210)

Allzuviele dieser Gehöfte gibt es hier nicht; sie stehen auch alle in einem größeren Abstand voneinander und waren ursprünglich wohl die ersten Häuser von La Vega. Sie sind, wie die Trockenmauern in der Landschaft auch, aus Natursteinen gebaut, allerdings innen und auch oft außen verputzt und gekalkt. Innerhalb dieser Mauern stehen bisweilen trockene Weinranken aus Vorjahren, wie auch manchmal in den stattlichen Hausgärten.

DIE ANORDNUNG DER HÄUSER ZUEINANDER

"Eine typische kanarische oder auch nur der Mediana [Mittelzone/Anm. d. Verf.] speziell zu eigene Bauernhofform ist im Grunde genommen nicht vorhanden... im allgemeinen.. kleine, bis mäßig große Gehöfte, deren.. gemeinsamer Grundzug darin besteht, daß, ausgenommen bei den kleinsten Vertretern ihrer Art, meist Wohnräume, Küche, Stall und sonstige Wirtschaftsgebäude, wenngleich häufig aneinandergebaut, so doch der Regel nach in eigenen Gebäudekomplexen untergebracht sind. Ihre gegenseitige Anordnung richtet sich dabei nach den Geländeverhältnissen oder erscheint auch mehr oder minder willkürlich." (MATZNETTER/1958/S.58)

DIE DRESCHPLÄTZE

Neben oder innerhalb jeden Gehöftes liegt dieser runde Platz, der, wie ich mittlerweile erfahren habe, ursprünglich zum Dreschen des Getreides gedient hat. Man breitete das Getreide - meist Gerste, Weizen und Roggen, auf dem Platz aus und ließ Rinder, Esel oder Mulos darüberlaufen. Durch das Gewicht der Tiere und die Bearbeitung mit den Hufen wurde das Getreide gedroschen. Danach hat man es mit Schaufeln in die Luft geworfen (geworfelt) und der hier ziemlich regelmäßig auftretende Wind hat die "Spreu vom Weizen getrennt". Im Südwesten Tenerifes hat man auch Kamele für die Feldarbeit und zum Dreschen verwendet. Auf den Ostineln, also Lanzarote und Fuerteventura ist das Kamel noch heute das gebräuchlichste Arbeitstier für die Feldarbeit.

"Vor das Haus tretend sah ich zu meinem Erstaunen einige Kamele, die Holz schleppten, ein untrügliches Zeichen für das halbfrikanische, trockene Klima der südlichen Inselhälfte, denn auf der feuchten Nordseite Tenerifes gedeiht das Kamel nicht,

...
 ...Gezüchtet wird das Kamel jedoch auch hier auf der Südseite nicht, sondern es kommt von der dem afrikanischen Kontinent näheren Insel Lanzarote herüber, ..."
 (MEYER/1896/S.189/)

Auf der Landstraße in Richtung Santiago del Teide im Westen Tenerifes, gibt es auch heute noch Kamele. Sie knien auf einem abseits der Straße gelegenen Platz in einer Reihe und ihr Besitzer wartet darauf, daß sich eine ausreichend große Gruppe von Touristen findet, die einen Ritt auf den "Wüstenschiffen" wagen wollen. Das Geschäft scheint aber nicht allzugut zu laufen, denn bisher sah ich die Kamele immer dort liegen, wenn ich auf dieser Straße unterwegs war.

Die alten Dreschplätze haben heute eigentlich keinen Nutzen mehr außer dem, für die «chicos», die Jungs vom Dorf, als Fußballplatz herzuhalten.

In der Gegend sieht man öfter runde "depositos", manchmal allerdings auch eckige. Wasserspeicher, die in ihrer Größe den ehemaligen Dreschplätzen entsprechen. Möglicherweise hat man, um sich Arbeit zu sparen, die ebenen, nicht mehr genutzten Dreschplätze zu Depots umgebaut..

EINE ANDERE ART HÄUSER

Die schon angesprochenen alten Gehöfte standen ursprünglich isoliert und waren lediglich durch die grob gepflasterten oder betonierten Wege miteinander verbunden. Zwischen ihnen waren sicher auch Äcker, die nach und nach mit Häusern bebaut wurden.

Diese später hinzugekommenen Häuser sind schmucklose, eingeschossige Gebäude aus verputzten und geweißelten Hohlblocksteinen. Sie sind nicht alle rechtwinklig oder gar rechteckig gebaut, sondern sie lehnen sich mit der Ausrichtung ihrer Wände mehr oder weniger an vorhandene Wege und Gebäude an oder auch an die vorhandenen Terrassenkanten.

An manchen Häusern ist für mich nicht erkennbar, warum sie so gebaut- und ausgerichtet sind. Es gibt bei ihnen fast nie einen Garten, der zur Versorgung der Familie mit Gemüse oder zum Futteranbau benutzt werden könnte. Offenbar war man zu der Zeit, als diese Häuser gebaut wurden, nicht mehr auf den Garten zur Selbstversorgung angewiesen bzw. fehlte die Zeit zu dessen Bewirtschaftung, weil die Bewohner woanders zu diesem Zeitpunkt schon anderwärts das Geld für ihren Lebensunterhalt verdient haben.

VERLASSENE WEGE

Da die alten Wege nur möglichst kurze Verbindungen der einzelnen Gehöfte miteinander bzw. mit ihren Äckern waren, ergaben sich durch die Neubauten Veränderungen. Die Wege wurden daraufhin aber nicht umgeändert oder weggenommen, sondern sie wurden belassen und stattdessen neue, teilweise betonierte, teilweise asphaltierte gebaut. Viele der neueren, kleinen Häuser ragen jetzt in solche alten Wege hinein und unterbrechen sie teilweise. Einige dieser Wege sind zwar noch zu betreten, aber offenbar haben sich bessere Möglichkeiten ergeben. So sind alle alten, überflüssig gewordenen Wege mit Kapuzinerkresse, Calla und einem afrikanischen Sauerklee (*Oxalis pes-caprae*) üppig zugewachsen.

ZUSAMMENHANG ZWISCHEN ALT UND NEU

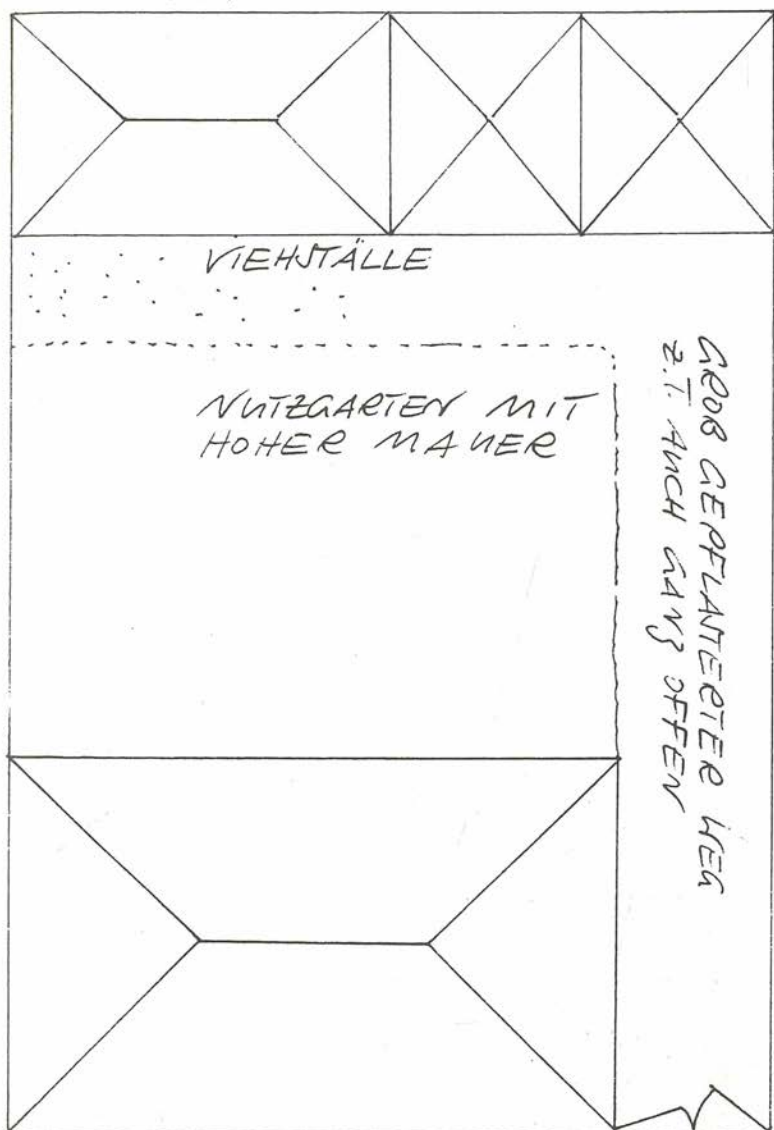
Ich gehe die "Calle Mexico" hoch, also eine der wahrscheinlich neueren, breiteren Asphaltstraßen und sehe jetzt die Rückfronten der reich geschmückten farbigen Häuser. Daneben steht bei einigen noch ein altes, verlassenes Haus, davor auch oft noch ein ehemaliger Dreschplatz. Der Aufgang bzw. die Auffahrt zu beiden Gebäuden ist aber die gleiche. Ich nehme an, daß beide Häuser einem Besitzer gehören, der irgendwie zu Geld gekommen sein muß und das alte kleine Haus nicht mehr bewohnen wollte.

NEUBAUTEN

Weiter oben stehen einige Rohbauten, eingeschossige Häuser mit einer «azotea», deren Bodenplatte rund um das Haus etwa 80 cm übersteht. Das zwischen Brüstung und diesem Überstand sich ergebende Dreieck wird ausgefüllt und mit Ziegeln gedeckt. Außer geringem Regen-/Sonnenschutz für die Fenster scheinen diese Ziegel nur zu Zierzwecken angebracht zu werden. Manchmal sind die Überstände auch weniger als 30 cm breit und liegen nicht über Fenstern oder Türen. Sie entsprechen in ihrer Art und Größe den leicht verfallenen Häuschen, die sich ja auch in der Nähe befinden. Womöglich sind sie sogar zur gleichen Zeit entstanden und nur der "neue Putz" und die angebrachten Veränderungen an der Dachterrasse lassen sie neuer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind.

$M \approx 1:100$

BESCHIEDENE
EINZELHAUSER



↑
HAUSEINGANG

Im Vergleich zu den verlassenen Gehöften sind diese Häuschen hier noch bescheidener. Hinter jedem gibt es nur einen kleinen Garten und auch oft nur einen kleinen Stall, in dem der Esel und die Ziege, vielleicht noch ein Schwein, Platz haben. Die Eingänge zu den Gärten liegen genauso wie auch bei den großen Häusern weiter unten, direkte an der Straße, neben den Häusern.

Von oben kommt uns ein alter Mann mit seinem "mulo" entgegen, der voll beladen ist mit Ampfer gelbblühendem Stechginster, Ringelblumen und vereinzelt Kohlstrünken. Der Ampfer, der Ginster und die Ringelblumen sind sicher für das Vieh, also für Esel, Ziege und womöglich Kaninchen. Den Kohl wird der Mann aber sicher selbst verwenden. Er muß das Futter von ziemlich weit oben geholt haben, denn die Kräuter sind noch ganz nass, obwohl es hier unten nicht geregnet hat. Der «mulo» biegt in eines der Tore ein, der alte Mann folgt ihm, und weg sind sie.

Ob aus dieser Begegnung eine Regel abzuleiten ist, weiß ich nicht, jedoch läßt der Zustand und die Größe der Häuser vermuten, daß hier die ärmsten der Dorfbewohner, wahrscheinlich auch überwiegend die alten, wohnen, denn es gibt hier weder Autos, noch irgendeine "Verschönerungsmaßnahme" an den Häusern.

WASSERVERTEILERKÄSTEN



Gleich zu meiner Linken stehen am Straßenrand fünf oder sechs kleine Häuschen mit Dach, ähnlich wie Stromverteilerkästen bei uns. Sie sind ganz aus Beton und haben vorn eine Öffnung mit einer Blechtür. Dahinter rauscht es. Unten führen Dutzende von Rohren heraus, die zuerst zur anderen Straßenseite und dann in alle Richtungen verlaufen. Die zugeschmierten Rohre von vorhin sind also die Wasserleitungen, und hier befindet sich die Verteilerstation. Aber wo kommt das Wasser her?

DIE ORGANISATION DES WASSERS

Ich folge der dicken Leitung, die oft geradezu abenteuerlich über Straßen und Schluchten und an Trockenmauern entlang verlegt ist. Sie führt weiter oben zu einer kleinen, verschlossenen Hütte, die direkt an den Berg gebaut ist. Hier rauscht es ebenfalls, also ist hier der Hauptverteiler für das Wasser, denn sonst führt die Leitung nirgends weiter.

Es verläuft eine schmale Schienenspur, die schon nach kurzer Zeit in einer Betonmauer endet. Auch in der anderen Richtung hören die Schienen am Abgrund auf; sie scheinen ihres Zweckes beraubt, nicht mehr nötig zu sein. Die Schienen führen in eine sogenannte «galería», eine in den Berg gegrabene Wasserleitung. Die Schienen wurden gelegt, um den bei den Grabungen anfallenden Aushub abtransportieren zu können. Am Hang hören die Schienen auf, weil man dort das Erd- und Gesteinsmaterial den Hang hinuntergekippt hat.

"Das Prinzip der «galerías» genannten Stollen beruht auf der Durchbrechung der die einzelnen Grundwasserkörper voneinander trennenden undurchlässigen Schichten... In diesen Stollen, die gegen den Ausgang zu leicht abgeschrägt sind, führt seitlich die Abflußrinne des eingesammelten Wassers. Die lichte Höhe dieser Stollen beträgt... rund 1,5 m, ihre Länge.. 4-500 m... Ihre Anlage ist meist mit einem ziemlichen Risiko verbunden, da nicht selten gar kein Wasser oder nur eine unbedeutende... Menge.. gefördert wird. Es ereignet sich auch.. gelegentlich, daß durch die Neuanlage eines Stollens einem benachbarten älteren im wahren Sinne des Wortes das Wasser abgegraben wird. Dies ist um so leichter möglich, als diese Anlagen fast ausnahmslos ohne öffentliche Einflußnahme von privater Seite errichtet werden. Diese Methode der Wassergewinnung... wird in erster Linie auf Tenerife angewendet."
(MATZNETTER/1958/S.134)

Diese «galerías» scheinen die technisch anspruchsvollsten Anlagen zur Wassergewinnung zu sein und bis heute auch keine zusätzliche Modernisierung benötigt zu haben.

"Ein.. Schritt nach vorwärts... betreffend der Erschließung zusätzlichen Wassers erfolgte erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. So wurden z.B. animalisch betriebene Pumpwerke errichtet. Entscheidender aber war, durch den belgischen Ingenieur Lachapelle entwickelt, die bei Orotava auf Tenerife in den vierziger Jahren erfolgte Anlage der ersten «galerías»."
(MATZNETTER/1958/S.137/138)

"Teneriffa versorgte sich zu 85 Prozent aus Wasserstollen [«galerías», Anm. d. Verf.], die seitlich in die Abhänge getrieben werden, ..."
(MUSTO/ohne Jahresang./S.86)

DIE "OBERSTADT" MIT DEN NEUEN VILLEN

Weiter die schmale Straße bergan stehe ich bald vor einem wirklich prachtvollen Neubau. Ein zweigeschossiges Gebäude mit Zaun um den Garten und hoher Betonmauer zum Abstützen des Hanges, einem umlaufenden, zur Galerie gebauten Balkon und einer großen Treppe zum Hauseingang. Nicht weit davon

steht ein ebenso prächtiges Gebäude, das auch noch nicht allzu alt ist. Im Hintergrund noch ein Rohbau, der ebenso feudal zu werden scheint. Es erstaunt mich ein wenig, daß hier, wo der Ort zu Ende ist und auch die Straße nicht mehr weiterführt, sich offenbar reiche Leute niederlassen wollen.

EINTEILUNG DES DORFES IN VERSCHIEDENE WOHNGEBIETE UND DEREN ARCHITEKTUR

Die Anordnung der Häuser im Ort ist folgende: Um die "Neue" Kirche als dem ungefähren Zentrum liegen die alten, halbzerfallenen Gehöfte mit den Ein-Zimmer-Häuschen zerstreut. Sie sind offenkundig auch vor allen anderen Gebäuden entstanden. Dazwischen liegen immer wieder die ärmlichen kleinen Häuser, die aber nur noch weiter oben, etwas abseits des Zentrums, bewohnt sind. Hier stehen auch diese leer. Daraus und auch aus der relativ besseren Baustruktur schließe ich, daß sie jüngeren Baudatums sind, sie zu einer Zeit entstanden, als sowohl für die größeren Gehöfte als auch für die kleinen Häuschen das Umland die Selbstversorgung und somit den Erhalt gewährleisten konnte. Entlang der Hauptstraße und z.T. auch in die breiteren Seitenstraßen ragend, stehen die zweigeschossigen geschmückten Gebäude von ähnlicher Organisation. Sie müssen noch jünger sein, da mit ihnen das eigentliche Zentrum erst entstand und die Baustruktur darauf schließen läßt, daß ihre Erbauer noch "bäuerlich", d.h. so gebaut haben, daß der Garten zur Selbstversorgung unbedingt zum Haus dazugehörte.

Daran anschließend die niedrigen Häuser ohne Gärten. Sie bilden das eigentliche "Dorfgebiet", was heißen soll, daß die Leute, die diese Häuser gebaut haben, nicht mehr die Absicht oder die Möglichkeit hatten, sich aus dem Garten zu versorgen. Während die Häuser bisher auf bäuerliche Wirtschaftsweisen schließen lassen, ergibt sich jetzt ein Schnitt. Die Leute, die diese Häuser gebaut haben, müssen woanders arbeiten, also Lohnarbeit leisten, worauf auch die nicht nach ökonomischen Gesichtspunkten organisierte Zuordnung der Häuser zueinander schließen läßt. Sie werden auch -neben den Neubauten- wieder hergerichtet, bzw. renoviert, woraus ich eine Verbesserung der Lohnarbeitsmöglichkeiten ableite, denn aus der zu einem großen Teil brachgefallenen bäuerlichen Produktionsfläche ist dieser Verdienst momentan nicht zu erwirtschaften.

Am oberen Rand des Dorfes ist eine Neubausiedlung entstanden mit reich verzierten Häusern und auch großen Gärten, die aber nur zur Zierde angelegt wurden. Hier sind jetzt die bäuerlichen Strukturen gänzlich verlassen worden. Die Häuser dienen nicht mehr zum Erhalt, zur Organisation der Subsistenz, der Arbeit also, sondern erfüllen rein gestalterische bzw. repräsentative Zwecke.

WAS IM DORF PASSIERT

Auf dem Rückweg komme ich bald an einer größeren offenen Grasfläche vorbei. Hier weiden angekettet einige Ziegen. Sie werden aber auch, genau wie Hühner, auf der Azotea gehalten, wenn diese nicht zum Aufhängen der Wäsche, zum Trocknen von Maiskolben oder einfach zur Erholung der Besitzer genutzt wird.

Es knallt öfter! Zwar nicht so gepflegt wie in Frankreich, aber genauso funktionierend gibt es hier einen Platz, auf dem die Männer eine Art "Boule" spielen. Hier spielt man "boliche" mit Holzkugeln, aber die Regeln sind fast die gleichen wie bei "Boule" oder "Boccia", der italienischen Variante. Merkwürdig: die Männer spielen alle auf dem tiefer gelegenen Platz oder sitzen daneben und die Frauen sitzen auf der Mauerkante weiter oben - Trennung der Geschlechter?

DIREKTVERMARKTUNG

Als ich auf der Hauptstraße gehe, steht an einem der geschmückten großen Häuser eine ältere Señora am kleinen Balkon. Ich erzähle ein wenig mit ihr und erfahre, daß sie gerade aus Venezuela zurückgekehrt ist, wo sie Freunde besucht hatte. Sie bittet mich, doch hereinzukommen, auf ein "vasito de vino" - ein Gläschen Wein von der Insel, den hier alle trinken. Dieser Wein ist nicht sonderlich gepflegt wie es der "malvasia embotellada", der in Flaschen abgefüllte, berühmte Wein von Lanzarote ist. Er hat einen etwas erdigen, schwefeligen Geschmack, "nach dem zweiten Glas" hat er bisher aber allen Leuten sehr gut geschmeckt. In ihrem Salon wird zu dem Wein auch weißer Ziegenkäse gereicht, den, wie sie erzählt, jeden Mittwoch eine Frau aus dem Nachbarort hier im Kofferraum ihres Autos vorbeibringt. Sie hupe dann, sagt sie, und man hole sich den Vorrat für eine Woche. Montags komme immer der Fischmann und der Mann mit den Gasflaschen fahre sowieso öfter hier durch, den hält man entweder an oder er klingelt, wenn er meint, der Gasvorrat sei aufgebraucht.

Etwas anders ist es mit dem Wein geregelt; den läßt sie sich in ihre große Korbflasche immer in der "tienda", im kleinen Gemischtwarenladen über der Straße, abfüllen und Chayote, ein Suppengemüse, Avocado, Orangen, Zwiebeln und Bananen holt immer ihre Nichte, die bei ihr wohnt, mit dem Auto bei einer Frau in der Nähe von Icod, die all diese Sachen alle in ihrem großen Garten anbaut.

Kurz bevor ich mich auf den Heimweg mache, klingelt das Telefon, und Jemand kündigt seinen Besuch für den nächsten Tag an. Doña Maria hat ein Stück Kiefernwald weiter oben, das sie an einen Bananenbauern aus Icod verpachtet hat. Der Mann will seine Pacht bezahlen.

EINIGES ÜBER DIE FRAUEN, DIE SICH SO GANZ ANDERS VERHALTEN ALS ES IN DEUTSCHLAND ÜBLICH IST

Doña Candelaria, unsere liebe Nachbarin hat ein großes Haus, aber keinen Mann, der lebt in Venezuela und bei ihm eine der beiden Töchter. Doña Maria, die Wirtin des "Balcon de Icod", einer Kneipe an der Landstraße, führt dieses Lokal allein.

Die Dofia mit ihrem Esel bewirtschaftet ihren Acker allein. In meiner nächsten Umgebung gibt es schon drei Frauen, die ohne Männer leben. Das könnte ein Zufall sein, doch die dörfliche Gesellschaft wird zu einem großen Teil von Frauen geprägt - Frauen, die mit einem erstaunlichen Selbstbewußtsein auftreten, was besonders am eher bescheidenen Auftreten der Männer deutlich wird.

Fast könnte es scheinen, als hätte sich eine reine Frauengesellschaft gebildet. Doch das stimmt nun auch wieder nicht, denn die vielen Feste und Feuerwerke werden fast ausschließlich von Männern organisiert und durchgeführt. In den Kneipen und "Bares" findet man auch mehr Männer als Frauen, zumindest scheinen ältere Frauen nicht allein in eine Bar zu gehen.

Dieses Selbstbewußtsein und die soziale Struktur deuten darauf hin, daß die Frauen hier auch bei ihrer Arbeit nicht auf die Männer angewiesen sind, oder es zumindest lange Zeit nicht waren. Dafür gibt es wirtschaftsgeschichtliche Gründe.

DIE WIRTSCHAFTSGESCHICHTLICHEN- UND POLITISCHEN HINTERGRÜNDE:

In der Mittelzone wurden bis auf die Opuntien nie die bedeutenden Exportkulturen angelegt wie Zuckerrohr, Wein oder jetzt: Bananen. Dieser Umstand hatte zuerst rein klimatische Ursachen, weil Zuckerrohr und Bananen in exportfähiger Qualität nur in der günstiger gelegenen Tiefenzone gebaut werden konnten.

Weit bedeutender aber waren die politischen Beweggründe, die von Beginn der Kolonialisierung an zu einer Benachteiligung der Mittelzone führten. Wie Josef MATZNETTER (1954) in seiner "WIRTSCHAFTSGESCHICHTE DER KANARISCHEN INSELN" schreibt, wurde sofort im Anschluß an die Unterwerfung der Insel die Land- und Wasserverteilung vorgenommen. Alonso de Lugo schlug 1496 in der Schlacht von La Victoria die Guanachen, die Urbewohner, deren Herkunft bis heute nicht eindeutig geklärt ist; und als der letzte Guanchenkönig gefangen genommen und damit auch alle Stämme wie gelähmt waren, konnte er das Land für die Krone Kastiliens, für die Krone der "Reyes catolicos" -Fernando & Isabel- erschließen.

Im Anschluß an diesen "überwältigenden Sieg" wurde Alonso de Lugo als königlich beauftragter Adelantado (hist. Statthalter) eingesetzt, ausgestattet mit der Macht, die Land- und Wasserverteilung (repartimientos) zu ordnen. Er war bald darauf der größte Landbesitzer.

Da die naturbürtige Produktivkraft Tenerifes von der Verfügbarkeit des knappen Wassers abhängt, war es für die Mittelzone ein zusätzlicher Nachteil, daß der Adelantado die Wasserquellen ausschließlich in private Hände gegeben hatte, d.h. Soldaten und Offiziere, die sich bei den vergangenen Schlachten besonders hervorgetan hatten, bekamen auch die besten Gebiete in der Tiefenzone und das bevorzugte Nutzungsrecht der Quellen.

"Die oberhalb dieser optimalen Ertragszone gelegenen Gebiete aber waren von allem Anfang an überwiegend Bereich des Kleinbesitzes."
(MATZNETTER/1958/S.83)

Darüberhinaus wurde die bereits angesprochene strenge Trennung zwischen Bewässerungs- und Trockenfeldbau eingeführt. Es durfte nur auf den fruchtbaren Tiefenzonen Bewässerungsbau betrieben werden. Die für Exportkulturen weniger günstige Mittelzone war ausschließlich für den Trockenfeldbau vorgesehen.

"Damit erscheint von allem Anfang an jene Entwicklung eingeleitet, die -grob abgegrenzt- die etwas oberhalb der 400 m-Höhenlinie liegende und im wesentlichen für den Anbau der dem örtlichen Konsum dienenden Produkte genutzte Zone immer mehr zum reinen Trockenfeldbaugebiet werden ließ."
(MATZNETTER/1958/S.81)

Unmittelbar nach der Eroberung wurde von den Spaniern Zuckerrohr eingeführt. In den bewässerten Tiefenzonen wurde es großflächig angebaut und hauptsächlich zu Rum weiterverarbeitet. Die zur Ausdehnung der Zuckerrohrflächen erlassenen Weidebeschränkungen von 1503 bedeuteten sehr bald eine große Beeinträchtigung der Existenzbedingungen der Mittelzone.

Vor dieser privilegierenden Regelung war der am stärksten in Erscheinung tretende Wirtschaftszweig die Viehzucht. Eine Ungleichverteilung von Bewässerungs- und Trockenfeldbau zog keine so gravierenden Entwicklungen nach sich.

Schon ab 1506 kann das Zuckerrohr als das ausschlaggebende Exportgut der ganzen kanarischen Inseln angesehen werden, was in der Folge, besonders durch die endgültigen Weide- und Waldverordnungen von 1512 und den darauf folgenden weiteren Ausbau der Zuckerrohrflächen für die Bewohner der Mittelzone eine erneute drastische Verminderung ihrer Lebensbedingungen zur Folge hatte. Für die auf große Brennholzvorräte angewiesenen Zuckermühlen

"...stellt[e] diese den ganzen Fragenkreis so ziemlich umfassende Neuordnung in der Praxis doch nur einen Freibrief zur fast unumschränkten Waldnutzung dar."
(MATZNETTER/1958/S.86)

Von 1520 an wurden Gemeinschaftsweiden durch den «cabildo» (Inselverwaltung) verkauft bzw. verpachtet, was viele kleine Bauern zum Aufgeben und Abwandern in die wirtschaftlich stärkeren Bewässerungszonen zwang, wo sie sich als Wanderarbeiter verdingten. Eine geringe Erleichterung in Bezug auf die Grundversorgung der Menschen brachten Mais und Kartoffeln, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts von den spanischen "conquistadores" (Eroberer) aus der neuen Welt importiert worden waren - sie sind nicht so stark vom Bewässerungsanbau abhängig und konnten deshalb auch in den Mittelzonen angebaut werden.

In diesem Gebiet, zu dem auch La Vega gehört, lebten die wirtschaftlich benachteiligten Leute, die sich zur Verbesserung ihrer Situation nur als Tagelöhner in den Zuckerrohrplantagen verdingen konnten. Eine räumliche Trennung zwischen Arbeiten und Wohnen war so zumindest für die Männer vollzogen, was einer inneren Auswanderung gleichkommt. Die Auswanderung in wirtschaftlich stabilere Gebiete wurde erwogen und, wie die großen Auswanderungsschübe in der Niedergangszeit der Zuckerrohrkultur belegen, auch vollzogen.

Die Mittelzone war tendenzielles Auswanderungsland, wobei nur die Männer auswanderten. In der ersten großen Auswanderungswelle zogen sie vornehmlich nach Kuba, um an den inzwischen zur Konkurrenz herangewachsenen Zuckerrohrplantagen genügend Geld für ein eigenes Stück Land in der Heimat zu verdienen.

"Christoph Kolumbus setzte dem [Zuckerrohranbau] (ohne Absicht) ein Ende, als er Zuckerrohr-Setzlinge nach Amerika mitnahm. Auf Puerto Rico und Kuba wuchsen die Pflanzen noch besser, zudem war der Anbau wegen der größeren Wasser-Reserven [und auch wegen der Sklaven/Anm.d.Verf.] billiger."
(GRONAU/PLOSSMANN/1988/S.15)

Beim zweiten Auswanderungsschub am Ende der Cochenilleproduktion (um 1870) nach Venezuela waren die kanarischen Bauern sogar außerordentlich erwünscht.

"Als Bauern waren sie zu Hause gewöhnt, auf kleinen steinigten Grundstücken hohe Erträge zu erwirtschaften, und so fiel ihnen die Bestellung der venezolanischen Lehm- und Lößböden leicht. Die Gebirgung gab ihnen das Land kostenlos."
(AGUIAR/1984/S.49)

Anfangs arbeiteten die Männer tageweise in den Tiefenzonen, später saisonweise in Kuba und dann in Venezuela - nicht nur die räumliche- sondern auch die zeitliche Distanz zu ihrer Heimat wurde immer größer. In beiden Fällen blieben die Frauen alleine zurück und mußten ihr Leben ohne die Männer organisieren.

"Die Lebensverhältnisse der unteren Volksklassen, also der landwirtschaftlichen Arbeiter auf den Majoratsbesitzen, wie auch der kleinen selbständigen Besitzer, hauptsächlich der Mittelzone, waren ziemlich schlecht. Dies beweist sowohl die starke Binnen-, als auch die starke Auswanderung in die Neue Welt von Seiten dieser Bevölkerungsschicht."
(MATZNETTER/1958/S.99)

"Der Mann ging nach Kuba, nach Venezuela, ...auf der Suche nach Arbeit. In der wirtschaftlichen Situation der Kanaren, die oft schlimm genug war, vereinte sich in der Frau die Rolle von Vater und Mutter: ...für den Unterhalt sorgen, vorübergehend - oder ihr ganzes Leben lang, wenn der Mann an einer schokoladenbraunen karibin hängenblieb oder seine Haut im Zuckerrohrfeld ließ. Selbst wenn ersteres geschah, dann übernahm sie die Rolle der Witwe. Normalerweise ist... [sie] die Frau lediglich eines einzigen Mannes."
(FERNANDEZ/1985/S.60)

Die tinerfenische Frau dieser Gegend ist vielleicht zu vergleichen mit den Wikingerfrauen oder mit den Frauen aus Lesotho/Südafrika: Um das nötige Geld zu verdienen, gehen die Männer aus Lesotho seit etwa 100 Jahren in den Nachbarstaat Südafrika, um in den Goldminen zu arbeiten. Ihre traditionellen Berufe -Schafhirten, was ebenfalls eine große Ähnlichkeit mit den Ziegenherden der Mittelzonen-Tinerfeños hat- gaben die Männer aus Lesotho auf. Damit ging ein stetiges Aufbrechen der Traditionen einher. Diese Veränderungen gehen von der Kleidung, die "zivilisiert" wurde, über die Nahrung, die sich von traditionellen Maisgerichten, wildem Spinat, Fleisch und Früchten zu den von Weißen gekauften Lebensmitteln wandelte bishin zur Sozialstruktur, die sich völlig verändert hat.

Frauen müssen neben ihrer Arbeit auch noch die Arbeit der Männer übernehmen und, wenn das Geld ausbleibt oder der Mann ein zweites mal heiratet und nicht zurückkommt, zusätzlich arbeiten gehen, um den Lebensunterhalt zu verdienen.

"Wir leben ohne Männer. Damit müssen wir fertig werden. Viele Schwierigkeiten kommen daher, daß unsere Männer woanders leben. Sie sind das ganze Jahr über in den Minen Südafrikas. Wenn sie alle zwei Jahre zu uns nachhause kommen, bleiben sie höchstens zwei Monate. Eigentlich wohnen sie nicht mehr hier. Sie sind nur noch Besucher. Sie kommen für ein oder zwei Monate und müssen dann wieder zurück. Ihr richtiges Zuhause ist Südafrika und nicht mehr Lesotho."

(MATSEPANG NYAKANA/Programmheft zu den 7. Kasseler Dokumentarfilmtagen 1990/S.7)

DIE LANDSCHAFT ODER: WIE KÖNNEN GERADE WEGE ZUM LABYRINTH WERDEN?

Vom Platz vor der alten Kapelle aus will ich beim nächsten Spaziergang geradeaus weiter in die Felder gehen. Vom Dorf her kommt ein oranges Maschinchen angefahren. Es sieht aus wie eine große Fräse mit einem darangehängten Anhänger.

"Auf dem Bock" sitzt der Fahrer, daneben seine Frau und hinten, hinter Kisten voller kleiner Kartoffeln, sitzen zwei Knaben und passen auf, daß nichts herunterfällt. Als das "Spektakel" vorüber ist, überquere ich die Straße und mache mich auf in die Felder. Der Weg ist auch hier noch gepflastert und es hat sich, ebenso wie weiter unten, ein schmaler Fußpfad gebildet. Er ist zu beiden Seiten üppig bewachsen.

Hier steht massenhaft der "Ziegenfußsauerklee", der ein aus Südafrika eingewandertes, lästiges Unkraut ist, wenn gleich er die Landschaft in leuchtendem Gelb vorteilhaft ziert.

"Gefürchtete, kostspielige Acker- und Plantagenunkräuter sind ein südafrikanischer Sauerklee (*Oxalis pes-caprae*... *Oxalis* («trebolina») wächst flächig, Felder und Hänge feuchterer, kühlerer Lagen völlig bedeckend; diese gelbblühende, sich durch Bulben fortpflanzende Art ist ein Winter- und Frühjahrskraut, welches im Sommer und Herbst dann auch verschwunden scheint."

(KUNKEL/1987/S.51)

Die Eingänge zu den Feldern liegen immer an der Stelle, an der der Höhenunterschied zwischen dem Weg und dem Acker am geringsten ist. Wenn der Übergang trotzdem nicht passend ist, der Acker also immer noch höher oder tiefer liegt, sind mit der Hacke einfache Stufen in den Hang gehauen, so daß der Absatz zu Fuß leicht überwunden werden kann.

Der Weg führt vorbei an einem Feld mit etwa 30 cm hoch stehender junger Gerste. Am Feldeingang sind kleinere Flächen davon gemäht, offenbar als Futter für das Vieh.

Weiter oben wird der Weg enger und ist ganz zugewachsen vom gelbblühenden Stechginster (*Ulex europaeus*). Er ist ebenfalls nicht ursprünglich von der Insel, wahrscheinlich hat er hier nicht den großen Konkurrenzdruck und kann sich deshalb so ausbreiten. Eine alte Señora steht zwischen den

Sträuchern und schneidet mit Handschuhen und größter Vorsicht einzelne Zweige ab - der Ginster hat statt Blätter Stacheln. Welches Tier mag denn solch stachelige Pflanzenteile? Der Esel, sagt sie, bekomme es daheim kleingehackt und werde es schon fressen.

Vielleicht um sie nicht weiter zu stören, vielleicht aber auch aus purer Neugier gehe ich den geraden Weg nicht weiter, sondern biege ab auf einen brachliegenden Acker. Hier wächst Adlerfarn und darunter wieder massenhaft Sauerklee. Ich laufe über das Feld und gerate an das nächste, was etwas unterhalb liegt und mit einer Trockenmauer abgestützt ist.

Auch hier wird im Moment nichts angebaut, die weißblühenden Ginster an den Mauerkanten sind schon fast Bäume, sicher sind sie seit einiger Zeit nicht mehr geschnitten worden. Am Ende des Feldes geht es einige Meter tief hinab in eine kleine Schlucht, in der wilde Lorbeerbäume (*Laurus azòrica*) stehen.

Hier geht es nicht weiter! Auf diese Weise stoße ich jedoch auf eine kleine Gruppe von Mandelbäumen. Anfangs dachte ich, sie wären wild und niemand würde sich um sie kümmern, was sich jedoch im letzten Herbst als Trugschluss herausstellte.

STREUOBST

Zur Zeit der Mandelreife wollten wir, mit dem Auto von einer Ausflugsfahrt zurückkehrend, Mandeln von den vermeintlich wilden Bäumen pflücken. Die waren aber alle schon geerntet und unter jedem dieser abgeernteten Mandelbäumchen lag, sorgsam mit einem Halm zusammengebunden, ein Büschel ausgerissenes Gras. Zwar standen die Bäume dort nicht in Reih und Glied, sodaß auf den ersten Blick diese sorgfältige Nutzung nicht zu vermuten war, doch täuschen hier offenbar deutsche Vorstellungen von Ordentlichkeit. Ebenso verhält es sich mit den Kastanien die noch weiter oben, im ehemaligen Lorbeerwaldgebiet, in ebensowenig regelmäßigen Hainen stehen.

"So finden wir Kastanienwälder (*Castanea sativa*) in ehemaligen Lorbeerwaldgebieten, und Parkwälder mit Mandelbäumen (*amygdalus communis*) in Arealen früherer Ginsterbusch-Dominanz." (KUNKEL/1987/S.45/46)

Unter jedem Baum werden die Früchte aufgelesen, sogar das Leserecht scheint kein Allgemeingut zu sein. Verblüffend auch, daß es -sowohl unter den Mandel- als auch unter den Kastanienbäumen- nicht den üppigen Unkrautaufwuchs gibt, wie er sich in Deutschland unter Obstbäumen findet, bei denen die Früchte nicht mehr geerntet werden. Gut: Der Boden ist hier viel felsiger und offenbar auch viel magerer als bei uns, wo unter diesen zusammenbrechenden Bäumen an den Ackerrändern meistens der Giersch und die Brennessel wuchern. Der Aufwuchs unter den Mandelbäumen sieht aus, als würde er regelmäßig abgefressen. Es muß wohl auch, trotz der augenfälligen Spärlichkeit, so sein, daß sowohl die Mandel- als auch die Kastanienhaine im Bereich unter der "cumbre" von Ziegen beweidet werden.

"Die Hochstämme im extensiven Obstanbau wurden nie besonders gedüngt. ...Bei Beweidung erfolgte die Düngung unwillkürlich durch den anfallenden Kot der Weidetiere, ...Die hochstämmigen Obstbäume waren durch das weitreichende und tiefgehende Wurzelsystem der Sämlingsunterlage auf zusätzliche Nährstoffzufuhr nicht so stark angewiesen..."
(HEIMEN et.al/1989/S.50)

Es besteht also ein direkter Zusammenhang zwischen dem Ertrag der Mandel- und Kastanienhaine und der Beweidung durch die hier nur noch selten anzutreffenden Ziegenherden: Die Bäume lösen mit ihrem tiefreichenden Wurzelsystem die Nährstoffe aus den Bodenschichten heraus und die im Herbst abfallenden Blätter liefern zusammen mit dem Ziegenkot den Dung für den Aufwuchs, das Ziegenfutter.

Bisher sah ich Ziegen allerdings nur im Süden als Herden herumziehen, was möglicherweise an der waldlosen und damit auch übersichtlicheren Landschaft des Südens liegen mag. Im Dorf jedoch kettet man sie einzeln an einen Baum oder Strauch und läßt sie so kleinere Flächen abweiden.

VERIRRT!

Da es nicht weitergeht, muß ich also, wenn ich nicht springen will, über die zwei Felder auf den Hauptweg zurück und von da aus weiter gehen.

Auf meinem Rückweg finde ich noch zwei weitere schmale Trampelpfade, die zwar zu anderen Feldern führen, irgendwann aber auch abrupt aufhören. Beim dritten Trampelpfad, auf den ich stoße, gibt es eine weitere Abzweigung, und schneller, als ich dachte, hab' ich mich auf den so wohlgeordneten Feldern verlaufen.

Die Organisation der einzelnen Kategorien von Feldwegen in der Gegend muß eine unmittelbare Bedeutung für die Bewirtschaftung haben. Auch scheint sie schon lange zu funktionieren. Sie zu kennen ist zum Zurechtfinden offenbar sehr wichtig.

Zurück am gelben Stechginster laufe ich wieder streng geradeaus nach oben, obwohl der Weg sich ständig verengt und z.T. fast ganz von den dornigen Zweigen überwachsen wird. Die Felder sind jetzt fast ausnahmslos von Brombeeren und Adlerfarn überwuchert und nur gelegentlich tun sich an den Eingängen noch kleine Grasflächen mit Stichwegen auf, die zu Ginstersträuchern führen -eine Art Restnutzung des weißen Ginster. Die Felder hier werden wohl nicht mehr bewirtschaftet.

Plötzlich wird der Weg wieder breiter, fast zwei Meter, und die Felder sind wieder in Ordnung, die Ginster in Reih und Glied. Zu beiden Seiten des Weges liegen hier frisch hergerichtete oder schon mit Kartoffeln bepflanzte Felder. Auf einem sind in den letzten Tagen Kartoffeln ausgemacht worden.

Die Strünke liegen noch an den Kühlen und an jedem Wurzelstock eine einzige kleine Kartoffel obendrauf. Rätselhaft: Sollen das die Saatkartoffeln sein oder ein kleines Dankeschön an Mutter Natur, die so reiche Erträge lieferte?

Die Antwort von Doña Maria auf diese Frage ernüchtert mich aber sehr bald: Diese kleine, sich noch relativ fest anfühlende Kartoffel, ist nichts weiter als die sogenannte "madre", die Mutter oder Pflanzkartoffel!

AN DER GRENZE

Der Weg kreuzt jetzt einen anderen, der parallel zum Hang verläuft. Er ist breit und mit grobem Schotter bedeckt. Ich gehe trotzdem weiter nach oben und stelle zu meinem Erstaunen fest, daß es plötzlich nicht mehr weitergeht. Es ginge schon, aber der Weg wird an einer neuen Terrassenkante nicht mehr nur sehr schmal, sondern er ist vollkommen zugewachsen und auch auf dem Boden sind keine Spuren von kürzlicher Nutzung zu bemerken. Da ich mich aber nur auf den Wegen aufhalten will, die auch von den Leuten benutzt werden, hört für mich hier der Weg auf.

Die Felder hier oben sind aber nicht brachgefallen, sondern es stecken an den Ecken und auch am Rand Holzstäbe in der Erde, an denen Plastikstücke hängen. Offenbar ein Hinweis darauf, daß hier jemand im Begriff ist, etwas zu tun! Um weiterzukommen, muß ich mich also erneut, und nicht ganz freiwillig, auf das Labyrinth einlassen. Ich gehe auf dem hangparallelen Weg nach links, über den frisch abgeernteten Kartoffelacker, vorbei an einem voll mit Früchten behangenen Orangenbaum, einigen Lorbeer-, Apfel- und Birnbäumen, bis ich an einen kleinen «barranco» (Schlucht) komme.

ABGEFACKELTE FELDER

Jetzt stehe ich am «gordo», dem "Roten Berg" und mir wird deutlich, warum er im Abendlicht so rot leuchtet: Hier gibt es keine Trockenmauern und die rötliche Erde liegt, weil die Felder brandgerodet wurden, bloß zutage. Hier ist der gesamte Aufwuchs in den letzten Tagen abgebrannt worden und auch die an den Terrassenkanten abgeschnittenen und auf den Feldern ausgebreiteten Farne und abgeschnittenen Brombeerranken sind mitverbrannt, sodaß der Boden nur noch gepflügt und bestellt werden muß. Der Ginster steht hier in engen, gut gepflegten Reihen und hat, das wird mir jetzt deutlich, eine doppelte Funktion: Zum einen halten die Wurzeln den Hang und schützen so die Felder vor Erosion, zum andern der schon angesprochene Windschutz. Diese Ginsterart ist erstaunlich resistent gegen dir hier übliche Brandrodung. Bei genauem Hinsehen konnte ich auf schon etwas länger abgeackelten Feldern beobachten, daß der Ginster schon wieder austreibt. Durch diese Besonderheit eignet sich die Pflanze hervorragend als Feld-einfassung.

Weiter nach oben geht es auch hier nicht, nur auf einem ebenfalls schmalen Trampelpfad nach unten.

Neben dem Barranco führt der Weg jetzt hinunter. Hatte dieser bisher eine Breite von einigen Metern, so wird er plötzlich gefaßt und in einen schmalen Kanal umgeleitet. Der Barranco wird hier so breit, daß noch ein ganzes Kartoffelfeld hineinpaßt.

Damit der Regen das Feld nicht überschwemmt, hat man den Barranco gefaßt und seitlich neben dem Feld vorbeigeleitet.

SONNENSCHUTZ

Die Kartoffelblätter sind mit einem weißen Pulver bestäubt. Eine Krankheit kann es eigentlich nicht sein, denn die Pflanzen sind sehr schön gewachsen und auch die Blüten sind ohne Fehler.

Es ist Schwefel, der, wie ich später erfahre, die Feuchtigkeit bindet, damit die Pflanzen keine Verbrennungen erleiden dadurch, daß die Tautropfen in der Sonne wie Brenngläser wirken.

"Der Gegensatz von Feuchtigkeit und Sonnenstrahlung ist hier so stark, daß die Kartoffelfelder ...in der Morgensonne buchstäblich dampfen."

(MEYER/1896/S.169)

Auf der anderen Seite des Weges liegt noch ein kleiner Barranco, der aber offenbar kein Wasser mehr führt, denn er hört irgendwann einfach auf und ist auch schon stark zugewachsen. Möglicherweise war er ein natürlicher Seitenarm des großen Barrancos und er wurde mit dessen Kanalisation überflüssig. Er öffnet sich bald, wird breiter und ich stoße auf die Hauptstraße, die, durch einen Weiler führend, in die Landstraße mündet, die diesen Teil von La Vega für Motorfahrzeuge erschließt.

ORGANISATION DER FELDWEGE

Die Organisation der Feldwege ist jetzt klar: Mehrere nebeneinander liegende Felder sind so miteinander verschachtelt, daß man immer von einem Hauptweg aus hinkommen kann.

Es führt ungefähr neben jedem fünften oder sechsten Feld ein Weg geradewegs nach oben.

Warum der Weg aber plötzlich breiter wird, dann in einen parallelen Weg kreuzt und schließlich ganz aufhört oder besser: nicht mehr benutzt wird, müssen die nächsten Spaziergänge zeigen.

DIE JAGD

Es ist Sonntag, und es bellt und schreit und knallt! Anfangs bin ich etwas ungläubig, aber es wird doch immer deutlicher: hier wird gejagt. Auf den Feldern laufen Männer mit ihren Hunden und Gewehren herum und versuchen erfolgreich, die hier so beliebten Kaninchen zu schießen.

"Alle anderen jetzt hier vorkommenden Säugetiere sind als Begleiter des Menschen nach den Inseln gekommen, teils als Haustiere, teils als Jagdtiere. Von den letzteren lebt aber auf Tenerife nur noch das wilde Kaninchen..., während die von den normännischen Grundherren eingeführten Hirsche ausgerottet sind."

(MEYER/1896/S.30)

Nur an Sonntagen ist die Jagd auf Kaninchen und Wildenten frei.
 (vgl. hierzu Rother/ohne Jahresang./S.63)
 "Das Kaninchen-Problem der Kanarischen Inseln ist noch mehr
 «humaner» Natur, bedingt durch den Jagdeifer ihrer Bewohner."
 (KUNKEL/1987/S.52)

Mit einiger Sorge, daß man mich mit einem Kaninchen verwechseln könnte, gehe ich durch La Vega. Da kommen mir auch schon zwei Männer entgegen, von denen einer drei «Erfolgstreffer» am Gürtel hängen hat. Möglicherweise konnte wirklich nur durch den Jagdeifer der Leute hier eine Kaninchenepidemie verhindert werden, und, da nur sonntags geschossen werden darf, hält sich die Lärmbelästigung in Grenzen.

Diesmal nehme ich einen Weg nach oben, der ganz am Dorfrand liegt. Bald habe ich die letzten Häuser hinter mir gelassen und höre außer dem Vogelgezwitscher nur einen Mann auf seinem Feld lauthals bei der Arbeit singen. Nicht alle sind also beim Jagen! Verblüffend, wie offenbar durch die Terrassen und die Lage des Dorfes in einer Mulde jeder Ton so gut weitergeleitet wird, daß ich hier, in mehr als hundert Meter Entfernung, die Leute auf ihren Dachterrassen miteinander lachen höre.

Ich treffe auf viele Amseln, die, nicht wie bei uns als Kulturfolger in die menschlichen Siedlungen eingewandert sind. Sie sind sehr scheu und flüchten mit lautem Amselgeschrei sehr schnell.

Unterwegs waren viele Leute auf ihren Feldern, die Tradition der Sonntagsarbeit scheint hier weit verbreitet, d.h. entweder gibt es hier die Tradition nicht, daß der Sonntag als heilig gilt, was ich aufgrund der überwiegend katholischen Prägung nicht annehme, oder die Leute haben während der Woche nicht genügend Zeit für die Feldarbeit. Letzteres erscheint mir wahrscheinlicher.

VERLASSENE GEHÖFTE UND DIE ORGANISIERTE RESTNUTZUNG

Sobald ich die Häuser hinter mir gelassen habe, sind die Felder auch schon nicht mehr bewirtschaftet. Die Opuntien stehen zum Teil mittendrin und auch der Ulex hat sich hier schon gewaltig ausgebreitet. Natürlich auch der Oxalis, der jetzt, wo die Sonne scheint, schwefelgelbe Polster bildet.

Es führen auch keine Trampelpfade mehr seitlich ab, nur, weiter oben, da, wo auch mehrere Kastanienbäume stehen, gibt es wieder welche. Unter dem Laub ist keine einzige Kastanie zu finden und es gibt neben Ginster und Farn keine Kastanienkeimlinge.

Sie werden sicher alle aufgesammelt, ganz aufgegeben ist also auch diese Gegend nicht.

Hier stehen in Rufweite drei verlassene Häuser. Es sind immer mehrere aus Lavasteinen gemauerte Ein-Zimmer-Häuschen mit rohen Deckenbalken und z.T. noch erhaltenen Ziegeln. Umgeben sind sie von einer hohen Mauer aus den gleichen Steinen, die nur einen Durchgang hat, an dem früher einmal ein Holztor befestigt war. Diese Siedlungen sind genau so aufgebaut wie die tiefer liegenden, im alten Teil von La Vega.

Die Grasflächen vor und hinter diesen verfallenden Häusern sind fast ganz von Opuntien und Aloe (*Aloe férox*) überwachsen, nur ein einziger Kastanienbaum steht hinter einem Haus, auch unter ihm keine Früchte. Der Platz davor sieht fast aus wie die Rasenfläche hinter hiesigen Einfamilienhäusern, so gleichmäßig und frei von Aufwuchs ist er. Da entdecke ich relativ frischen Mist von größeren Tieren! Der «mulo» wird hier wohl abgestellt, wenn seine Besitzerin in der Nähe etwas zu arbeiten hat. Dann sind auch die schon vorher beobachteten kleinen Rasenflächen bei den Feldeingängen Weiden. Sie bieten ja auch große Vorteile -die Tiere können nicht weit ausreißen, während die «doña» oder der «caballero» in der Nähe arbeiten, -eine Restnutzung der alten Gehöfte!

Dann wieder das gleiche wie beim vorherigen Spaziergang: der Weg wird ganz schmal und von Ulex fast ganz zugewachsen, vereinzelt aber noch benutzt. Nach einer Weile wird er aber wieder breiter und ist geschottert. Hier werden, genau wie vorher, Brombeeren gerodet und verbrannt. Wo der steil nach oben führende Weg den hangparallelen kreuzt, gehe ich auf einem Trampelpfad weiter nach oben und gerate bald in einen Kastanienwald mit uralten Bäumen. Schalen von Kastanien liegen auf dem Boden aber keine einzige Frucht von eßbarer Qualität. Plötzlich scheint es auch hier nicht mehr weiterzugehen; der Trampelpfad ist zugewachsen, doch ein ganz schmaler Weg ist noch vorhanden. Also weiter.

DIE HÖHENGRENZE DER FÜR DEN ANBAU ERSCHLOSSENEN LANDSCHAFT

Bald komme ich -das Terrain ist nicht mehr so steil und der Weg schlängelt sich- an einem verlassenem Haus vorbei und stehe zu meiner Überraschung gleich neben einem kleinen intakten Haus mit einer gesicherten Haustür. Von ihr führt ein Kiesweg zum Weg zurück, den ich offenbar irgendwo verloren hatte. Links und rechts des Gartenweges stehen ein Orangen- und ein Zitronenbaum. In dieser Höhe -ich bin sicher schon weit über 1000 m hoch- erstaunt mich das ein wenig.

Noch weiter oben verzweigt sich der Weg sehr oft und ich verlaufe mich.

Da es anfängt zu regnen, stelle ich mich in einem weiteren verlassenem Haus unter, bis ich Schritte höre. Ein alter Mann kommt hinter seinem «mulo» den Berg herunter. Bekleidet ist er mit einer «manta», der traditionellen tinerfesischen Decke. Sie ist aus weißer Wolle gewebt und an beiden Enden lediglich mit einem dünnen blauen Streifen verziert. Durch ein eingezogenes Band kann sie am Hals zusammengezogen werden. So wird aus der quadratischen Decke ein Umhang, der Wind und Regen einigermaßen abhält.

Ich folge den beiden ein Stück, und kurz hinter der Kurve, wo das bewohnte Haus mit dem Garten sichtbar wird, fängt der Esel an, hastig zu laufen, er kennt sich also aus. Und wirklich: Der alte Mann wohnt hier in dem Haus, das nur zu Fuß erreichbar ist.

Der Pfad führt mich wieder zurück, bis ich an die Stelle komme, an der er den breiteren Schotterweg kreuzt. Parallel zum Hang setze ich meinen Weg fort und folge der Straße, die in weit geschwungenen Serpentinaen weiter nach oben führt. Die Äcker sind alle gut gepflegt oder liegen nicht länger als zwei Jahre brach. Plötzlich kommt mir ein Jeep entgegen! Damit werden viele Ungereimtheiten deutlicher:

GEMARKUNGSGRENZE UND INTENSIVIERUNG IN DER LANDWIRTSCHAFT

Die gut bewirtschafteten Äcker nach der offensichtlichen Gemarkungsgrenze gehören nicht mehr zu La Vega, sondern zum weiter oben gelegenen "Cruz de Camino". Von dort aus werden sie auch bewirtschaftet und zwar recht modern mit geländegängigen Autos und den "Universalmaschinen". Um diese Bearbeitung zu ermöglichen, hat man offenbar das Wegesystem geändert und weniger steile, in Serpentinaen angelegte breitere Schotterwege angelegt.

Die direkt nach oben führenden Feldwege entfernte man bei dieser Arbeit, soweit sie gepflastert waren, bzw. man ließ sie einfach zuwachsen. Es wurde also durch die Intensivierung in der Landwirtschaft eine neue, künstliche Gemarkungsgrenze hergestellt. Fast möchte ich von Flurbereinigung sprechen, da deren Phänomene jetzt auftreten:

VERSCHLOSSENE LANDSCHAFT

Die einfache Organisation der Feldwege, wie sie weiter unten noch sichtbar ist, wurde zugunsten des Hapterschließungsweges aufgegeben. Direkt auf- bzw. abwärts führende Wege enden im Nichts; manchmal gelangt man über Seitenwege weiter, manchmal auch nicht => eine eindeutige Organisation ist nicht mehr erkennbar.

Zwar führt der Hauptweg immer noch nach oben, aber durch die Serpentinaen in einer sehr viel längeren Strecke, bei der die vielen Seitenwege zum Abkürzen reizen. Gerade das aber ist nicht möglich, ich habe mich bei jedem meiner Versuche verirrt und mußte wieder umkehren.

Die Landschaft der Terrassenfelder mit den einzelnen, steil nach oben führenden Wegen erschließt sich mir, wenn ich erst den Anfang gefunden und das Ordnungsschema verstanden habe, relativ einfach. Halte ich mich an diese Ordnung, kann ich mich auch nicht verlaufen. Während diese Landschaft also relativ einfach erschlossen werden kann, wird dies bei der anderen durch den neu angelegten Weg verhindert, die Landschaft wird sozusagen verschlossen!

INNERHALB DER KIEFERNWALDZONE

Der Schotterweg führt durch ein Wäldchen aus kanarischen Kiefern (*Pinus canariensis*), darunter stehen Gebüsch von Baumheide (*Erica arborea*) und dem gelben Stechginster (*Ulex europaeus*). Auch Lorbeerbäume gibt es. An lichten Stellen wächst wilde Petersilie in Massen und ganz selten gibt es auch kleine wilde Narzissen, die bald blühen werden. Sie verströmen dann einen sehr intensiven, süßen Duft.

Das Gelände wird flacher, fast eben und der Schotterweg

stößt in der Kurve auf eine schmale geteerte Straße. Die laufe ich weiter geradeaus und sehe schon die ersten Häuser von "Las Abiertas" bzw. "Cruz de Camino", was etwas tiefer liegt.

"LAS ABIERTAS"

Hinter mir laufen auf der asphaltierten Straße zwei Männer mit ihren «mulos» und vor mir wird von einem dritten Tier gerade das Grünfutter abgeladen. Vollkommen überraschend finden sich hier einige Häuser, die genauso schwarz-weiß-gepunktet verputzt sind wie viel tiefer in La Vega. Die meisten sind aber rohe Hohlblockbauten ohne Wandverkleidung oder mit weißem Kalkanstrich. Hier gibt es an der Straße weder alte zerfallene Gehöfte, noch reich verzierte zweistöckige Gebäude, wie sie in La Vega vorkommen. Die Häuser sind alle eingeschossig mit ebenerdigem Eingang und haben eine «azotea». Sie sind sicher nicht sehr alt, viele sind auch noch im Rohbau bzw. es wird an ihnen gearbeitet. Auch hier arbeitet man sonntags, zumindest am eigenen Haus und in Nachbarschaftshilfe.

Weiter geradeaus liegen seitlich des Weges dickere Stahlrohre, in denen Wasser rauscht. Der Weg, hier ist er ja schon eine Straße, führt wieder in einen Wald und nachdem ich ihn verlassen habe, gelange ich direkt zur "fuente de La Vega" (Quelle von La Vega).

Weil das mit der Organisation des Wassers hier eine etwas eigene Sache ist, gehört die Quelle zu La Vega und nicht zu Las Abiertas, was verständlicher wäre.

Viele Leute aus La Vega fahren auf der Straße über die Dörfer sonntags hier herauf, um sich ihre Plastikkanister mit Trinkwasser zu füllen. Gleich neben den Hählen ist separat ein großes Becken aus Beton gemauert, in dem die Frauen heute am Sonntag Wäsche waschen. Das scheint kein Zufall zu sein, denn daneben türmt sich ein Berg von leeren Waschmittelflaschen. Ein Abzweig der Quelle ist an dieses Betonbassin angeschlossen, so daß immer frisches Wasser zuläuft. Das verbrauchte läuft über und in die tiefer liegende Senke. Hier wächst Brunnenkresse in unglaublichen Massen. Sie hat fast alle anderen Pflanzen verdrängt. Als ich mich umwende, sehe ich in einem Hinterhof zum erstenmal eine Frau in der tinerfenischen Festtagstracht, wie sie sonst nur auf Postkarten zu bewundern sind. Einen Unterschied zwischen Sonntag und Werktag gibt es also doch.

ARBEITSMIGRATION

Bei der Rückkehr kommt mir auf dem Schotterweg, d.h. noch nicht in der Gemarkung von La Vega, ein Ehepaar mit Sohn entgegen. Der Mann hat eine Hacke geschultert - offenbar wollen sie einen Kartoffelacker vorbereiten. Sie erzählen mir, soweit ich sie richtig verstehe, daß die Schotterwege für die "yiis" (Jeeps), die Geländewagen angelegt wurden und daß intensiv auch nur die Felder in deren Ein-

zugsbereich bewirtschaftet würden. Weiter unten, in der Gemarkung von La Vega, seien viele alte Leute nicht mehr in der Lage, die Felder weiter zu bewirtschaften, die Jüngeren aber arbeiteten im Süden, wo es in den Neubauviertel der Touristengebiete oder auf den Tomatenfeldern viel Arbeit gäbe. Auf meine Frage, ob die Leute von "Cruz de Camino" nicht auch im Süden arbeiten, meinte die Frau, daß viele von ihnen das wegen des Geldes auch tun würden, aber es seien immer noch genügend Leute da, die die Felder bestellen und auch davon leben können.

DIE BEWIRTSCHAFTUNGSZONEN

Über die Landschaft, die ungefähr auf der Höhe von La Vega liegt (ca. 630 - 700 m ü.NN), läßt sich zusammenfassend sagen, daß hier hauptsächlich Kartoffeln, Gerste, Bohnen und etwas Mais angebaut werden, und zwar auf terrassierten, mit Trockenmauern abgestützten Feldern. Die noch bewirtschafteten Äcker sind mit lockeren Ginsterhecken bepflanzt, die den Hang zusätzlich befestigen, als Windschutz und als Futter- und Streulieferant dienen. Wenn diese Felder bewässert werden, so nur im Sommer aus «depositos», in denen während der feuchten, regenreichen Jahreszeit Niederschlagswasser gesammelt wird. Die Bewässerungsleitungen müssen dann auch zu jedem Feld kurzfristig verlegt werden, denn fest installierte Bewässerungsanlagen zu den einzelnen Feldern gibt es keine.

"Abseits von den Feldern stehen große runde [heute auch eckige Anm. d. Verf.], gemauerte Wassertanks (estanques), zu denen vom Gebirge her offene gemauerte Wasserleitungen (Tarjeas)[heute Stahlrohre, Anm. d. Verf.] in langen Windungen herabführen. Ohne die Tanks, die wie runde Bastionen die menschlichen Kulturstätten zu schützen scheinen, würden die Gewächse die trockenen Sommermonate nicht überdauern können."
(MEYER/1896/S.60)

Die Gegend oberhalb davon (etwa 700 - 900 m ü.NN) ist eine ausgesprochene Brachegegend mit keiner bzw. rein extensiver Nutzung. Ursprünglich so aufgebaut wie auch die tieferliegende werden hier offensichtlich nur Mandel- und Kastanienbäume genutzt, soweit sie noch vorhanden sind. Auf den Terrassenkanten angepflanzte Ginstersträucher sind z.T. durchgewachsen und haben sich teilweise in die Felder ausgebreitet, vorhandene Trockenmauern sind abgetragen und wahrscheinlich an anderer Stelle für neue Stützmauern verwendet worden; ehemalige Verbindungswege sind selten und oft nicht mehr oder nur sehr schwer passierbar - offenbar die Gemarkungsgrenze zwischen La Vega und Cruz de Camino.

Oberhalb davon (ca 900 - 1200 m ü.NN) liegt die Gegend des reinen Trockenfeldbaus, d.h. es gibt keine Wasserspeicher und auch keine Trockenmauern. Die Ginsterhecken sind sehr dicht gepflanzt und auch gut gepflegt. Durch kurze Brachezeiten (nicht länger als zwei bis drei Jahre) kann sich der Boden erholen (Dreifelderwirtschaft), bis er durch Brandrodung wieder in Kultur genommen wird. Es sind neue, befahrbare Wege angelegt, die weniger steil in Serpentina den Berg hinauf führen. Die intensivere Bewirtschaftungsart ergibt sich daraus, daß mit Geländewagen und Ladeflächen oder Viertaktmaschinen mit Kardanwelle für Fräsen etc. die Felder im Familienbetrieb (Mann und Frau oder Vater, Mutter und Sohn) versorgt werden.

Daß in dieser Gegend die Felder nicht bewässert werden und doch intensiver bewirtschaftet werden, als die tiefer gelegenen und darüber hinaus nicht mit Trockenmauern abgestützt wurden, erkläre ich mir dadurch, daß in dieser Höhenlage regelmäßig und dauerhaft Passatwolken hängen.

Diese Wolken regnen hier nicht ab, wodurch der Boden auch nicht in dem Maße erodiert, wie auf den terrassierten Feldern und sorgen darüber hinaus dafür, daß der Boden immer gleichmäßig durchfeuchtet bleibt, wodurch Bewässerungsanlagen entfallen.

STRASSENBAU

Mitte März, also fast zwei Monate später mache ich mich auf den Weg, um die Entwicklung dessen, was ich bisher gesehen habe, zu beobachten. Ich gehe den alten Weg nach oben, vorbei am Haus von Doña Candelaria, kreuze die Landstraße und gehe über den Platz, vorbei an der alten Kirche hinauf in die Terrassenfelder. Die Gerste wurde mittlerweile ganz gemäht und stattdessen hat man Kartoffeln gesät, die schon durchtreiben.

Der Weg wird auch wieder enger, so daß ich kaum durchkomme, weil die Stacheln des Ulex sich in meinem Pullover verfangen.

Plötzlich: Der Bewuchs am Wegrand ist verschwunden, auf der ganzen gepflasterten Wegbreite abgeschnitten!

Weitergehend höre ich bald, daß vor mir auf dem Weg jemand die Sträucher schneidet. Schon gleich stoße ich auf einen Mann, der mit einer «machete» gerade dabei ist, den Weg zu säubern. Vor ihm ist noch alles zugewachsen. Auf meine Frage, ob das alles für die Tiere sei, murmelt er etwas, was ich nicht verstehe, also gehe ich an ihm vorbei und schlage mich durch das Gebüsch voran. Nach einiger Zeit habe ich mich zu dem neu angelegten vermeintlichen Feldweg vorangearbeitet und habe dann erst einen freien Blick auf das, was hier geschieht:

Quer durch die Terrassenlandschaft wird eine etwa 5 m breite Schneise gebaggert, die offensichtlich das Bett für eine (so naiv bin ich in diesem Augenblick noch) Verlängerung des Feldweges ergibt. Diese Schneise ist so plötzlich und auch rücksichtslos in den Hang gehauen, was an den angeknabberten Kartoffeläckern zu sehen ist, bei denen am Rand die Kartoffelpflanzen herunterbaumeln. Ich laufe nach links, weil ich Stimmen höre. Zwei Männer unterhalten sich, während der eine sich am Theodoliten zu schaffen macht. In einiger Entfernung steht ein dritter Mann im Gebüsch und hält den Spiegel, mit dessen Hilfe der Mensch am Theodoliten diese Stelle erfassen kann. Zwar mit einer Ahnung, aber immer noch naiv frage ich ihn, ob hier ein neuer Feldweg für die Bauern entsteht. "Para todo el mundo" (für alle Welt) sei diese "carretera" (Landstraße) gibt er mir zur Antwort. Ich frage nur: "carretera"? Ja, hier entsteht das Verbindungsstück zwischen Las Abiertas und La Vega. Da ist es heraus: Der vermeintliche Feldweg zur Intensivierung in der Landwirtschaft stellt nur die vorläufige Unterkonstruk-

tion dar für die neue Autostraße und der Mensch, der in der Brachlandschaft "für Ordnung" gesorgt hat, bereitet das Terrain für den Bagger, der hier dann auch bald anrücken wird.

Im Moment, als mir das klar wird, beschleunige ich meine Schritte, denn mir kommt plötzlich ein Verdacht. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die feudalen Häuser am obersten Rand von La Vega doch nicht so deplaziert liegen? Sind sie nicht vielleicht... da erreiche ich den letzten zerschnittenen Acker, der mir den Blick auf das Dorf versperrt hatte und wirklich, es ist so: Die neue Straße wird genau in Höhe des "Neubau-Villenviertels" auf das Dorf treffen. Auf diese Weise entsteht eine Umgehungsstraße, so daß die Autofahrer nicht mehr durch die ganzen Ortschaften fahren müssen, um auf die Hauptstraße zu kommen. Das wird, wenn die Straße erst fertig ist, schneller möglich sein.

DIE ZERSCHNITTENE LANDSCHAFT

Wenn ich im entsprechenden vorangegangenen Kapitel von verschlossener Landschaft gesprochen habe, so muß ich sie jetzt wohl besser zerschnittene Landschaft nennen; denn der Bau der Straße in einem Gebiet, in dem hauptsächlich Kartoffeln angebaut werden, oberhalb der großen Brachegegend, verschließt die Landschaft durch die Zerstörung der traditionellen Wege und zerschneidet sie gleichzeitig in zwei Bereiche, die sie voneinander trennt: Unterhalb davon die großen Brachflächen, die noch undurchlässiger werden und damit eine Barriere bilden werden; oberhalb davon die etwas intensiver genutzte reine Kartoffelgegend, in der außer Kartoffelanbau auch nicht viele andere Kulturen werden gedeihen können, da, wie z.B. bei Kastanien und Mandeln die nötige Unterweidung durch die Straße weiter erschwert, wenn nicht sogar verhindert wird.

"Der Bedeutungsverlust und Rückgang des Streuobstes... hängt.. mit Entwicklungen in der Landwirtschaft zusammen, die die zum Streuobstbau notwendigen Unternutzungen entaktualisieren." (HEIMEN et.al./1989/S.26)

"Im allgemeinen weiden die Herden das ganze Jahr über in der 'cumbre' innerhalb eines gewissen Umkreises. Die bis zu einer Höhe von 1400-1500 m hinaufreichenden Mandelhaine, die auf diese Weise eine Düngung erfahren, sind dabei mit eingeschlossen." (MATZNETTER/1958/S.161)

WIE SIEHT ES EIGENTLICH UNTEN AUS?

Bisher war ich immer nach oben in Richtung «Cumbre» gegangen, heute will ich nach unten gehen, was garnicht so einfach ist. D.h. einfach ist es, auf der Landstraße zu gehen und so auf Serpentinaen nach Icod zu gelangen, aber das ist nicht so interessant. Viel besser wäre es, wenn ich Wege fände, die von den Bauern benutzt würden, doch die fahren offenbar alle mit ihren "Maschinchen" auf der Landstraße und biegen dann in ihren Acker ein.

Also bleibt mir nichts anderes übrig, als auch ein Stück

auf der Landstraße zu gehen und eine Möglichkeit zu suchen, auf die Felder zu gelangen. Das ist nicht leicht, denn zwischen einem solchen Straßenbogen liegen oft nur wenige Äcker, die jeweils von oben oder unten erschlossen werden. Zwischen einem solchen Bogen entdeckte ich einen Weg aus Holz oder Beton, das kann ich von oben nicht genau erkennen, der horizontal am Hang entlangläuft. Da will ich hin und finde doch keinen Zugang. Irgendwo gibt es einen kaum zu erkennenden Trampelpfad, auf den ich mich trotz der Befürchtung einlasse, in ein erneutes Labyrinth zu gelangen. Und wirklich; auf einem abenteuerlichen Serpentinienpfad komme ich zu dem Betonweg. Denn, das konnte ich bald erkennen, der Weg ist aus Beton. Er ist etwa 80 cm breit und scheint aus einem einzigen Stück zu bestehen. Da er am Hang liegt, steht er an der Außenkante etwa 40 cm über. Ich laufe darauf, vom Dorf weg, in Richtung der Felder, die hier ganz unterschiedlich bewirtschaftet werden. Es gibt viele, die stark von Opuntien, Sauerklee und Brombeeren überwachsen sind, also schon mehrere Jahre brach liegen. Dann gibt es wieder welche, die frisch bestellt sind und andere, auf denen gerade drei Männer in vorbereitete Furchen kleine Kartoffeln auslegen. Zwar sind nur die kleinsten Felder weitgehend brachgefallen, aber da gibt es auch Ausnahmen.

Gerade hier sind oft mehrere Felder übereinander angeordnet, die unabhängig von ihrer Größe, bewirtschaftet werden, während benachbarte, oft günstiger zu bewirtschaftende brachgefallen sind.

Hier fehlt der Ginster! Es gibt ihn zwar ganz vereinzelt, aber von Hecken kann keine Rede sein. Überwiegend steht hier auf den Maueranten der Kohl, wohl eher aus Platzersparnis, als aus Windschutzgründen.

Als ich Mitte März, also fast zwei Monate später wieder an dieser Stelle stehe, wird gerade der Wein geschnitten und an den neu erstellten Klettergerüsten befestigt. Dies erfolgt wegen des in diesem Jahr für tinerfenische Verhältnisse außerordentlich kalten Winters fast vier Wochen später.

"Im Januar wird der Weinberg ca 20 cm tief umgegraben, wobei die Steine im Boden und besonders an der Oberfläche gelassen werden, damit der Wind die kostbare Erde nicht wegträgt... Im Februar ...ist Rebschnitt."
(GÖBEL et.al/1985/S.218)

Zum Stützen der Reben greift man nicht mehr ausschließlich auf die ursprünglich wohl zu diesem Zweck eingeführten Kastanien zurück, sondern teilweise auf Stämme von Baumheide (*Erica arborea*) und Spanisch Rohr (*Arundo donax*). Die Bündel von Stangen und Reisig liegen schon Ende Dezember an vielen Weinfeldern, an denen sie, nach Größe sortiert, abgelegt werden.

Die Reben werden vereinzelt mit Plastikbändern angebunden, überwiegend aber mit Streifen aus dem Bast der abgeernteten Bananenstrünke.

Teilweise sind unter den Weinstöcken noch Kartoffeln gesetzt worden, überall natürlich -wenn auch nicht immer angepflanzt - der verwilderte Kohl.

EINE WEITERE GALERIA ZUR BEWÄSSERUNG DER FELDER

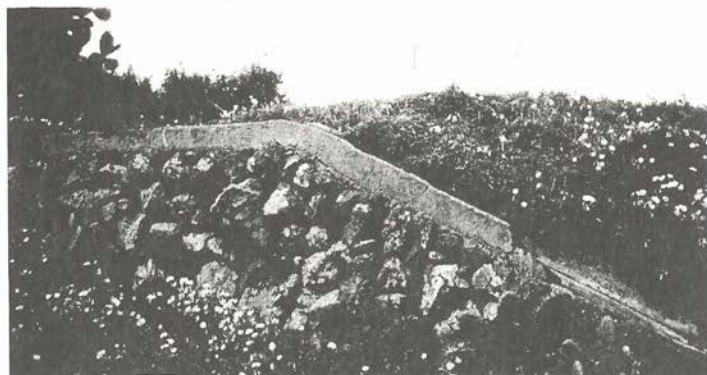
Meine Schritte klingen auf dem Betonweg merkwürdig hohl. An einer Stelle ist oben ein Stück aus der Betonplatte herausgebrochen und ich kann in das hohle Innere sehen. Da fließt Wasser! Natürlich, was sollte auch ein Betonweg mitten in der Landschaft, das ist ein Bewässerungskanal, von dem senkrecht kleinere, ebenfalls betonierte Kanäle abzweigen zur Bewässerung für die Felder. Sie sind aber alle in desolatem Zustand.

Das Wasser im Hauptkanal fließt vom Dorf weg, ich will aber wissen, wo es herkommt, also kehre ich um und gehe auf dem Kanal wieder zurück.

Er mündet in ein kleines Häuschen, ähnlich dem, weiter oben, in Verbindung mit den Schienen. Die gibt es hier aber nicht. Unter Umständen hat es sie aber gegeben, denn gleich an das Wasserhäuschen sind neuere Häuser gebaut, unter denen die Schienen verborgen sein könnten.

Hier gibt es demzufolge eine zweite «galeria», die offenbar zur Bewässerung der Felder gebaut wurde. Damit wird natürlich auch ein verständlicher, warum kein Ginster auf den Mauerkanten steht, denn der Windschutz und damit auch der Schutz vor Austrocknung ist hier nicht so dringend nötig, daß man deshalb auf wertvolles Ackerland verzichten würde. Stattdessen wird Kohl gepflanzt, der auch für Menschen nutzbarer ist.

Da der Kanal nicht weiterläuft, kehre ich wieder um und mache mich auf den "bequemen Weg" in Richtung der Felder. Früher, als die Bewässerungsanlage noch intakt war, haben diese Äcker sicher reichen Ertrag gebracht, doch jetzt ist man in diesem Bereich allein auf Trockenfeldbau angewiesen oder auf das Herrichten der schadhafte Leitung, was aber nicht geschieht. Von der Üppigkeit her zu schließen, mit der der Oxalis hier wächst, müßten die Felder auch ohne künstliche Bewässerung so ertragreich sein, daß sich mehr Anbau lohnte.



Im weiteren Verlauf des Wasserkanals werden die Felder, die nicht mehr bewirtschaftet werden, relativ groß. Die Bewässerungsleitung führt hier in den Hang hinein und ich stoße auf einen alten, steil nach unten führenden Weg. Hier sind auf den Trockenmauern offene Bewässerungsleitungen betonierte, die aber auch alle zerstört sind. Lediglich vereinzelt sind Rohre angeschlossen, auf denen das Wasser nach unten, wahrscheinlich zu den Bananenplantagen läuft.

"In diesen Leitungsrohren gluckert das Wasser zu den Reservoiren der Bananenfelder herab."

(AGUIAR/ohne Jahresang./S.48)

Auf der linken Seite liegt, noch ein ganzes Stück tiefer, der Friedhof. Eine hohe weiße Mauer grenzt ihn nach außen ab, er ist nicht sehr groß, etwa wie eine der Ackerparzellen und wohl auch auf einer solchen angelegt. Hinter mir hupt es und ein großer Geländewagen japanischer Herkunft, bzw. dessen Fahrer hupt mir, damit ich auf dem Weg Platz mache. Ich lasse ihn vorbeifahren und wenige Meter weiter hält das Auto. Es steigt ein stattlicher Mann mit einem großen breiten Hut aus, gut bekleidet und mit einer Aktentasche.

EIN BAUGEBIET

Die Brachen sind jetzt nicht mehr die Reststücke, die beim Straßenbau übrig geblieben, irgendwie genutzt werden, sondern es sind bevorzugte, gut erreichbare, fruchtbare Standorte. Zudem sind sie, wie alle Äcker hier, terrassiert, haben eine ansehnliche Größe in guter Lage und der Blick zum Meer und zum Teide ist "garantiert unverbaubar".

Kaum gedacht, stoße ich auf eine Schnurgerüststecke und eine betonierte Stützmauer. Der Kanal führt hier in den Hang hinein, ich kann ihn also nicht weiter verfolgen. Ich klettere die Mauer hoch und sehe mich bestätigt: Hier wird ein Haus gebaut. Offenbar war der Mann mit der Aktentasche der nächste "Häuslebauer" bzw. dessen Makler oder Architekt.

Dieses Baugrundstück liegt direkt an der Landstraße, neben dem bereits fertiggestellten Landgasthaus "Balcon de Icod". Daneben sind große Berge von Lavasteinen, wie sie für Trockenmauern verwendet werden.

Da hier schon alles terrassiert ist, sollen wohl neue Terrassen angelegt werden. Auf der anderen Straßenseite steht schon eine: Senkrecht zum Hang, neben einem kleinen Barranco, hat man eine Trockenmauer gebaut. Der «barranco» wurde verbreitert und auf den Grund schwere, lagerhafte Steine gelegt. Darauf kamen dann kleinere, die aber immer noch Durchmesser bis zu 80 cm haben. In die Fugen oder zur Stabilität wurden schmale Steinsplitter gefügt, die außerdem verhindern helfen, daß der Boden ausgespült wird. Die Mauer ist nur ganz leicht geneigt und vom wirklichen Grund bis zum Mauerkopf etwa 1,50 m hoch. Darin gleicht sie den andern Mauern. Auf dem Mauerkopf ist noch eine gespannte Schnur, vielleicht soll noch weitergemauert werden. In den

nächsten Tagen wird dann sicher die ausgegrabene Barranco-Erde wieder hinterfüllt, sodaß die Mauer ihren Zweck erfüllt.

Auffällig ist, mit welchem Aufwand neben dem "barranco" diese handwerklich hervorragende Mauer gebaut wird, wo hierdurch für den Acker nur eine Fläche von etwa 20 m² gewonnen würde.

Ich muß die Landstraße überqueren und nach einigen Metern treffe ich auf die Stelle, an der der gepflasterte Feldweg nach oben weiterführt. Ich steige bergan und nach wenigen Minuten stoße ich auf den oberen Teil der Landstraße und stehe vor unserm Haus. Dieses Stück des Pflasterweges ist also die Entsprechende Fortsetzung nach unten in Richtung Icod.

DIE BEWÄSSERUNG IM ALLGEMEINEN UND DIE VERTEILUNG DES WAS-SERS IM BESONDEREN

Die von mir vorgenommene, in den vorangegangenen Abschnitten erklärte Unterteilung der eigentlichen, «offiziellen Mittelzone» in Teilzonen wird auch durch die Anlage von Bewässerungsanlagen -oder deren Nicht-Vorhandensein deutlich:

1. Die tiefere, weniger steile, fruchtbare Zone (etwa 400-630 m ü.NN) mit ehemals intakten Bewässerungsanlagen aus Beton, die aus einer «galeria» gespeist wurden. Eine solche Bewässerungsart gibt es erst seit der Mitte des 19. Jhd., die hier vorgefundene ist nach meinen Schätzungen sicher jünger. Mit dieser Anlage konnte auch oder gerade während des heißen Sommers bewässert werden, was mindestens drei Ernten pro Jahr gesichert hat. Die Kulturen konnten dementsprechend anspruchsvoll sein.

"Im Luv gibt es zwischen 200 und 600 Meter eine Zone, wo subtropische Früchte und Wein angebaut werden. Die natürliche Vegetation besteht hier... im Norden aus Lorbeerwäldern."
(ROTHER/ohne Jahresang./S.63)

In diesem "...tiefer liegenden Teil befinden sich die Anbaubiete für Getreide, Gemüse und Obst, die zur Selbstversorgung der Insel dienen."
(ROTHER/ohne Jahresang./S.63)

2. Die Gegend um La Vega (etwa 630 - 700 m ü.NN), in der es eine zur Wasserversorgung des Dorfes gegrabene «galeria» gibt, wo die Felder aber trotzdem nur mithilfe von «depositos/tanques» (Wasserspeichern) zeitweise bewässert werden. Dies geschieht durch Überfluten der Felder. Besondere Sorgfalt ist beim Pflügen und Säen auf die deutliche Ausbildung der Ackerfurchen quer zum Hang verwendet worden. Auf diese Weise wird das Wasser möglichst lange gehalten, bevor es durch eine einzige in Hangrichtung verlaufende Längsfurche nach unten abgeleitet werden kann.

Mit dieser Art der Bewässerung ist aber keine ganzjährlich ausreichende Versorgung der Felder mit Wasser zu gewährleisten. Sie wird sich auf die heißen Sommermonate beschränken und die ersten beiden Ernten (Ende Januar und Ende April) werden nicht bewässert. In troc-

kenen Jahren halte ich es für möglich, daß teilweise die dritte Ernte in den Sommermonaten mangels ausreichender Bewässerungsmöglichkeit entfällt.

"Perennierende oberflächliche Gerinne... werden ausschließlich für die Zwecke der Bewässerung genutzt und schon oberhalb der Grenze des Kulturlandes gefaßt [«fuente de la Vega», Anm. d. Verf.]"

(MATZNETTER/1958/S.133)

Der Grund dafür, daß Wasser nicht ganzjährig zur Verfügung steht, ist in dem speziellen Verteilungsmodus zu suchen:

"...sind auf den Kanaren Wasser- und Bodenbesitz streng voneinander getrennt. Es gibt.. kaum..., individuellen Wasserbesitz. Andererseits ist das Wasser.. auch nicht als öffentlich im eigentlichen Sinne... anzusehen... Einerseits gibt es hier de facto keine öffentlichen Gewässer mehr, ..., noch kommen.. auf die Verhältnisse des Großgrundbesitzers zugeschnittene Bestimmungen bei dem fast ausschließlich herrschenden Kleinbesitz... überhaupt in Frage... Wasserbesitz und -verteilung [sind] in der Form der «heredades», bzw. «comunidades de regantes» genossenschaftlich organisiert. Nur in der allerersten Kolonisationszeit war das Wasser individueller Privatbesitz."

(MATZNETTER/1958/S.138)

"...Vorschriften über die Verteilung des Wassers...gehen noch auf königliche Gnadenbriefe zurück, die Isabella und Ferdinand [Isabel & Fernando] bereits vor Abschluß der Eroberung ausstellten... Sie..., stellen noch heute geltendes und aufs sorgfältigste überwachtes Recht dar."

(SANCHEZ/1964/S.78)

HEREADADES:

"Der Mitbesitz wird in Anteilen erworben, wobei jedem Anteil eine bestimmte, nach verschiedenen Regeln turnusmäßig verteilte Wassermenge entspricht. Diese Wasserportion kann... auf eigenem Land... verbraucht, mit einem anderen Anteilbesitzer ausgetauscht oder auch an nicht an der «heredad» Beteiligte weiterverkauft werden. Da nun, ..., Wasser- und Bodenbesitz voneinander völlig getrennt sind, ist das Einstromen nichtagrarischer, meist also städtischer Elemente, unter die Anteilbesitzer ohne weiteres möglich und auch vielfach der Fall."

(MATZNETTER/1958/S.139)

Das heißt: Es besteht die Möglichkeit für «städtische Elemente», sich in eine Wassergenossenschaft einzukaufen und, je nach Kapital, das Bewässerungsland mehr oder weniger "trockenzulegen".

Bei der speziellen kanarischen Wasserverteilung gehören die Wasseranlagen, also alle Rohre, dem Anteilnehmer, weswegen er auch für deren Bau und Erhalt verantwortlich ist. Das ist offenbar auch der Grund, warum die Zuleitungen von einer größeren Verteilerstation im oberen Teil La Vegas einzeln zu jedem Haushalt abzweigen.

Warum aber bei der grundsätzlichen Bewässerungsmöglichkeit überhaupt Wasserdepots angelegt werden müssen, liegt an der gesonderten Zuteilungsart auf Tenerife:

"...auf Tenerife [wird]... die gesamte Wassermenge ständig durch die Verteileranlagen in den den einzelnen Teilnehmern entsprechenden Anteilen den Grundgesitzern zugeleitet. Die Zubringeranlagen sind.. Eigentum des Teilnehmers. Der Bereich der «heredades» bleibt.., da fast das ganze Verteilungsnetz privat ist, auf ein Minimum beschränkt. Da.. dieser ständige schwache Zufluß für eine ununterbrochene Bewässerung nicht ausreicht, ist

FELDBAUMETHODEN

Die speziell im Gebiet um La Vega angetroffenen Feldbaumethoden sind grob in Trockenfeldbau und Bewässerungsbau zu unterscheiden. Dabei gibt es aber sowohl Unterscheidungen bzgl. der geographischen Lage des Gebietes, in dem die entsprechende Art, die Felder zu bebauen angewandt wird, als auch der verschiedenen Methoden des Trocken- bzw. Bewässerungsfeldbaues.

"Als primäre Elemente in der Agrarstruktur der Kanaren, welche wesentlich geographisch in Erscheinung treten, sind Trockenfeldbau und künstliche Bewässerung anzusehen. So wie in allen Trockengebieten der Erde stehen sie auch hier in starkem Gegensatz zueinander."

(MATZNETTER/1958/S.116)

Die räumliche Einteilung der Landschaft in Gebiete reinen Trockenfeldbaus altweltlicher Art, in Gebiete zeitweiser Bewässerung und in Gebiete mit ganzjähriger Bewässerungswirtschaft hat zum einen klimatische, zum andern historisch-politische Gründe.

So ist, wie schon erwähnt, in Gebieten oberhalb von etwa 900 m ü.NN, in denen sich oft Passatwolken bilden, die auch lange Zeit hängen bleiben, die Luftfeuchtigkeit so hoch, daß eine künstliche Bewässerung nicht rentabel wäre. Andererseits sind aber die Tiefenzonen, in denen schon vom Beginn des 16. Jhd. an die Exportgüter angebaut wurden, als Gebiete für reinen Bewässerungsbau erschlossen und gefördert worden, so daß noch heute Wasser aus der Mittelzone in die mit Bananenkulturen bestellte Tiefenzone geleitet und so der Mittelzone zur Bewässerung der Felder entzogen wird.

TROCKENFELDBAU

Der Trockenfeldbau ist "..., an jene Methoden gebunden, wie sie sonst auch dem Feldbau der altweltlichen Trockenzonen zu eigen sind. Es sind dies der Hauptsache nach strengste Bindung der Feldbestellung an die ersten Niederschläge, Terrassierung, Errichtung von Windschutzhecken, Pflügen quer zur Falllinie des Hanges sowie künstlicher Stau des Niederschlagswassers über der Anbaufläche mit Hilfe kleiner Mäuerchen."

(MATZNETTER/1958/S.119/120)

"Als Pflug wird noch ganz allgemein der hölzerne Hakenpflug - arado romano- mit eisernem Schuh verwendet...Ein tieferes Durchpflügen des Bodens als bis...etwa 15 bis maximal 20 cm ist mit diesem Gerät kaum möglich."

(MATZNETTER/1958/S.121)

Gerade in dieser höher gelegenen Zone wird also außer zwei Kartoffelernten pro Jahr nichts weiter angebaut werden, während im darunterliegenden Gebiet in den Sommermonaten eine weitere Ernte mithilfe der künstlichen Bewässerung dazu kommt.

DIE ZEITWEISE KÜNSTLICHE BEWÄSSERUNG

"Meist wird eine solche zeitweilige Bewässerung dergestalt gehandhabt, daß innerhalb der Jahresfolge des Anbaues der sommerliche - hauptsächlich Mais - unter regelmäßiger Bewässerung erfolgt, während die ein, in günstigen Jahren auch zwei Anbaufolgen des Winters bzw. Frühjahrs, - in jerster Linie Kartoffel, Weizen und Gerste, bzw. Leguminosen - im reinen Trockenfeldbau durchgeführt wird." (MATZNETTER/1958/S.141/142)

Diese zeitweise künstliche Bewässerung entspricht der Zone von 630 - 700 m ü.NN, also die Gegend um La Vega mit den Wasserspeichern, während die darunterliegende, bis etwa 400 m ü.NN herabreichende Zone ursprünglich Bewässerungsland, jetzt im reinen Trockenfeldbau bewirtschaftet wird.

DER BANANENFELDBAU ALS GANZJÄHRIGE BEWÄSSERUNGSKULTUR

In die Tiefenzone unterhalb von etwa 300 m ü.NN bin ich nicht gegangen, weil sie -zu Fuß- zu weit entfernt war. Da in ihr jedoch Wirtschaftsweisen angewandt werden, die in direktem Bezug zur Mittelzone stehen, muß hier zum Verständnis des Gesamtzusammenhangs der spezielle Feldbau der Bananenpflanzungen aufgeführt werden.

"Alle Exportkulturen jedoch, ..., verlangen absolut eine ständige regelmäßige Bewässerung."
(MATZNETTER/1958/S.142)

"Die Gründigkeit des Bodens im Sukkulantenbereich der Tiefenstufe ist an und für sich gering."
(MATZNETTER/1958/S.45)

"Die Bananenstaude... verlangt.. eine Bodenmächtigkeit von mindestens 1,2 m. Diese Bedingung bleibt.. von den natürlichen Bodenverhältnissen der Tiefenstufe weitgehend unerfüllt. Es muß daher bei der anlage von Bananenpflanzungen...Bodenmengen von geeigneten Stellen der Mittelzonen her verfrachtet [werden]."
(MATZNETTER/1958/S.146)

"Auf großen Flächen weist gegenwärtig das landwirtschaftliche Nutzungsgebiet, ...in den luvseitigen Küstenzonen ..., Böden auf, die natürlicher Weise diesen Örtlichkeiten nicht zukommen. In erster Linie betrifft dies rund zwei Drittel aller Bananenpflanzungen. Es handelt sich dabei um das 'fabricar la finca' genannte System der Bodenzufuhr von anderwärts her. Damit soll an Stellen, die an sich zu flachgründigen Boden, wohl aber geeignete thermische Verhältnisse für eine bestimmte Kultur aufweisen, diese grundlegende Voraussetzung nachgeholt werden...Der Boden wird dabei vorwiegend aus der Mittelzone von noch nicht unter Kultur genommenen Stellen geholt...Grundsätzlich wird jedoch dabei nicht von diesem Standpunkt ausgegangen, sondern der Boden wird dort entnommen, wo er eben leicht zu haben ist und die Transportverhältnisse es erlauben. Häufig werden daher auch an einer Stelle Böden verschiedener Herkunft zusammen aufgeschüttet...So sehr einerseits dieser Methode eine wesentliche Rolle in der Entwicklung der kanarischen Landwirtschaft im allgemeinen und in der Tiefenstufe im besonderen zukommt, so sehr bedeutet sie andererseits doch eine Schädigung der Mittelzone." (MATZNETTER/1958/S.46/47)

Damit ist auch erklärt, warum es an einer Stelle der Landstraße einen kleinen Berg gibt, der so angeschnitten ist, daß wie bei einem Kuchen ein senkrecht herausgetrenntes Stück fehlt'. An dieser Stelle wurde der Boden für die Bananenfelder gewonnen und abtransportiert.

DER KIEFERNWALD

Der Kiefernwald, aus dem endemischen *Pinus canariensis* bestehend, beginnt oberhalb der eigentlichen Kulturzone der Terrassenfelder, die im Bereich um La Vega etwa bei 1200 m ü.NN endet.

Probleme nach dem rigorosen Abholzen des Waldes ergaben sich weniger aus einem Nachlassen der Niederschläge, sondern daraus, daß das Niederschlagswasser nicht mehr von den Bäumen gehalten werden konnte. Der Boden wurde ausgewaschen und das meiste Wasser floß oberirdisch ab, so daß es zur Wasserversorgung der Insel nicht mehr zur Verfügung stand.

"Ob die Waldverwüstung eine maßgebliche Verringerung der tatsächlichen Niederschlagsmengen nach sich zog, dürfte nicht einmal sehr wahrscheinlich sein... Entscheidend war aber auf jeden Fall die dadurch bedingte außerordentliche Beschleunigung des Wasserabflusses."
(MATZNETTER/1958/S.48)

Die Kanarenkiefer konnte hier eine gewisse Abhilfe schaffen, denn:

"die bis zu 30 cm langen Nadeln sind durchaus in der Lage, durchziehende Wolken und dichte NEBEL gewissermaßen zu «melken» und somit die lokale Niederschlagssumme zu verdoppeln oder gar zu verdreifachen (...) Obwohl das Holz weich ist und wenig Schätzung als Baumaterial erfährt, produzieren sehr alte Exemplare ein durchaus hartes, dunkelgefärbtes und insektenresistentes Kernholz (span.«tea»), dessen beachtlicher Preis durch das hohe Alter und den Seltenheitswert solcher Exemplare bedingt ist."
(KUNKEL/1987/S.37)

In der Mehrzahl kommen -auch durch den relativ späten Beginn der Wiederaufforstung bedingt- nur jüngere Exemplare der Kiefer vor. Unterwuchs gibt es fast keinen, zum einen durch die Monokultur bedingt, zum andern auch durch das periodische "Ausfegen" des Waldes.

"Im allgemeinen reicht auch das Stroh, welches ja auch besonders noch zur Verpackung der Bananen und Tomaten verwendet wird, als Stallunterlage nicht aus. Soweit ausgedehntere Kiefernwälder vorhanden sind, ..., wird auch deren Nadelstreu -barujo- hierzu verwendet."
(MATZNETTER/1958/S.160)

"So findet man auch heute noch in Weg- und Straßenrändern Aufschüttungen von Kiefernadeln, die als Streu- und Verpackungsmaterial (Bananen) abtransportiert werden; weite Abschnitte des Waldes werden somit jährlich leergefegt..."
(KUNKEL/1987/S.84)

Genaugenommen exportiert Tenerife mit den Kiefernadeln, in die die Bananen eingepackt werden auch Nährstoffe, die, hier dem Boden entzogen, dort als Müll anfallen. Im Kiefernwald wird Streu ausgefegt, die nicht mehr als Streu in den Ställen genutzt, sondern als billiges Verpackungsmaterial andernorts entsorgt werden muß. Der Wald als Abfallproduzent!

Diese "schnelle Abhilfe" durch schnellwachsende Kiefern ging zu Lasten der kleinen Bauern der Mittelzone, denn:

"Mit dem... zu erwartenden Fortschreiten der Wiederaufforstung wird.. das der Ziegen- und Schafweide zur Verfügung stehende Gebiet wesentlichen Einschränkungen unterzogen werden."
(MATZNETTER/1958/S.161)

-Was mittlerweile dazu geführt hat, daß Ziegenherden im Gebiet nicht mehr vorkommen.

Eine Konsequenz der Aufforstung mit Kiefern in Monokultur war also das Verschwinden der Ziegen, die dem jungen Wald gefährlich werden konnten. Aus diesem Grund wurde auch der Auftrieb verboten.

"...der Weideauftrieb [ist] der Wiederaufforstung wegen in der 'cumbre' größtenteils untersagt..."
(MATZNETTER/1958/S.160)

Eigentlich hätte man die Kiefernadeln auch sehr gut als Einstreu benutzen können, aber sie werden zur Verpackung der Bananen gebraucht, auch aus diesem Grund war das Verschwinden der Ziegen (zugegebenermaßen als kleine Konkurrenz) durch die Weidebeschränkungen angestrebt worden.

Diese Weidebeschränkungen waren relativ einfach durchzuführen, da "...Wald- bzw. [die] zu bewaldenden Gebiete... sich auf Tene-rife fast ausschließlich in Gemeindeeigentum befinden. Dement-sprechend konnte auch... die Ziegenweide im Aufforstungsbereich vielenorts durch behördliche Verfügung unterbunden werden." (MATZNETTER/1958/S.42)

"...Wiederaufforstung wird, ..., seit etwa 1945/1946 in beträcht-lichem Umfang durchgeführt. Allerdings bezieht sich diese fast ausschließlich auf die Kiefernwaldungen und nicht auf den für den Wasserhaushalt an sich entscheidenden Monteverde [Wald aus Laurus azórica und Erica arborea/Anm. d. Verf.]. Dies vor allem darum, da dessen Gebiet einmal zum Großteil endgültig von Kultu-ren eingenommen wurde und zweitens an den noch freien Stellen die Gründigkeit des Bodens so stark abgenommen hat, daß nur mehr die weniger anspruchsvolle Kiefer mit Aussicht auf Erfolg ange-pflanzt werden kann. Damit wird der geforstete Pinar aber, ..., an den Nordflanken bis gegen die 1000-m-Linie zu kün-stlich hin-abgezogen. Andererseits wird..., wegen der zu großen Schwierig-keiten der Pflanzen in größeren Höhen, die Obergrenze bis gegen 1800 m herabgesetzt." (MATZNETTER/1958/S.41/42)

Der aufgeforstete Kiefernwald liefert also in erster Linie das Verpac-kungsmaterial für die Bananen, nämlich die Nadeln. Darüberhinaus je-doch sind die Kiefern in der Lage, die Feuchtigkeit aus den Wolken zu «melken» und auf diese Weise direkt Wasser verfügbar zu machen.

Welche Qualität des Kiefernholzes angestrebt wird, d.h. wie alt die Kiefern werden müssen, hängt von der jeweiligen Forstpolitik ab, auf die die Inselverwaltung nur einen mittelbaren Einfluß hat.

"[In]...der Forst- und Umweltpolitik... dürfen sie [Provinzregierungen] -ähnlich wie die Länder in der Bundesrepu-blik- regionale Besonderheiten in die Gesetze hineinschreiben." (GRONAU et. al./1988/S.17)

DER BEGINN DER KLEIN- UND KLEINSTSTRUKTUR UND DAS ENTSTEHEN DER KLEINBÄUERLICHEN EXISTENZEN

Um den Zusammenhang und die Entstehung der momentan noch existierenden Klein- und Kleinstruktur zu verstehen, müssen wir uns auf die vorange-gangenen Kapitel beziehen. So ist zuerst die klimatische Lage der Mit-telzone der Grund dafür gewesen, daß sie nach der Kolonisierung nicht für intensiv bewirtschaftete Exportkulturen geeignet erschien und des-halb auch -durch das existierende Feudalsystem ermöglicht- zum Gebiet des überwiegenden Trockenfelddbaus wurde. Durch die Weiderestriktionen aus dem Jahre 1512 und dem verordneten Raubbau am vorhandenen Lorbeer-wald mußte sich die Mittelzone zwangsläufig zu einem Gebiet der Subsistenzwirtschaft auf schmalster Basis entwickeln. Allerdings waren die Bauern der Mittelzone nicht die Eigentümer des von ihnen bewirt-schafteten Landes, sondern nur die Pächter, was wiederum in der feu-dalen Besitzstruktur der Kolonisationsphase begründet ist.

Erst durch das Gesetz der realen Erbteilung aus dem Jahre 1812 war von politischer Seite die Möglichkeit gegeben, auch kleinere Landstücke zu erwerben, was wiederum durch die fehlende Finanzkraft der Leute erst einige Jahrzehnte später möglich wurde.

"Durch die von den Cortes von Cadiz 1812 erlassenen im wesentlichen auf dem Grundsatz der Realteilung beruhenden Erbschaftsgesetze wurden die Majoratsbesitze wesentlich geschmälert... Neben der Stärkung des Großgrundbesitzes im 17. und 18. Jahrhundert ging aber auch schon, besonders in wirtschaftlich nicht ganz so günstigen Gebieten, ein teilweiser Zerfall durch Erbteilung und Verkauf vor sich."

(MATZNETTER/1958/S.99)

Zu den Auswirkungen dieser Erbschaftsgesetze bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts schreibt Hans MEYER 1896:

"Die Erbfolge im Großgrundbesitz ist sehr beschränkt, die Majorate werden sogar ganz frei, wenn der älteste Sohn des Besitzers stirbt und werden dann unter die nächsten Verwandten aufgeteilt. So zerfallen die großen Herrschaften in viele kleinere Grundbesitze freier Landeigentümer, und dieser Zerkleinerungsprozeß wäre sehr schön und nützlich, wenn diese spanischen Kleingrundbesitzer nun auch ihre Güter selbst bewirtschafteten. Das thun sie jedoch nur selten, sondern leben meist vom Ertrag ihres an «medianeros» [Halbpächter] verpachteten Eigentums in Europa. Zu faul, um mit eigener Hand für die Hebung ihres Besitzes thätig zu sein, begnügen sie sich mit dem mäßigen Ertrag der Verpachtung, halten aber gerade darum an dieser bequemen Einkommensquelle so fest, daß Grund und Boden auf der Insel nur sehr schwer käuflich sind und deshalb das Entstehen eines freien Kleinbauernstandes zum Schaden des Landes verhindert wird."

(MEYER/1896/S.123)

Erst durch den großflächigen Anbau der Opuntien zur Cochenillezucht (etwa 1840 - 1880), die auch in der Mittelzone auf unbewässertem Land möglich war, ergab sich für die Leute eine Möglichkeit, zu Eigentum zu gelangen, denn:

"Es war damit der bis dahin einmalige Zustand erreicht, daß die ganze Nutzungsfläche des Bewässerung- wie auch des Trockenfeldbaulandes von ein und derselben Kultur beherrscht wurde."

(MATZNETTER/1958/S.107/108)

"Sie verursachte eine merkliche Stärkung gerade der kleinen Bauern, die, wenigstens z.T., überhaupt erst auf dieser Grundlage zu einer selbständigen Stellung gelangten. Dies gilt besonders auch für die von Haus aus wirtschaftlich am schlechtesten gestellten Gebiete, ..."

(MATZNETTER/1958/S.108)

"Cochenille [war] sehr begehrt als Farbstoff für Wolle und Seide." (Birken/ohne Jahresang./S.133)

"Schon 1824 kam sie... nach Tenerife... Den ersten Rückschlag verursachten die auf der Londoner Weltausstellung 1862 erstmals auftretenden Anilinfarben."

(MATZNETTER/1958/S.106)

Durch die mit der Cochenillezucht und der vorangegangenen Arbeitsmigration der Männer beginnende Begünstigung der ganzen Region stieg aber auch schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung in sehr starkem Maß an.

Nach dem Niedergang der auf der Cochenille aufbauenden Phase der Hochkonjunktur wurde diese hohe Bevölkerungszahl zum wirtschaftlichen Problem.

"Konnte... der außerordentliche Bevölkerungsanstieg des 19. Jahrhunderts in fast allen europäischen Ländern durch Industrialisierung ausgeglichen werden, so kam eine solche, ..., für die Kanaren im großen und ganzen nicht in Frage. Einen Ausgleich... konnte... nur die... Intensivierung und Ertragssteigerung der agrarischen Exportkulturen bringen. Damit aber... [mußte] jede Schwankung unmittelbar die gesamten Wirtschafts- und Lebensverhältnisse der Inseln beeinflussen.. Die gleiche

Empfindlichkeit tritt aber nun, da, ..., die nunmehrigen Hauptkulturen absolut an die Bewässerungswirtschaft gebunden sind, gegenüber den stets veränderlichen Niederschlagsverhältnissen... ein. ..., aber es war dies niemals so ausschließlich als.. heute bei der Bananen- und Tomatenkultur..." (MATZNETTER/1958/S.112)

Diese absoluten Bindung an eine regelmäßige Bewässerung ist auch der Grund, und damit schließt sich der Kreis, für die in den vierziger Jahren d.Jhd. beginnende großflächige Aufforstung: So schnell wie möglich sollte ein Wald entstehen, der in der Lage ist, die hohe Luftfeuchtigkeit zu binden und zu halten. Darüberhinaus sind die großflächig aus dem Wald gefegten Kiefernadeln nunmehr das wichtigste, wenn nicht das einzige Verpackungsmaterial für die Bananen.

DIE JETZIGE BESITZSTRUKTUR

Für die Gemarkung, die ich jetzt die "Gemarkung La Vega" nennen möchte, ergibt sich folglich eine äußerst differenzierte Besitz- und Bewirtschaftungsstruktur. Die Felder werden unabhängig davon, ob sie im Trockenfelddaugebiet, im Gebiet gelegentlicher Bewässerung oder im Gebiet des zum Trockenfelddau gewordenen Bewässerungslandes liegen, nicht immer vom Besitzer selbst bewirtschaftet. Für das unter dem Kiefernwald liegende Gebiet des reinen Trockenfelddbaues ist es sehr wahrscheinlich, daß das bewirtschaftete Land den Leuten, die darauf arbeiten, auch gehört.

Durch die Forstpolitik und die damit verbundenen Restriktionen aus der Waldweide vollkommen verdrängt, hauptsächlich auf den Karoffelanbau beschränkt und mithilfe einer relativ kapitalextensiven Intensivierung ist es den Leuten gelungen, sich durch intensiven Kartoffelanbau und -verkauf eine Existenzgrundlage zu schaffen, mit der sie, unabhängig von Lohnarbeit anderwärts, ihre Subsistenz sichern können.

Die darunterliegende fast vollständig brachgefallene Zone ist weitgehend frei von Bewirtschaftung. Ehemalige Siedlungen verfallen und außer am Rand von La Vega kommen keine neuen hinzu. Von der Bewirtschaftungs- und Besitzstruktur her ordne ich diese Zone aber trotzdem noch der darüberliegenden zu, da die Grenze, an der Vegetation und dem Aufbau der Felder ablesbar, nach oben hin relativ offen und uneinheitlich ist, während die Grenze zur darunterliegenden Zone auch offensichtlich einer von der Tradition der Bewirtschaftungsform her bestimmten Gemarkungsgrenze entspricht, die sich wahrscheinlich auch auf naturbürtige Grundlagen stützt.

SUBSISTENZ

Das darunter angesiedelte Gebiet -und im eigentlichen Sinn ist erst nach dieser Gemarkungsgrenze von der Gemarkung La Vega zu sprechen- ist sehr durchmischt. Pachtgebiete wechseln sich mit Eigenbesitz relativ willkürlich ab, Bewässerungsanlagen (depósitos) stehen räumlich nicht differenziert an mehreren Feldeingängen. Möglicherweise lassen diese Wasserspeicher aber auf Eigenbesitz schließen, denn da durch den Verteilungsmodus des Wassers der Besitzer gezwungen ist, sämtliche Wasseranlagen in Eigenregie zu erstellen und instandzuhalten, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß diese Felder auch vom Besitzer selbst bewirtschaftet werden, während diejenigen ohne Möglichkeit zur zeitweisen Bewässerung zum Teil brachfallen oder verpachtet werden.

Die Leute wirtschaften also nur noch teilweise direkt für den Eigenkonsum und sind ansonsten Lohnarbeiter, was auch aus den Bauformen der Häuser abzulesen ist.

Möglichkeiten zur Lohnarbeit bietet in größerem Maße aber nur der Süden Tenerifes. Dort verdingen sich vornehmlich die Männer als Handwerker oder Erntehelfer, da durch den noch immer im Wachsen begriffenen Aufbau der touristischen Siedlungen eine relativ gesicherte finanzielle Grundlage zur Subsistenz besteht.

"Als Alternative bietet sich die zeitweilige Arbeitsmigration der Männer an, während die übrige Familie die Parzelle bebaut und so für die eigene Subsistenz sorgt."
(BENNHOLDT/THOMSEN/1982/S.10)

Zeitweilige Arbeitsmigration ist durch die seit Anfang dieses Jahrhunderts betriebene intensive Produktion von Tomaten gegeben, so daß die Arbeit als Erntehelfer in den Tomatenfeldern während der Monate November, Dezember, Januar und Februar möglich ist.

Daneben verbleibt aber immer noch die Möglichkeit, gepachtete Felder auf dem Trockenfelddauland zu bewirtschaften.

"Zum anderen wird deutlich, daß auch der... Lohnarbeiter, ..., dennoch seine Subsistenzproduktion im Hintergrund hat...Mit anderen Worten: Auch das Lohnarbeitsverhältnis ist eine Kombination von Subsistenz- und Warenproduktion bzw. die Tatsache, daß die bäuerliche Produktion aus dieser Kombination besteht, ist kein Sonderfall, sondern der Normalfall im Kapitalismus."
(BENNHOLDT/THOMSEN/1982/S.54)

Da die Hauptarbeit beim Kartoffelanbau aber auch ungefähr in die gleiche Zeit fällt wie die bei der Tomatenernte, entsteht demzufolge eine Doppelbelastung, während der verbleibende Rest des Jahres eine Zeit der relativen Arbeitslosigkeit darstellt. In der Hauptarbeitszeit muß es demzufolge gang und gäbe sein, daß alle zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, neben den Frauen auch die Kinder, zur Feldarbeit herangezogen werden. Hier ist also das Gebiet des ausgesprochenen Klein- und Kleinstbesitzes.

"Unter der Bezeichnung «cultivos ordinarios» werden... alle... nur für den lokalen Konsum kultivierten Pflanzen zusammengefaßt...alle Getreidesorten -...Mais, Weizen und Gerste,..., ferner Kartoffel, Leguminosen, Zwiebel, Gemüse und Futterpflanzen..."
(MATZNETTER/1958/S.155/156)

"...«cultivos ordinarios» wird.. überwiegend von kleinen und kleinsten selbständigen Besitzern von etwa 1-3 ha Ackerland -minifundio- betrieben... Pacht..., erfolgt...meist in der Form der..«medianeria»... Der Pächter, der sogenannte «medianero» gibt sein und seiner Familie Arbeitskraft und erhält dafür die Hälfte des Erlöses."
(MATZNETTER/1958/S.159)

Ähnlich gestaltet sich die Situation im darunterliegenden Gebiet des ehemaligen Bewässerungslandes. Lediglich mit dem Unterschied, daß, wenn die vorher geäußerte These zutrifft, daß das Land mit Wasserspeichern den Leuten, die es bewirtschaften, auch gehört, wir hier das Gebiet des fast ausschließlich in Pacht bewirtschafteten Trockenfelddaulandes haben. Hinzu kommt, daß ganze Hangabschnitte bebaut werden, während direkt benachbarte brachgefallenen sind oder gerade Häuser darauf gebaut werden. Das kann aber nur bedeuten, daß dieses Gebiet wenigen Besitzern gehört, die größere Areale besitzen und sie entweder als Restnut-

zung verpachten, oder darauf spekulieren, sie als Baugrundstücke zu verkaufen.

"Neben dem Kleinbesitz... ist ein verhältnismäßig breiter Mittelbesitz von durchschnittlich 4-6 ha vorhanden... Der Lebensstil dieser Besitzerklasse ist..., jener von Rentnern eines bescheidenen bis mäßigen Wohlstandes. Meist leben sie in der ihrem Besitz nächstgelegenen größeren Landstadt - Orotava, Icod, La Laguna..." (MATZNETTER/1958/S.149)

DIE BEDEUTUNG FÜR DAS DORF

In La Vega kommen zwei Formen der Flurbereinigung zum Tragen: Zum einen der administrativ verordnete Straßenbau, der, gewachsene Strukturen zerschneidend, die Landschaft mithilfe einer "Erschließungskampagne" verschließt. Zum andern die durch das Kapital bedingte Form der Flurbereinigung, durch die der Zugriff auf die Parzelle ermöglicht, ja durch die ausgeprägte Pachttradition sogar erleichtert wird. Dabei kommt der "sekundäre Tourismus" hier voll zum Ausdruck, was bedeuten soll, daß sich Leute hier dauerhaft niederlassen, die mit den traditionellen Produktionsweisen nicht vertraut und auch finanziell nicht von ihnen abhängig sind.

Die Struktur der Stadt, die nicht direkt vom Land lebt, breitet sich aus, indem sie ihre Elemente, die Stadthäuser, in die Landschaft setzt, die damit als Anbaufläche verloren ist. Diese Entwicklung zeigt zum einen auf, daß wir es hier mit einer exquisiten Variante des "Wohnen im Grünen" zu tun haben die ursprünglich aus der Landschaftsgärtnerei kommt. Der "Garten" reicht vom Meer bis zum Teide, die "drolligen Bauern mit ihren Eseln" sind allenfalls Staffage und belebendes Element.

"Es sind also Wohnformen, für die man Lakaien braucht..." (HÜLBUSCH I.M./1979/S.51)

Zum andern aber wird hierdurch die Subsistenzgrundlage der Leute im Dorf zerstört und wegen der Bedeutung die gerade die Mittelzone als Anbaugebiet der für die auf der gesamten Insel wichtigen Konsumgüter hat, die Existenzgrundlage der ganzen Insel beeinträchtigt. Beeinträchtigt deshalb, weil die

"...im wesentlichen für den Anbau der dem örtlichen Konsum dienenden Produkte genutzte Zone..." (MATZNETTER/1958/S.81) dadurch immer mehr beschnitten wird.

"Das spezielle Problem mit den Bauern besteht ja gerade darin, daß sie die Produzenten der existentiell notwendigen Lebensmittel sind..." (BENNHOLDT/THOMSEN/1982/S.25)

Diese Beschneidung der dem Lokalkonsum vorbehaltenen Anbaufläche bedeutet aber gleichzeitig eine Schwächung der dorfgemeinschaftlichen Autonomie, die, von ihren Traditionen her im Auflösungsprozess begriffen, sich zusehends der Lohnarbeit zuwenden werden muß,

"..., der zufolge sich die Subsistenzproduktion im Kapitalismus auflösen und alle Produktion sich in Warenproduktion verwandeln würde." (BENNHOLDT/THOMSEN/1982/S.54)

SCHLUSS

Über einen beschränkten Zeitraum und ein beschränktes Gebiet ist diese Arbeit geschrieben. Deshalb wollte ich auch nur die vorhandenen Landschaftsbestandteile und Strukturen beschreiben und die Hintergründe zu deren Entstehung darlegen. Entwicklungen und Strukturen, die keinen unmittelbaren Einfluß auf das Gebiet um La Vega besitzen, ließ ich aus. So bin ich beispielsweise nicht auf das bestehende Freihaufensystem der Kanarischen Inseln eingegangen und die sich durch die so existierende Zollfreiheit ergebende Verhinderung einer unabhängigen Wirtschaftsform und den Einfluß des EG Beitritts Spaniens auf die bestehenden Monokulturen der Banane und der Tomate.

Ein weiterer, sehr interessanter Aspekt scheint mir die speziell auf den kanarischen Inseln entwickelte Form des Trockenfeldbaus zu sein, der sich großmaßstäblich die Kapillarität von Vulkanauswürflingen zunutze macht und den kanarischen Bauern den Ruf des "intelligentesten Bauernvolks der Welt" einbrachte.

"Diese Ausbildung eines kanarischen, in seinen Methoden unterschiedlichen Trockenfeldbausystems stellt zwar nicht die wirtschaftlich ausschlaggebendste, an sich aber bedeutendste Leistung der Kanarier im agrarischen Sektor dar."
(MATZNETTER/1958/S.175)

Zu dem Dorf -La Vega- und den Leuten, die da leben und wirtschaften ein Zitat von Veronika BENNHOLDT/THOMSEN, die mir mit ihrem Buch über Bauern in Mexiko wichtige Impulse zum Verständnis der Bauern in La Vega geben konnte. Denn sowohl da, als auch hier:

"Was auch immer sie [die Leute/Anm. d. Verf.] tun, sie werden dem Zwang nicht entkommen, sowohl für Geld arbeiten zu müssen, als auch ohne Geld für die unmittelbare Subsistenz; das konkrete Problem für sie liegt in der Art und Weise der Kombination."
(BENNHOLDT/THOMSEN/1982/S.10)

LITERATUR:

- Aguiar José: "Wandbild von der Entstehung der Kanaren"
in: Merian: "Kanarische Inseln" Heft 4 XXXIV/C 4701 E
ohne Druckort- und Jahresangabe
- Bennholdt-Thomsen Veronika: "Bauern in Mexiko - zwischen Subsistenz- und Warenproduktion"
Frankfurt/New York, 1982
- Burckhardt Lucius: "Ästhetik und Ökologie - die Erfindung der Landschaft"
Reprint Nr. 20, Sendung im Deutschlandfunk im Juni 1990
Arbeitsbericht des Fb. 13 an der Gh-Kassel
Kassel, 1990
- Castro I.M./Eigen S./Göbel W.: "La Palma die canarische Insel"
Tübingen, 1985
- Curtius Ernst Robert: "Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter"
Bern, 1961
- Fichte Hubert: "Versuch über die Pubertät"
Hamburg, 1974

- Fink Andrea/Reimer Wolfgang: "EG Binnenmarkt - Bauern Verbraucher Ernährungsindustrie"
Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft
Rheda-Wiedenbrück, 1990
- Gerische Peter: "Der große Boom"
in: Merian: "Die Kanarischen Inseln" Heft 5/XVII
ohne Druckortangabe, Mai 1964
- Goytisolo Juan: "Spanien und die Spanier"
Baden-Baden, 1982
- Gronau Emanuel/Plassmann Walter: "Die Kanarischen Inseln - ein Paradies steht zu Diensten"
München, 1988
- Heimen Hubert/Riehm Peter: "Der Streuobstbau - Wirtschafts- geschichte, handwerkliches Wissen sowie die Absichten des neueren Naturschutzes"
Arbeitsbericht des Fachbereichs 13 an der Gh-Kassel/Heft 71, ISBN: 3-89117-023-8/ 2. Auflage
Kassel, 1989
- Hernández Hernández Pedro: "Natura y cultura de las Islas Canarias"
Santa Cruz de Tenerife, 1986
- Herzog Rüdiger: "Selbstmord in Beton"
Fernsehsendung der ARD über den Tourismus auf den Kanarischen Inseln
ARD vom 09.04.1990
- Hülbusch Inge Meta: "Innenhaus und Außenhaus"
Diplomarbeit an der Gh-Kassel
Kassel, 1978
- Jüngst Peter: "Innere und äußere Landschaften"
erschienen in der Reihe "Urbs et Regio"
Kassel, 1984
- Kunkel Günther: "Die Kanarischen Inseln und ihre Pflanzenwelt"
Stuttgart/New York, 1987
- Marrero Vicente: "Weicher Teppich aus reinstem Grün"
in: Merian: "Die Kanarischen Inseln" Heft 5/XVII,
ohne Druckortangabe, Mai 1964
- Matznetter Josef: "Die Kanarischen Inseln Wirtschafts- geschichte und Agrargeographie"
Ergänzungsheft Nr. 266 zu "Petermann's Geographische Mitteilungen". Hrsg. E. Neef
Gotha, 1958
- Mead Margareth: "Mann und Weib"
Hamburg, 1958
- Meyer Hans Dr.: "Die Insel Tenerife. Wanderungen im canari- schen Hoch- und Tiefland"
Leipzig, 1896
- Nebel Gerhard: "Phäakische Inseln - eine Reise zum kanari- schen Archipel"
Stuttgart, 1954
- Rother Frank: "Ausgeburten der Unterwelt"
in: Merian: "Kanarische Inseln" Heft 4 XXXIV/C 4701 E
ohne Druckort- und Jahresangabe
- Rothpletz A. Dr.: "Das Thal von Orotava auf Tenerife"
aus: "Petermann's Geographische Mitteilungen, Heft 10
Gotha, 1889

in: Merian: "Die Kanarischen Inseln" Heft 5/XVII
ohne Druckortangabe, Mai 1964

Kassel/ 09.12.1990

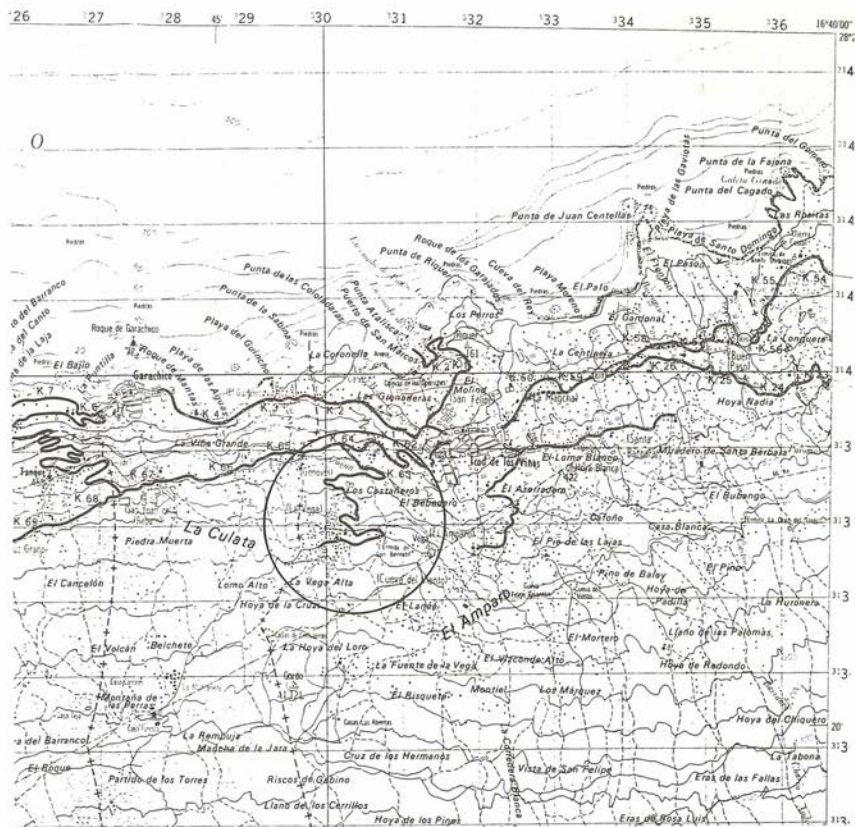
in: Merian: "Kanarische Inseln" Heft 4 XXXIV/C 4701 E
ohne Druckort- und Jahresangabe

Hamburg, 1990

in "Die Zeit" Nr. 6/1990

ehren Michael: "César Manriques Lanzarote"

en: Mapa Militar de España/Nr. 38-40 (1093) Icod de los
vinos, Maßstab 1:50.000



"Schreit man nach ihnen (den Leitbildern A.d.V.), so sind sie bereits nicht mehr möglich; verkündigt man sie aus dem verzweifeltsten Wunsch, so werden sie zu blinden und heteronomen Mächten verhext, welche die Ohnmacht nur noch verstärken und insofern mit der totalitären Sinnesart übereinstimmen. In den Normen und Leitbildern, die fix und unverrückbar den Menschen zur Orientierung einer geistigen Produktion, deren innerstes Prinzip doch Freiheit ist, verhelfen sollen, spiegelt sich bloß die Schwäche ihres Ichs gegenüber Verhältnissen, über die sie nichts zu vermögen meinen, und die blinde Macht des nun einmal so Seienden." (Theodor W. Adorno - Ohne Leitbild, 1967)

Reto Mehli

DAS LEITBILD "LANDSCHAFT"

Zur Kritik ästhetischer Leitbilder in der Gartenarchitektur

1.0 EINLEITUNG

2.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT' - ZUR IDEALISIERUNG DES 'BILDES DER LANDSCHAFT'

2.1 Zur Wahrnehmung von Landschaft

2.2 Die Verwechslung der Landschaft mit 'Natur'

2.3 Die Übertragung der 'Natur' der Landschaft in die Stadt

2.4 Das 'Bild der Landschaft' und seine Übertragung auf die Freiräume der Stadt

3.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT' - ZU SEINEM ZUSAMMENHANG MIT GESELLSCHAFTLICHEN VERHÄLTNISSEN UND GARTENARCHITEKTUR

3.1 Gartenarchitektur und Leitbilder und ihr Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen

3.1.1 Exkurs:: Zu den Begriffen Gartenkultur und Gartenarchitektur / Gartenkunst

3.2 Das 'Bild der Landschaft' - Leitbild der Herrschenden

3.3 Das Leitbild 'Landschaft' und dessen Übernahme durch die Gartenarchitektur

4.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT' - ZU DEN FOLGEN DER "LEITBILDNEREI" ⁽¹⁾

4.1 Leitbilder, Stile und 'Zeitgeist'

4.1.1 Über Stile, Moden und Trends

4.1.2 Die Gartenarchitektur - "Auf der Suche nach dem Zeitgeist"

4.1.3 Gartenkunst und 'Zeitgeist'

4.2 Das Leitbild 'Landschaft' und die 'Postmoderne'

5.0 SCHLUSSBEMERKUNGEN

6.0 LITERATURVERZEICHNIS

Anmerkung:

Diese Arbeit entstand 1989/90 als Studienarbeit an der Gesamthochschule Kassel, Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung
 Betreuer: Prof. Karl Heinrich Hülbusch

1) ADORNO, TH.W., 1967

1.0 EINLEITUNG

Leitbilder sind ein immer wiederkehrendes Thema in der Disziplingeschichte, so daß sich ein ganzes Heft der Fachzeitschrift 'Garten und Landschaft' unter dem Titel "Leitbilder und Ideale der Landschaftsarchitektur" damit auseinandersetzt (vgl. Garten u. Landschaft 11 / 1986).

Auch viele andere Artikel von Landschaftsarchitekten (die nicht im Rahmen dieses Themenheftes von 'Garten und Landschaft' veröffentlicht worden sind) neigen bei genauer Betrachtung dazu, den LeserInnen ein Leitbild anzupreisen bzw. schmackhaft machen zu wollen (vgl. z.B. Richard, W., Garten u. Landschaft 1/86). Die ewige Suche und Frage nach Leitbildern weist auf einen Berufsstand hin, der aus Orientierungslosigkeit und Verunsicherung ständig nach neuen Idealen Umschau hält. Dies läßt vermuten, daß es sich hier um einen Berufsstand handelt, der es sich zur 'Tradition' gemacht hat, Leitbilder zu übernehmen, anzueignen oder zu erfinden.

Wir wollen uns in dieser Arbeit auf die Diskussion weniger Autoren beschränken, die sich zum Thema 'Leitbild' geäußert haben. Hauptsächlich setzen wir uns mit dem Artikel von Georg Penker "Leitbilder der Landschaft" (in: Garten und Landschaft 11 / 1986) auseinander; denn der Beitrag dieses Autors, sein Leitbild-Entwurf, erscheint uns in vielerlei Hinsicht als ein sehr typisches Beispiel landespflegerischer und grünplanerischer Ideologie.

Schwerpunkt dieser Arbeit ist es, dem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen, Leitbildern und 'Zeitgeist' nachzugehen. Es soll der Versuch unternommen werden, diesen 'äußeren Rahmen', in dem sich Leitbilder entwickeln, darzustellen. Die Abhängigkeit der Leitbilder von politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und ihre Wiedergabe und Darstellung soll im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

Um den Zusammenhang zwischen Leitbild und gesellschaftlichen Verhältnissen darzustellen, bedienen wir uns der Leitbild-Idee von Georg Penker. Deshalb ist es notwendig, daß wir in einem ersten Schritt Penkers zentrale Leitbild-Idee unter die Lupe nehmen. In einem zweiten Schritt können wir dieses Leitbild bzw. sein Leitbild-Ideal in einen gesellschaftlichen Zusammenhang stellen, den 'äußeren Rahmen' beschreiben. Danach wollen wir die Umsetzung dieses Leitbildes in Planung und Gartenarchitektur diskutieren. Die Trennung in die 'Rahmenbedingungen', in denen Leitbilder entstehen und sich entwickeln, und in die 'Inhalte' (inhaltliche Umsetzung) der Leitbilder wird nur gemacht, um den Zusammenhang von Leitbild und 'Gesellschaft' besser beleuchten zu können. Dabei ist natürlich klar, daß das Eine mit dem Anderen eng zusammenhängt. Da der Schwerpunkt der Arbeit im Nachzeichnen des Zusammenhanges von Leitbild und gesellschaftlichen Verhältnissen liegt, behandeln wir am Beispiel des Artikels von Georg Penker die Umsetzung seines Leitbildes in die Planung und Gartenarchitektur nur exemplarisch. In einem weiteren Kapitel betrachten wir anhand von Textveröffentlichungen anderer Autoren die Umsetzung von Leitbildern in Gartenarchitektur.

2.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT' - ZUR IDEALISIERUNG DES 'BILDES DER LANDSCHAFT'

2.1 Zur Wahrnehmung von Landschaft

Wie der Titel von Georg Penkers Artikel 'Leitbilder der Landschaft' bereits andeutet, bezieht sich sein Leitbild-Begriff auf die Landschaft, bzw. die Bilder der Land-

schaft. Wir müssen also erst einmal klären, wie Landschaft wahrgenommen wird und wie Bilder von Landschaften entstehen. Die Wahrnehmung von Landschaften kann bei verschiedenen Menschen sehr unterschiedlich sein. Je nach Biographie, persönlicher Erfahrung und kultureller Herkunft kann das gleiche landschaftliche 'Objekt' bei verschiedenen BetrachterInnen sehr ungleiche Bedeutung haben. Diese Tatsache, die in Landschaftsbeschreibungen und der Landschaftsmalerei zum Ausdruck kommt, kennt wohl jede(r) aus eigener Erfahrung. Die Vorstellung, die wir von einer bestimmten Landschaft haben, das Bild, das wir uns von ihr machen, entsteht erst durch die Wahrnehmung der Landschaft im Zusammenhang mit der 'kulturellen Brille' durch welche wir die Landschaft betrachten (vgl. BURCKHARDT, L., 1972).

Lucius Burckhardt hat das so formuliert:

"Daß die Landschaft natürlich sei und kein Menschenwerk, kann in den uns umgebenden Gegenden nicht behauptet werden. Andererseits wäre es auch falsch zu sagen, das Artefakt der Landschaft sei bewußt und zum Zwecke einer Aussage gestaltet worden. Weder also kann die Landschaft das Objekt oder Motiv, noch kann sie der Inhalt ihrer Aussage sein. Gerade dieses aber macht den gesellschaftlichen Charakter der Bedeutung der Landschaft aus; daß die Aussage nicht im Objekt selbst, sondern in seiner kulturellen Interpretation, im Kulturgut liegt, durch das wir die Landschaft sehen und verstehen lernen. Dieses Kulturgut nun besteht zweifellos aus den kulturellen Leistungen der Dichtung und der Malerei, zum überwältigenden Maße aber reicht es in die abgesunkenen Bereiche hinein, welche den Massen der Menschen zugänglich sind: in die Urlaubsprospekte, in die naiven oder sentimentalischen Lesebuchtexte, in die Landschaftsschilderungen des Trivialromans und in die billigen Öldrucke, wie sie in Hotelzimmern zu sehen sind." (BURCKHARDT, L., 1972)

In die Zeit der Entdeckung der Landschaft durch die Malerei und Dichtung und deren Festsetzung als Bild im Bewußtsein der Gesellschaft fällt auch die romantische Epoche des Landschaftsgartens. Dieses romantische Bild der Landschaft hat sich bis heute in Landespflege und Grünplanung gehalten. Penkers Blick für die Landschaft oder seine Vorstellung vom Bild der Landschaft entspricht genau dem des romantischen Landschaftsbildes und dessen kultureller Interpretation.

So schreibt er: "Das Wort 'Landschaft'... verbindet sich bei uns mit Bildern von Landschaften, etwa Leitbilder einer heroischen, einer sentimentalischen, einer dramatischen Landschaft. Wir verbinden mit der Landschaft Griechenlands die Welt und Kultur der Hellenen oder mit den Landschaften Italiens die Geschichte Roms. Es sind 'Bilder' dieser Landschaften, die das bloße Landschaftsbild mit den Vorstellungen und Ideen der Geschichte und Kultur der Völker zum 'Bild der Landschaft' überhöhen." (PENKER, G., 1986)

Dabei stellt sich uns die Frage, wen Penker mit "verbindet sich bei uns mit Bildern von Landschaften" oder "wir verbinden mit der Landschaft" meint? Geht er davon aus, daß alle aus der gleichen geographischen Gegend stammen, die gleiche Biographie und den gleichen kulturellen Hintergrund haben? Meint er mit "uns" StädterInnen, die Landschaft mit einem touristischen Blick betrachten oder meint er die extensiv wirtschaftenden Bauern/Bäuerinnen, die mangels Arbeitsauslastung über ihre Landschaft philosophieren? Er berücksichtigt dabei nicht, daß zum einen, selbst bei der Betrachtung der Landschaft mit einem unbeteiligten, 'touristischen Blick', das Bild der Landschaft von den BetrachterInnen je nach kulturellem Hintergrund sehr unterschiedlich interpretiert werden kann und es zum anderen eine

noch viel differenziertere Betrachtungsweise der Landschaft gibt: die Betrachtung von Landschaft mit dem Blick von jemandem, dem sie als Lebensgrundlage dient.

"Auf einer Hügelkuppe in der Campagne von Neapel bat ich einmal einen Bauern um die Erlaubnis, von seinem Hof aus die Aussicht zu bewundern. 'Aber es gibt nichts zu sehen' antwortete mir dieser und wies mit einer Geste auf das Panorama vom Vesuv bis zum Cap Misen hin, das sich nun dem Eintretenden zu öffnen begann." (BURCKHARDT, L., 1972)

Ein Bauern betrachtet die Landschaft nicht als kulturell interpretiertes, ästhetisches Bild, sondern als Erscheinungsbild, das im Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen Produktion und seiner Arbeit steht. Er betrachtet die Landschaft als naturbürtige Produktionsgrundlage, von der im wesentlichen seine Lebensverhältnisse abhängen.

"Keine Klasse war oder ist ökonomisch bewußter als der Bauernstand." (BERGER, J., 1984)

Die Beobachtung der Landschaft und ihre schöngeistige "Überhöhung zum 'Bild der Landschaft'" (PENKER, G., 1986) muß einem Bauern unverständlich erscheinen, denn von seiner Beobachtungsgabe hängt viel mehr ab - nämlich sein Überleben und das seiner Familie. Die "Fähigkeit zur Beobachtung" (BERGER, J., 1984) von Landschaft ist beim Bauern daher auch besonders ausgeprägt. Jede Veränderung würde er wahrnehmen und aufgrund seiner bäuerlichen Erfahrung "im Hinblick auf die Zukunft interpretieren" (BERGER, J., 1984). Von seiner richtigen Interpretation hängt im wesentlichen seine ökonomische Situation ab. Das Erscheinungsbild der Landschaft hat also viel mehr mit der Wirtschaftsweise der Bauern/Bäuerinnen zu tun; es ist Ausdruck ihrer Arbeit. Das Erscheinungsbild der Landschaft ist nicht durch unsere kulturelle Interpretation entstanden, sondern ist Ausdruck der nutzungsbedingten "historischen wie aktuellen Aneignung" (HÜLBUSCH, K.H., 1978) durch die Menschen. Penker benutzt das Erscheinungsbild der Landschaft nicht, um den Zusammenhang mit den Produktionsverhältnissen / Produktionsweisen zu reflektieren, sondern entwirft daraus ein 'Bild der Landschaft', um ein ästhetisches Leitbild zu formen. Es ist jedoch für die Landschaftsplanung völlig untauglich, die Landschaft als 'Bild' zu betrachten, ohne den Zusammenhang zwischen dem Erscheinungsbild der Landschaft und der Naturaneignung und deren Bedeutung für die Qualität der Lebensverhältnisse zu sehen.

2.2 Die Verwechslung der Landschaft mit 'Natur'

In einem Artikel von 1964 tritt Penker mit Rousseaus Aufruf "Zurück zur Natur" an den Berufsstand heran. Für seinen Naturbegriff bezieht er sich auf Rousseau und erliegt dabei einer Rousseau oft vorgeworfenen Verwechslung der 'Landschaft' mit der 'Natur'. Daß diese Verwechslung Rousseau zu Unrecht angehaftet wird, weißt Lucius Burckhardt 1972 in seinem Artikel 'Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur' nach. Penker sieht die Aufgabe des Berufsstandes "in der Bewahrung und Wiederherstellung der freien Natur". Die 'Natur', die Penker als Vorbild dient, findet er in der Landschaft.

"Wir, die Menschen des technischen Zeitalters, lieben die ursprüngliche Natur. Die Massenbewegungen der Großstädter in die freie Landschaft sind ein schlagender Beweis, daß es keiner weiteren Worte bedarf." (PENKER, G., 1964)

Die Vorstellung, die 'ursprüngliche Natur' zu bewahren und wiederherzustellen, ist heute im überall propagierten und größtenteils auch praktizierten Naturschutz wiederzufinden. Die 'Natur', die Penker meint, ist aber ein Produkt der Wirtschaftstätigkeit der Menschen. So 'ursprünglich' kann sie also nicht sein. Die Landschaft, in der er meint diese 'Natur' vorzufinden, ist eine durch den Menschen bearbeitete Landschaft, ihre aktuelle Naturausstattung ist Ausdruck der Produktionsweisen. Die sozialen und ökonomischen Lebensverhältnisse der auf dem Lande lebenden und arbeitenden Menschen bezieht Penker genausowenig ein, wie der oben angesprochene Naturschutz. Wenn deutlich ist, daß die 'Natur' oder 'freie Landschaft' "Produkt oder Nebenprodukt agrarischer / forstlicher, extensiver bis intensiver Produktion" (BARTUNG, L., 1987) ist, wie können LandschaftsplanerInnen dann annehmen, sie könnten Natur bzw. Landschaft bewahren und wiederherstellen. Penker und vielen NaturschützerInnen geht es nicht um die sozialen und ökonomischen Lebensverhältnisse der auf dem Lande lebenden und arbeitenden Menschen, sondern um die Erhaltung und Wiederherstellung eines Landschaftsbildes. Um dieses 'Bild der Landschaft' als ästhetisches Leitbild zu legitimieren bedienen sie sich der Ökologie. Die alten, extensiv genutzten Agrargebiete sieht Penker als

"einmalige und glückliche Symbiose von Natur und Landwirtschaft, die ich als ökologische Hochleistungslandschaft bezeichnen möchte. Wahrscheinlich gab es vorher und im nachhinein kein ähnliches Ergebnis mit einer so hohen ökologischen Effizienz. Mit diesem außerordentlichen Reichtum und einer großen Artenvielfalt an Pflanzen und Tieren verband sich ein Bild der Landschaft, wie wir es heute kaum noch kennen und dem wir nachtrauern." (PENKER, G., 1986)

Bereits die Verwendung des Begriffs 'Symbiose' zeigt das falsche Verständnis, das Penker von dieser Natur hat. Denn diese 'Natur' ist nicht zum Zwecke einer Symbiose mit der Landwirtschaft einfach real existierend, sondern sie ist eigentliches Produkt der Landnutzung. Ohne diese Landnutzung würde es auch diese 'Natur' nicht geben. Der zweite Teil des Zitats macht deutlich, daß es Penker nicht um die Menschen und deren Lebensverhältnisse geht, - denn die ökonomische Situation der Bauern in den extensiv genutzten Agrargebieten war meist ziemlich schlecht, - sondern um die Hochstilisierung des 'Bildes der Landschaft' und eine große Artenvielfalt. Er trauert diesem 'Bild der Landschaft' nach und führt zu seiner Legitimation die Ökologie, die Artenvielfalt der Tiere und Pflanzen an. Sein 'Bild der Landschaft' entspricht dem des im Bewußtsein des 'Städters' festgesetzten romantischen Landschaftsbildes. Insofern meint er wohl mit wir, die an der landwirtschaftlichen Produktion unbeteiligten Städter. Sein Blick für die Landschaft gleicht dann eher dem eines unbedarften Touristen, als dem eines Landschaftsplaners. Die 'Bewahrung und Wiederherstellung' dieses 'Bildes der Landschaft' führt den Zugriff aufs Land fort. Der Naturschutz, der wie Penker ein 'Bild der Landschaft' und die Artenvielfalt einer Landschaft erhalten will, enteignet gerade jene bäuerlichen Betriebe "die durch ihre landwirtschaftliche Kultur" oftmals erst "den Anlaß für Naturschutzüberlegungen gegeben haben" (KRAUSS, S. / SCHÜRMEYER, B., 1987).

2.3 Die Übertragung der 'Natur' der Landschaft in die Stadt

Penker sieht die Aufgabe der Profession "in der Bewahrung und Wiederherstellung der freien Natur". Dies gilt für ihn nicht nur für die Landschaft, sondern auch für die Stadt. Da für ihn "der Schutz der Natur und somit das Wohl der Bürger" im Vordergrund steht, fordert er für die Stadt:

"Der Park, der Natur als Partner und nicht als Mittel zum Zweck begreift; jeder größere Park sollte sein 'Naturreservat' haben, in dem der Mensch die Natur respektiert." (PENKER, G., 1986)

Um diese Forderung naturwissenschaftlich abzusichern, beruft sich Penker auch hier wieder auf die Ökologie, "mit dem Ziele der Erhöhung und Stabilisierung des Artenreichtums von Fauna und Flora" (PENKER, G., 1986).

"Indem die 'Bedrohung' (und daraus folgend die Unterschutzstellung A.d.V.) von Pflanzen und Tieren im Vordergrund steht, wird von der Diskussion um die Lebensverhältnisse in der Stadt abgelenkt." (BARTUNG, L., 1987)

Penker glaubt, die 'Natur' nur in der Landschaft zu finden und da er diese 'Natur' und deren Schutz mit dem "Wohl der Bürger" gleichstellt, versucht er sie in die Stadt zu bringen.

"Viele werden einwenden, daß die freie Natur ein Privileg der Landschaft sei und in bewohnten oder gar städtischen Bereichen nichts zu suchen habe. Diese Vorgestrigen mögen ruhig da bleiben. Der moderne Städtebau ist auf dem besten Wege, die ungestaltete Landschaft und Natur in die Stadt einzubeziehen. Ein neues Lebensgefühl entsteht." (PENKER, G., 1964)

Die 'Natur' und damit die Landschaft wird also in die Stadt übertragen. Weil Penker den Zusammenhang zwischen der 'Natur' der Landschaft und agrarischer und forstlicher Landnutzung nicht herstellt, kann er auch den Zusammenhang zwischen der 'Natur' der Stadt und städtischer Produktion und Reproduktion nicht sehen. Deshalb erkennt er auch nicht, daß es eine 'Natur der Stadt' gibt.

"Wird städtisches Leben und Arbeiten in einem Zusammenhang mit den Erscheinungsbildern der Vegetation begriffen, so wird deutlich, daß 'die Produkte und nicht intendierten Nebenprodukte heutiger städtischer Flächennutzungen (nämlich die urbanen Ruderalgesellschaften im weitesten Sinne) nicht als 'weniger natürlich' betrachtet werden sollten, als die Produkte und nicht intendierten Nebenprodukte von archaischen (und zum Teil wirklich 'landschaftszerstörenden') Flächennutzungen auf dem Lande.'" (HARD, G., 1985) Als 'natürlich' und als 'städtische Natur' erscheint es demnach sinnvoll, all das zu bezeichnen, 'was in der Stadt unter den Bedingungen der normal alltäglichen städtischen Flächennutzungen von selber wächst' (HARD, G., 1985)." (BARTUNG, L., 1987)

Da Penker die 'Natur der Stadt' nicht sieht, überträgt er die 'Natur der Landschaft', bzw. "die Erscheinungsbilder ländlicher Produktion in die Stadt und setzt damit städtischer Produktion und Reproduktion prinzipiell" (BARTUNG, L., 1987) Erscheinungsbilder auf, "die in keinem Zusammenhang mit städtischen Lebensverhältnissen stehen" (ebenda).

2.4 Das 'Bild der Landschaft' und seine Übertragung auf die Freiräume der Stadt

Wie wir gesehen haben gibt es für Penker nur eine 'Natur' der Landschaft, somit also auch nur ein 'Bild' der Landschaft, losgelöst von deren landschafts- und produktionsgeschichtlicher Bedingtheit. Da er die 'Natur' der Stadt bzw. deren Erscheinungsbilder nicht wahrnehmen kann, überträgt er das 'Bild der Landschaft' auf die Freiräume der Stadt.

"Das Wort 'Landschaft' und nicht der Freiraum verbindet sich bei uns mit Bildern von Landschaften, etwa Leitbilder einer heroischen, einer sentimental, einer dramatischen Landschaft. So gesehen erscheinen Leitbilder der 'Freiraumplanung' zu eingengt. Nichtssagend auch in bezug auf Leit - 'Bilder', denn mit Freiraum verbinden wir keine 'Bilder', wohl aber mit dem Wort Landschaft. Der Begriff der Freiraumplanung ist daher abzulehnen." (PENKER, G., 1986)

Im Unterschied zu Penker assoziieren StadtbewohnerInnen mit Freiräumen aber sehr wohl 'Bilder', nämlich die Erscheinungsbilder städtischer Vegetation.

"Die Lesbarkeit eines Freiraumes" (HARD, G. / PIRNER, J., 1987), also die Möglichkeit über die spontane Vegetation der Stadt Spuren der Nutzung zu sehen und somit über die Art und Intensität der Nutzung vorhandene Freiraumqualität zu erkennen, ist nicht nur für FreiraumplanerInnen von Bedeutung, sondern auch für die NutzerInnen selbst, da nur dadurch für sie der Freiraum aneignbar wird. Durch das Lesen von Nutzungsspuren im Freiraum und durch die über den alltäglichen Gebrauch erlernte Erfahrung damit festigen sich im Bewußtsein der NutzerInnen Bilder bzw. Erscheinungsbilder der jeweiligen Freiräume. Beim Sehen und Wiedererkennen von Freiräumen, mit gleichartigen Erscheinungsbildern der Vegetation und der Nutzungsspuren wird den BetrachterInnen Art und Intensität der Nutzung deutlich. Ihnen wird klar, welche Nutzungen/Nutzungsmöglichkeiten hier bestehen, welche Nutzungen sozial akzeptiert werden und welche nicht. Die spontane Vegetation läßt sich für die NutzerInnen aus Erfahrung als Indiz für benutzte und benutzbare Flächen / Freiräume erkennen. Über den alltäglichen Gebrauch und die eigene Erfahrung institutionalisieren sich die Handlungs- und Verhaltensweisen im Freiraum.

"Die Fauna und Flora der Stadt kann als Ausdruck und Indikator der biotischen und abiotischen Lebensverhältnisse angesehen werden. Die Vegetation der Stadt sagt also etwas über die physischen und psycho-sozialen und materiellen Existenzbedingungen der Bewohner aus." (BARTUNG, L., 1987)

Die 'Bilder der Freiräume', die Erscheinungsbilder der städtischen Vegetation, müssen also wie die 'Bilder der Landschaft' im Zusammenhang mit produktiven Tätigkeiten gesehen werden. In der Stadt sind dies ebenso wie auf dem Land die produktiven und reproduktiven Tätigkeiten der dort lebenden und arbeitenden Menschen. Werden die 'Bilder der Landschaft' aus ihrem entstehungsgeschichtlichen Zusammenhang herausgerissen und als Leitbild in den Freiräumen der Stadt reproduziert, werden die Bilder und Zeichen der Freiräume aus dem Kontext des alltäglichen Gebrauchs herausgelöst und in einen für die NutzerInnen nicht mehr entschlüsselbaren Codex ästhetischer Gestaltung übersetzt. Die für die Interpretation der Brauchbarkeit der Freiräume benötigten Spuren und Zeichen des Gebrauchs, werden so durch ästhetisierte Bilder und Zeichen ersetzt, welche die NutzerInnen nicht mehr über ihre Erfahrung kontextualisieren, d.h. in einen verständlichen Zusammenhang bringen können.

"Anlaß und Durchführung solcher erzwungenen Interpretationen sind im Alltag oft nicht besonders erfreulich, und man strebt sie wohl nur selten direkt an: Sie unterbrechen ja das fraglos-routinierte (...) verstehen und (...) verwerten und damit auch die gewohnte Verständlichkeit und Verwertbarkeit der Welt." (HARD, G., 1985)

Oder anders formuliert: Wird das 'Bild der Landschaft' losgelöst von dem landschafts- und produktionsgeschichtlichen Zusammenhang betrachtet und als ästhetisches Leitbild auf die Freiräume der Stadt übertragen, so wird städtische

Produktion und Reproduktion ausgeblendet. Die NutzerInnen können die Freiräume über den alltäglichen Gebrauch nicht mehr lesen und verstehen, da sie zum Objekt ästhetischer Gestaltung werden, in denen die StadtbewohnerInnen nur noch als Statisten auftreten.

3.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT'- ZU SEINEM ZUSAMMENHANG MIT GESELLSCHAFTLICHEN VERHÄLTNISSEN UND GARTENARCHITEKTUR

In diesem Kapitel wollen wir am Beispiel des beschriebenen Leitbildes 'Landschaft' den Zusammenhang zwischen Leitbildern und gesellschaftspolitischen und ökonomischen Verhältnissen aufzeigen. Daß Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und Leitbildern vorhanden sind, scheint allgemein bewußt zu sein. Die Frage nach neuen und, wie betont wird, angeblich richtungsweisenden Leitbildern und die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Faktoren, die zu ihrer Entstehung beitragen, ist in einer Zeit der postmodernen Verwirrungen aktueller denn je. In Frankfurt organisierte der Deutsche Werkbund kürzlich eine vier-reihige Vortragsserie, um Leitbildern nachzugehen. Zentrale Frage der Veranstaltung war es, die Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und Entstehung von Leitbildern zu klären. Uns interessieren aber nicht nur die Zusammenhänge, sondern vielmehr die Frage, welche gesellschaftlichen Verhältnisse in Leitbildern transportiert werden.

Thesen

Eine These ist, daß Leitbilder nicht die realen, tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnisse widerspiegeln, sondern fingierte Verhältnisse vorspiegeln. Das bedeutet also, daß Leitbilder ein Mittel der politisch Mächtigen/Entscheidungsbefugten sind, um deren sehr einseitigen Interessen durchzusetzen. Dadurch können diese unter dem Deckmantel des Leitbildes als allgemeingültige, gesellschaftliche Interessen durchgesetzt werden. Mit ökologischen, hygienischen, technischen, funktionalistischen, 'sozialen' (im Sinne von öffentlichem Ersatz-, Ablenkungs- oder Ausgleichsgrün für fehlende private Freiräume) Argumenten wird immer wieder versucht, Leitbilder oder 'ästhetische Konstrukte' zu legitimieren, hinter denen sich polit-ökonomische Interessen und Machtstrukturen verbergen. Leitbilder sind demnach eher auf vorgespiegelte, fingierte gesellschaftliche Verhältnisse zurückzuführen, als daß sie, wie es z.B. Penker meint, Ausdruck oder Spiegel realer gesellschaftspolitischer und wirtschaftlicher Verhältnisse sind; denn sie wollen ja gerade unter dem Deckmantel der ästhetischen Verheißung die realen Verhältnisse verbergen. Dieser Zusammenhang, der an den Leitbildern selbst nur schwer nachzuweisen ist, läßt sich daher besser an den durch Leitbilder geschaffenen Abhängigkeiten und Folgen prüfen, was auch Rückschlüsse auf das Gesellschaftsbild der PlanerInnen zuließe. Leitbilder der Gartenarchitektur sind 'ästhetische Konstrukte', 'ideologische Projektionen', Wunsch- oder Kopfbilder. Am Beispiel des Landschaftsgarten läßt sich dies aufzeigen. Die Festsetzung der Leitbilder im Bewußtsein der Gesellschaft läßt sie uns als aktuelle Tendenz erscheinen und den Stil, in dem sie dargestellt werden, als zeitgemäß empfinden, eben als Trend oder Moden, die geprägt sind durch den uns allen 'vertrauten Zeitgeist'.

3.1 Gartenarchitektur und Leitbilder und ihr Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen

Leitbilder sind eng mit der Disziplingeschichte der Garten - und Landschaftsarchitektur verknüpft (vgl. HÜLBUSCH, K.H., 1981 und MILCHERT, J., 1985). Wir beschränken uns in diesem Kapitel im wesentlichen auf das Leitbild der 'Landschaft' von Georg Penker als exemplarisches Beispiel, da wir davon ausgehen, daß die Zusammenhänge, die wir herauszuarbeiten versuchen, für alle Leitbilder zutreffen. Zunächst möchten wir der These nachgehen, daß Gartenarchitektur und die zu ihrem traditionellen Repertoire gehörenden Leitbilder (vgl. BÖSE, H., 1986), in engem Zusammenhang mit fingierten gesellschaftlichen Verhältnissen stehen. An dieser Stelle müssen wir zwischen den Begriffen 'Gartenkultur' und 'Gartenarchitektur' / 'Gartenkunst' unterscheiden. Zur Gartenkultur, die tatsächlich Ausdruck der realen gesellschaftlichen Strukturen und sozioökonomischen Verhältnisse ist, schreibt Migge 1913:

"Gartenkultur ist wesentlich ein Produkt der Gesellschaft. Das Gartenleben ist wie jede andere Erscheinung im Streben der Völker immer ein objektiver Spiegel der politischen - sozialen und geistigen Struktur jeweils seiner Zeit gewesen." (MIGGE, L., 1913)

Da wir 'Gartenkultur' als Begriff im Sinne der Theorie Migges verstehen, versuchen wir zunächst die wesentlichen Unterschiede zu den Begriffen der 'Gartenarchitektur' / 'Gartenkunst' zu klären.

3.1.1 Exkurs: Zu den Begriffen Gartenkultur und Gartenarchitektur / Gartenkunst

Migge sah reges Gartenleben als Resultat produktiver und reproduktiver Tätigkeiten.

"Wer in aller Welt mag die Infamie verbreitet haben, daß der Garten zum Faulenzen da sei, und daß, um ihn recht zu genießen, man Muße, nichts als Muße haben müsse (...). Rechte Arbeit schließt Muße ein und umgekehrt." (MIGGE, L., 1913)

Die Grundlage intensiven Gartenlebens ist für Migge der sich wiederholende "Arbeits-Rhythmus", die "tatsächlichen Handlungen" im alltäglichen Gebrauch des Gartens und des Freiraumes. Für ihn ist dies "der wahre rhythmische Untergrund der Gartenkultur des zwanzigsten Jahrhunderts!" (MIGGE, L., 1913) Im Gegensatz dazu sieht er die Grundlagen der Gartenarchitektur/Gartenkunst auf "ästhetisierenden Empfindungen" und "wissenschaftlichen Überlegungen" beruhend, die bestimmte Formvorstellungen und schöngeistige Richtungen fixieren (vgl. dazu MIGGE, L., 1913). Für die öffentlichen Freiräume, die durch administrativen Zugriff und Verwaltung ein klassisches Arbeitsfeld der Gartenarchitektur/Gartenkunst sind (vgl. dazu HÜLBUSCH, K.H. 1981), fordert Migge genauso 'Gartenkultur' statt 'Gartenkunst'.

"Unsere Massen wollen kein Strauch - und Baummuseum in dem Park, der ihnen gehört; sie verlangen mit Recht, seine Einrichtungen aktiv ausnutzen zu dürfen und nicht nur zu besehen. Der gemeinschaftliche Garten unserer Tage wird also künftig wieder ein Zweckgebilde sein,

berufen, den ganz spezifischen Gebräuchen einer Mehrheit von Menschen Genüge zu tun. Das Volk soll sich in ihm betätigen, am Alltag und am Ruhetag - wir brauchen keine Sonntagsgärten!" (MIGGE, L., 1913)

Zum grünplanerischen Verständnis der Gartenarchitekten, die ihre Projekte in der Stil-Richtung entwerfen, in die gerade das Pendel der Mode ausschlägt, bezieht Migge ebenfalls Stellung und setzt gleich noch eine freiraumplanerische Position dagegen.

"Heute ist er 'architektonisch' inspiriert, morgen von 'landschaftlicher Tradition' belastet und, wenn möglich, will er sich 'künstlerisch ausleben'. So versandelt er das äußere Bild unserer Städte. Da hilft nur intensive Verbreitung einer anspruchslosen, auf sachlichen Elementen fußenden Gartenidee, die durch den Gebrauch von selbst handwerkliche Vereinfachung mit sich bringen wird." (MIGGE, L., 1913)

Was Migge für die Gartenkultur formuliert hat: "Das Gartenleben ist ... immer ein objektiver Spiegel der politischen-sozialen und geistigen Struktur jeweils seiner Zeit gewesen", können wir allgemeiner formulieren. Alle Gärten, seien sie ein Produkt der Gartenkultur, also eines intensiven 'Gartenlebens', oder der Gartenarchitektur/Gartenkunst, stehen im Zusammenhang mit gesellschafts-politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit. Dabei sehen wir die ersteren als Ausdruck der realen sozioökonomischen Lebensverhältnisse der NutzerInnen und die zweiten als zeitbedingten Ausdruck geschmacklicher Stile und Formensprachen.

Beleuchten wir einmal den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und den landespflegerischen bzw. gartenarchitektonischen Leitbildern, wie ihn Penker sieht.

"Die idealtypischen Landschaften als Leitbilder der historischen Epochen und Zeitalter waren immer Ausdruck der gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse." (PENKER, G., 1986)

Die "idealtypischen Landschaften", die Penker meint, haben wir im ersten Kapitel beschrieben. Als 'Ideal' kann dieses 'typische' Landschaftsbild nur bezeichnet werden, wenn man es wie Penker lediglich als Bild / Dekor sieht; als 'Landschaftsbild' und dessen kulturelle Interpretation und 'Überhöhung' zum 'Bild der Landschaft'. 'Ideal' aus der ökonomischen Sicht der Bauern betrachtet waren sie keineswegs, 'typisch' nur, wenn sie als 'Bild' betrachtet werden, weil diese älteren, extensiven, landwirtschaftlichen Landnutzungen das gleiche, nutzungsabhängige, eben 'typische' Erscheinungsbild zur Folge hatten. Diese 'idealtypische Landschaft' gibt es also nicht, hat es nie gegeben, weder früher noch heute! Sie ist eine Fiktion! Das Erscheinungsbild der devastierten Agrarlandschaften des 19. Jahrhunderts wird nur in unserer Kultur als 'ideale Landschaft' (bildlich verstanden) gesehen. Für die kleinen bäuerlichen Betriebe waren diese Landschaften nicht idealisierte Bilder, sondern ihr Arbeitsgegenstand. Sinn der bäuerlichen Produktion war nicht eine 'ideale Landschaft' zu schaffen, sondern ihre Existenz zu sichern. Die "idealtypischen Landschaften", oder extensiv genutzten Agrarlandschaften waren nicht die "Leitbilder der historischen Epochen und Zeitalter". Die Landschaften selbst, ihre Erscheinungsbilder können nicht Leitbilder sein. Die Landschaft ist "Produkt oder Nebenprodukt agrarischer/forstlicher, extensiver bis intensiver Pro-

duktion. Sie wird vermittelt über die unterschiedlichsten Erscheinungsbilder." (BARTUNG, L., 1987)

Die künstliche Darstellung der Erscheinungsbilder der Agrarlandschaft bzw. die Ästhetisierung der Darstellung, um sie von ihrem Dargestellten zu unterscheiden, ist das Merkmal dieses 'ästhetischen Konstruktes' (HARD, G., 1985) und Leitbildes 'Landschaft' (vgl. BURCKHARTD, L., 1972).

Wie haben festgestellt, daß das Leitbild, welches Penker hier anspricht, nicht die "idealtypische Landschaft" selbst sein kann, sondern das Leitbild ist das "ästhetische Konstrukt 'Landschaft' und seine künstlerische Realisierung in Landschaftsgarten und Gärtnergrün." (HARD, G., 1985) Die "ästhetisierte, archaische Agrarlandschaft" (HARD, G., 1985), das Bild der romantischen, schönen Landschaft, wird heute noch mit Natur gleichgesetzt (vgl. HARD, G., 1985) und hat sich als Leitbild im Bewußtsein des Berufsstandes festgesetzt. In bezug auf das Leitbild 'Landschaft', sei es als Fiktion durch die Landespflege in die Landschaft oder durch die Grünplanung in die 'Freiräume' der Stadt transportiert, fällt eine erstaunlich präzise Übereinstimmung in den Argumenten und Behauptungen zwischen einzelnen Vertretern der Profession auf, z.B. zwischen Penker und Albertshäuser. (vgl. dazu BARTUNG, L., 1987)

3.2 Das 'Bild der Landschaft' - Leitbild der Herrschenden

Daß die Inhaber von politischer und ökonomischer Macht ein Leitbild erdachten, in welchem das Erscheinungsbild der archaischen, extensiv genutzten Agrarlandschaft als 'ästhetisches Konstrukt' oder Bild hochstilisiert wurde, beruhte auf konkreten Interessen. Die Hintergründe dafür sind darin zu finden, daß

"sich in England im 17. und 18. Jahrhundert die Verhältnisse umkehrten: Die Stadt, bisher Ort des Verbrauchs der in der Landwirtschaft erworbenen Reichtümer, wird nun selbst der Ort der Bereicherung. Die Landgüter, die vorher dem sich in der Stadt vergnügenden Herrn das Einkommen zu liefern hatten, werden damit zu Lustgärten, in welchen das in der Stadt gewonnene Geld für Liebhabereien verausgabt wird. Grundlage davon ist die Enclosure, die Umzäunung, welche die Bauern von den Gütern ausgeschlossen und zu billigen Arbeitskräften der städtischen Industrie gemacht hatte. Somit war die bäuerliche Landschaft der Güter nur noch eine Darstellung. Damit aber die Darstellung von ihrem Dargestellten unterschieden, ja damit sie überhaupt erkannt werden konnte, bedurfte sie eines Stils" (BURCKHARDT, L., 1972);

des Stils des englischen Landschaftsgarten. Gleichzeitig mit dem englischen Landschaftsgarten entdeckt die Aristokratie (die damaligen Landherren) die Landschaft als 'arkadisches Bild'.

"Nicht zuletzt deshalb ist der klassische Landschaftsgarten angefüllt mit Anspielungen aus den Gefilden einer elitären literarischen Bildung: Literaten und Dichter, die (mit ihren engsten Freundeskreisen) unter den frühen Schöpfern des Landschaftsgartens besonders stark vertreten waren, projizierten diese 'geistige Landschaft' aus der malerischen und literarischen Tradition nun in 'die Natur', d.h. in die damalige, sich agrarkapitalistisch modernisierende Agrarlandschaft Englands hinein." (HARD, G., 1985)

Mit der Inszenierung von Bildern in der bäuerlichen Agrarlandschaft wird die Arbeits- und Lebensweise der Landbevölkerung ästhetisiert und die Kolonisierung

der Landbevölkerung durch die Aufhebung ihres Arbeitsplatzes bewerkstelligt.

"Die extensiv genutzten und devastierten, wirtschaftlich verarmten Agrargebiete, die gegenüber den 'kultivierten' Gärten nach Erscheinung (Bild) und Naturmoment wild und ungewöhnlich empfunden werden, geraten zur Sensation. Arbeit und Leben auf dem Land werden als Versatzstücke, Staffage und Rollen aufgefaßt, die dem Kunstwerk 'Landschaftsgarten' einverleibt und untergeordnet werden." (HÜLBUSCH, K.H., 1981)

Das 'Kunstwerk' Landschaftsgarten wurde vom kunstinteressierten Landherren, seinen Verwandten und Freunden als ein Bild ihrer Sammlung, als romantische Gefühlswelt, als 'begehbare Bild' verstanden. Die direkten Zusammenhänge zwischen dem Leitbild 'Landschaft' und den Interessen der Herrschenden (damals der Landlords) läßt sich nicht bestreiten. Mit Mitteln des ästhetischen Konstrukts 'Landschaft' als Leitbild und dessen künstlerische Umsetzung als Landschaftsgarten wurden die Bedingungen ländlichen Lebens- und Produktionsweisen vereinheitlicht und die Landbevölkerung wurde durch die Inhaber politischer Macht ökonomisch ausgebeutet / enteignet.

"Die Vornutzungen und Vornutzer waren vertrieben, alle banalen Publika und Zwecke ausgesperrt. Die ausgesperrten Publika und Vornutzer wurden nach dieser partiellen Umwidmung der Agrarlandschaft zu einem Kunstwerk nur noch als Pflegepersonal zugelassen und vor allem (meist gleichzeitig) als Statisterie, als Teil des Kunstwerkes und als Requisit eines lebenden Landschaftsbildes kunstvoll eingesetzt." (HARD, G., 1985)

Der Machtanspruch der bürgerlich-kapitalistischen Klasse auf das Land, die Enteignung der Landbevölkerung, nimmt hier seine Anfänge. Das Leitbild 'Landschaft', das Penker entwirft, entspricht dem Leitbild der ästhetisierten, archaischen Agrarlandschaft. Wir haben beschrieben, daß auch er sich auf ein kulturell interpretiertes, ästhetisiertes 'Bild der Landschaft' bezieht. Den Zusammenhang zwischen polit-ökonomischen Machtstrukturen und dem Leitbild der ästhetisierten Agrarlandschaft und dessen Umsetzung als Landschaftsgarten läßt Penker bei dessen Idealisierung außer acht. Er sieht die Epoche, die den Landschaftsgarten hervorgebracht hat, als "Befreiungsakt aus der Herrschaft des Adels", als "Befreiung der Natur aus ihrer totalen Unterdrückung unter eine Staatsidee." Wie wir gesehen haben, ist die 'Natur' der Landschaft aber keineswegs eine 'befreite oder freie Natur'. Die Landschaft ist nicht mit 'freier, ursprünglicher Natur' zu verwechseln. Die realen Landschaften "sind das Ergebnis der Wirtschaftstätigkeit des Menschen" (BARTUNG, L., 1987). Sie sind also weder 'natürlich' noch 'befreit'. Im Landschaftsgarten, dessen Vorbild die extensiv genutzten Agrarlandschaften bzw. ihre ästhetisierten Erscheinungsbilder sind, ist die Natur ebenso wenig 'befreit', sondern ein eigentliches Kunstprodukt.

"Im Landschaftsgarten, in dieser raffiniert arrangierten Gefühlserregungskunst, wurden weder die Natur noch die Subjekte autonom und freier, was stattfand, war eher eine umfassendere, technisch raffiniertere und subtilere Steuerung und Beherrschung beider." (HARD, G., 1985)

Die 'Staatsidee' des Feudalismus (Penker spricht hier auf den Barockgarten an), wird in der Epoche des Landschaftsgartens nur durch eine andere, die des sich etablierenden, bürgerlichen Kapitalismus ersetzt. Der 'Herrschaft des Adels' folgte

die Herrschaft des Bürgertums und des Kapitals. Das Landschaftsbild, welches nach seiner Ästhetisierung zum 'arkadischen Bild' als Leitbild für den Landschaftsgarten gedient hat, ist im wesentlichen das gleiche 'Bild der Landschaft', auf dem Penker sein Leitbild aufbaut.

Penker will den machtpolitischen Zusammenhang zwischen dem 'Bild der Landschaft' und dessen Imitation im Landschaftsgarten und heute im Landschaftspark und Gärtnergrün der Stadtgärtner nicht sehen. In grünplanerischer Tradition propagiert er ein Leitbild der Landschaft, welches historisch wie aktuell mit Machtstrukturen zusammenhängt. Der Infragestellung grünplanerischer Traditionen und kritischen Auseinandersetzung mit ihrem Berufsverständnis widersetzen sich Gartenarchitekten seit jeher.

3.3 Das Leitbild 'Landschaft' und dessen Übernahme durch die Gartenarchitektur

Mit der Ablösung des Barockgartens durch den Landschaftsgarten ging der Wechsel von feudaler Macht zur bürgerlich - kapitalistischen Macht einher.

"So ist es denn klar: zu allen Zeiten war auf der ganzen Erde der höhere Gartengenuß (Gartenkunst als nur für Gelehrte verständliche und entzifferbare Welt A.d.V.) denjenigen Mächten vorbehalten, die die Herrschaft über Gut und Leben besaßen." (MIGGE, L., 1913)

Das Leitbild 'Landschaft', seine Entwicklung und Übernahme durch die Gartenarchitektur steht auch bis heute in engem Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen und Verhältnissen. Es war historisch und ist aktuell immer mit herrschaftlichen Machtansprüchen verflochten und steht immer im Dienste politisch - ökonomischer Machtverhältnisse, was jedoch im allgemeinen von seinen Anhängern verleugnet wird. Es ist Merkmal der Leitbilder, daß sie nicht die realen, tatsächlichen Verhältnisse widerspiegeln, sondern fingierte gesellschaftliche Verhältnisse vorspiegeln. Das sind gerade Absichten, die hinter der Verknüpfung der Leitbilder mit politischer Macht stehen: die Vortäuschung von Verhältnissen, die nicht die realen Verhältnisse sind. Leitbilder sind also nur der Schein der Dinge, sie inszenieren Erscheinungsbilder.

"Das schlimme Wahre hinter jenem Schein jedoch ist eben das Bündnis des Auftrags mit der Verwaltung, welche er in deren Dienst verleugnet." (ADORNO, TH.W., 1964)

Wenn wir in der Entwicklung der Professionsgeschichte das Leitbild 'Landschaft' weiter verfolgen, so war damals der 'neue Stil' des Landschaftsgartens zunächst im Stadtpark wieder zu finden.

Dies "bildet dauerhaft wirksame Prämissen der Stadtgärtnerischen und grünplanerischen Berufs - und Disziplingeschichte: Einerseits wird der 'Garten' unabhängig von den Lebensorten angelegt, was eine Erörterung über Freiräume unnötig macht und gleichzeitig den Rückzug aus der Stadt auf ausgegrenzte Flächen - die Grünflächen - ermöglicht; andererseits gelingt es so erstmals, eine professionelle Zuständigkeit aufzubauen, die unter Berufung auf künstlerische Gestaltung Einwände und Ansprüche aus dem alltäglichen Lebenszusammenhang zurückweisen und für unangemessen erklären kann." (HÜLBUSCH, K.H., 1981)

Mit der Ausweitung des Leitbildes 'Landschaft' in die städtischen Freiräume, über die Volksparks, Freizeit - und Naturparks, bis hin zu Bundesgartenschauen, kam ein "unaufhaltsamer Aufstieg eines neuen Großgrundbesitzers und Verfügers über ästhetisch gestaltbare Grünflächen: Das städtische Gartenamt." (HARD, G., 1985) Mit diesem Zugriff auf die Freiräume der Stadt lenkt die städtische Administration mittels des Parks von fehlenden privaten Freiräumen und ökonomisch benachteiligten Lebensverhältnissen ab. Im Design des neuen Leitbildes, der "ästhetisierten Agrarlandschaft", waren

"die Effekte der Begrünung öffentlicher Freiräume ... denen der älteren Landschaftsgärtnerei auf dem Lande oft sehr ähnlich: Sie bestanden und bestehen bis heute vor allem in der Vertreibung und Aussperrung der spontanen und sozial eingespielten Nutzungen, in der Vernichtung der historisch angewachsenen Vegetation und vielfach auch in einer Nivellierung der überkommenen Kulturlandschaft." (HARD, G., 1985)

Verfolgen wir das Leitbild der Landschaft weiter, so entdecken wir es auch in dem an die Gründerzeit anschließenden Leitbild der 'vertikalen Gartenstadt'. Die Abstandsgrünflächen (das 'sanitäre Grün') um die 'Wohnmaschinen' des 'sozialen' Geschoßwohnungsbaus wurden mit dem gleichen ästhetischen Leitbild durchgestaltet, wie es im Stadtpark bereits zu besichtigen war. Je öfter die Bilder der archaischen Agrarlandschaft die städtischen Freiräume verzierten, um so wahrscheinlicher war es, daß dieses ästhetische Leitbild auch von den Städtern als 'ideales Bild' der städtischen 'Freiräume' angesehen wurde (vgl. HARD, G., 1985). Mit der "Verdrängung der 'Natur der Stadt' erstens aus dem Stadtbild und zweitens aus dem Bewußtsein der Städter" (HARD, G., 1985) wurde im Bewußtsein der Städter 'Platz geschaffen' für ein neues Bild, die ästhetisierte Agrarlandschaft. Die Verdrängung der 'Natur der Stadt' ermöglichte gleichzeitig, die 'Natur' woanders zu suchen, nämlich in der Landschaft. Die Gleichsetzung der 'Natur' mit den alten extensiven Agrarlandschaften ermöglichte zudem die 'Verurteilung' der spontanen Vegetation der Stadt (der 'Natur der Stadt') als 'Unnatur' bzw. 'Unkraut'. Mit der Vorstellung des Wohnens in der Natur bzw. in der Landschaft, die lediglich der Betrachtung und als Kontrast zur Architektur dienen sollte, haben Architekten wie Le Corbusier ihre 'Wohnmaschinen' in riesigen Landschaftsparks vorgesehen. Die Profession der Gartenarchitekten lieferte ihnen dazu das passende ästhetische Leitbild der 'arkadischen Landschaft', den Landschaftspark, und die damit verbundene Freizeitideologie, welche die Freiräume der Stadt nicht als Arbeits- und Lebensorte für produktive und reproduktive Tätigkeiten der StadtbewohnerInnen ansieht, sondern als Bühnenbilder für Freizeitaktivitäten. Über die nicht oder nur schlecht nutzbaren 'Landschaftsparks' (Abstandsgrünflächen) um die Geschoßwohnungsbauten herum

"verfügten meist nicht die Bewohner (die ihre Anlagen oft nicht einmal zu betreten, sondern zu schützen hatten); Verfüger waren und sind vielfach noch immer die Administration, die Gärtner und Hausmeister der Wohnbaugesellschaften: Auch hier hat die Verwaltung den Flächenherrschaftsanspruch der Landlords übernommen." (Hard 1985)

Die weitere Entwicklung des Leitbilds 'Landschaft' in der Professionsgeschichte unterscheidet sich hinsichtlich des Zusammenhanges mit herrschaftlichen Machtansprüchen nicht wesentlich. In der Landschaftspflege wird über den Natur- und Landschaftsschutz, weiterhin ein fiktives 'Bild der Landschaft' zu erhalten versucht

bzw. inszeniert, in dem die Nutzer (Bauern) vertrieben oder bestenfalls als Pfleger der Landschaft zugelassen werden. Mit scheinbar immer neuen Leitbildern aus dem Bereich der Öko-Wissenschaften, z.B. der Biotopvernetzung, wird versucht, den Herrschaftsanspruch und Zugriff aufs Land fortzusetzen. Dabei geht es stets wieder um die Inszenierung eines romantischen, ästhetisierten Landschaftsbildes. Penker sieht das folgendermaßen: "Die ökologischen Strukturen bedürfen der Umsetzung in Ideen der Landschaft". Wie wir bereits festgestellt haben, entsprechen dabei seine 'Ideen der Landschaft' der 'Gartenidee' des flächendeckenden Landschaftsparks. Die Biotopvernetzer projizieren wiederum ein Bild in die Landschaft (das romantische Landschaftsbild), welches in keinem Zusammenhang steht mit der Landschafts- und Produktionsgeschichte und den Lebensverhältnissen auf dem Lande (vgl. Kapitel 2.1).

In der Stilgeschichte der Gartenarchitektur taucht das Leitbild 'Landschaft' immer wieder in unterschiedlicher Form auf: Der weitverbreitete Eklektizismus in der aktuellen Gartenarchitektur, das 'Zitieren' der Stilelemente ('Versatzstücke') des Barockgartens und des Leitbildes der ästhetisierten Landschaft, ist nichts anderes als ein ewiger Rückgriff auf landschaftliche 'Vorbilder' aus dem Agrarraum. Der Barockgarten stilisierte die relativ intensiven Produktionsweisen (Schneiteln und Eichenhudewaldnutzung) in einer ansonsten extensiven Agrarlandschaft. Beim Landschaftsgarten sind dies Erscheinungsbilder, die aufgrund einer extensiven Landnutzung (z.B. Schafweide) entstanden sind (vgl. HÜLBUSCH, K.H., 1981).

"Nachdem ein ganzes Bild, sozusagen eine ganze Landschaft einmal ästhetisiert worden ist, können auch deren Einzelteile (wie etwa Rasen und Gebüsch) für sich allein weiterstilisiert, d.h. jenseits praktischer Funktionen und für kontemplativ - ästhetische Einstellungen zu immer raffinierteren 'Schönheiten' stilisiert werden." (HARD, G., 1985)

Auch die postmoderne Gartengestaltung neueren Datums greift einmal mehr auf 'Vorbilder' aus der Agrarlandschaft zurück. Dabei werden die fiktiven 'Bilder der Landschaft', ohne ihren landschafts- und produktionsgeschichtlichen Kontext, ohne ihre nutzungsabhängige Entstehungsgeschichte zu begreifen, ästhetisiert und in städtische 'Freiräume' projiziert. Nicht nur der städtebaulich - soziale Kontext des Ortes, an dem die 'Bilder der Landschaft' reproduziert werden, wird ausgeblendet, sondern auch die 'Natur der Stadt' verleugnet und die Arbeits- und Lebensräume der StädterInnen zu reinen ästhetischen Anschauungsobjekten stilisiert (vgl. siehe Kapitel 4).

Die Inszenierung des ästhetischen Konstrukts 'Landschaft' in den Freiräumen der Stadt führt dazu, daß die 'Bilder der Freiräume', die Zeichen des Alltags, nicht mehr in einen über den alltäglichen Gebrauch hergestellten, gewohnten und verständlichen Kontext passen. Die Zeichen des Gebrauchs, werden zu Zeichen der Ästhetik, die nicht mehr über einen erlernten und gewohnten Code entschlüsselt werden können.

Um die gestalteten gartenarchitektonischen Kunstwerke "stabil zu halten, muß aber die Pflege auch die agrarische Nutzung imitieren." (HÜLBUSCH, K.H., 1981) Die 'Schönheitspflege' der Stadtgärtner verhindert Aneignung und Nutzung der städtischen Freiräume dadurch, daß sie die Spuren des Gebrauchs immerwieder beseitigen. Die Lesbarkeit des 'Freiraumes' wird erschwert, da sein 'Bild' nicht in einen verständlichen Kontext gebracht werden kann. (vgl. dazu Kapitel 2.4)

4.0 DAS LEITBILD 'LANDSCHAFT' - ZU DEN FOLGEN DER 'LEITBILDNEREI' ⁽¹⁾

4.1 Leitbilder, Stile und 'Zeitgeist'

Bisher haben wir in dieser Arbeit Georg Penkers 'Leitbild der Landschaft' unter die Lupe genommen. Danach haben wir auf die Verflechtung von Leitbildern mit fin-gierten gesellschaftlichen Verhältnissen und mit Machtstrukturen hingewiesen und das 'Leitbild der Landschaft' in der Gartenarchitektur dargestellt. Hier nun möch-ten wir darstellen, wie ästhetische Leitbilder in der Gartenarchitektur im Zusam-menhang stehen mit Fragen des Stils, ästhetisierenden Ausdrucksweisen und dem sogenannten 'Zeitgeist'.

Die Feststellung, daß sich Leitbilder und ihre ästhetischen Ausdrucksweisen als Stil in der Gartenarchitektur äußern, hat gravierende Folgen für die 'Freiräume' der Stadt. Die Gartenarchitekten tragen immer wieder den Anspruch vor, ihre Garten-gestaltungen wären 'Spiegel der Zeit', ihre ästhetischen Ausdrucksweisen oder ihr Stil würde den 'Zeitgeist' formal, gestalterisch umsetzen. Die Vertreter der Profes-sion meinen, daß die aktuelle Gartenarchitektur Spiegel des 'Zeitgeistes' sein müs-se, ebenso wie ihrer Meinung nach auch die historischen, gartenarchitektonischen Werke immer Ausdruck ihrer Zeit gewesen seien und demnach auch jeder Garten-architekt im 'Zeitgeist' seiner Zeit planen müsse. Daß die Gartenarchitekten fast automatisch im 'Zeitgeist' ihrer Zeit entwerfen, kommt daher, daß sie nicht kritisch über ihre Planungen nachdenken. Aus mangelnder Reflektion ihres Berufsver-ständnisses planen sie ohnehin im Sinne des 'Zeitgeistes', auch ohne daß sie noch speziell auf ihn hinweisen müßten. Die Erklärung, bewußt den 'Zeitgeist' in ihren Planungen auszudrücken und baulich umzusetzen, scheint in den Augen der Gar-tenarchitekten Grund genug zu sein, sich nicht weiter kritisch mit ihren Entwürfen auseinanderzusetzen und ihre Qualität als Freiräume zu überprüfen. Sie dient ih-nen bereits als Nachweis für ihre gestalterischen Fähigkeiten. Durch geschickte Argumentationsakrobatik machen sie so aus einer ihren Planungen ohnehin anhaf-tenden, von unserem freiraumplanerischen Verständnis aus gesehen jedoch eher negativen Tatsache, ein Kriterium für die gestalterische Qualität ihrer Planungen.

Da Gartenarchitekten sich in der Tradition der großen Gartenkunstwerke sehen, sollen ihre Werke und die Intention der Gestaltung auch Kunstwerke darstellen. So beschäftigen sie sich mit Vorliebe mit der Frage der möglichen Umsetzbarkeit ak-tueller gesellschaftlicher Tendenzen in ästhetische Ausdrucksweisen, formale Sprache und 'Gestaltungskonzepte'. In "Debatten wie 'Kultur' gegen 'Natur', 'Archi-tekturen' gegen 'Ökologie', 'Natürlichkeit' gegen 'Ehrlichkeit' (geradeaus (geome-trisch A.d.V.) gleich ehrlich aber unnatürlich und krumm (organisch A.d.V.) gleich unehrlich aber natürlich)..." (WINKLER, A., 1989) werden vornehmlich immer wie-der ökologische, ästhetische und technische Fragen gestellt und Probleme formu-liert, die mit einem neuen ästhetischen Gestaltungsideal oder Stil beantwortet werden.

Diese Fragen werden sozusagen als Vorwand gestellt, um immer wieder Lösungen anbieten zu können, die von vornherein ästhetisierbar sind. Lösungen dieser Art sind meistens bereits vorhanden, bevor reale Probleme und Fragen überhaupt auf-treten können. Daher müssen Fragen, wie die oben genannten, zur Begründung

(1) ADORNO, TH.W., 1967)

der Lösungen fingiert werden. Mit diesen "unwesentlichen Fragen" (WINKLER, A., 1989) und Debatten wird von den wesentlichen Fragen um die Lebenssituation der Menschen in der Stadt und von ihren sozialen und ökonomischen Lebensverhältnissen abgelenkt. Die Begründung, daß nun mal jeder Gartenarchitekt von dem 'Zeitgeist' seiner Epoche beeinflußt wird, kann nicht Legitimation dafür sein, daß Gartenarchitekten sich als Künstler verstehen dürfen und wie "Bühnen - Bildner ... die Kulissen des städtischen Lebens" (DURTH, W., 1977) als schöpferischen Ausdruck ihrer Zeit planen. In der Meinung, sie wären Künstler oder Designer verkennen die Gartenarchitekten /-gestalter, daß Freiraumplanung / Gartenkultur (vgl. MIGGE, L., 1913) keine Frage der Ästhetik oder des Designs ist, sondern in erster Linie eine Frage der Freiraumnutzung und /-nutzungsmöglichkeiten (vgl. BÖSE, H., 1981, BARTUNG, L., 1987).

4.1.1 Über Stile, Moden und Trends

Wenn wir uns Stile und Moden an Gegenständen verdeutlichen, so können wir eine 'Objektästhetik' und eine 'Wirkästhetik' unterscheiden. Die Objektästhetik beschreibt die 'äußere Realität' eines Gegenstandes, ohne ihn zu werten. Die 'äußere Realität' ist auch noch nach 100 Jahren die gleiche. Die Objektästhetik ein und desselben Gegenstandes verändert sich nicht. Beschreiben wir hingegen die Wirkästhetik eines Gegenstandes, also wie ein Gegenstand auf uns wirkt, so liegt darin eine Wertung, die abhängig ist von eigenen und von an uns herangetragenen Ansichten. Die Interpretation des Gegenstandes ist eine individuelle, weil die 'innere Realität' sehr verschieden ist. Zudem unterliegt die Wirkästhetik einer zeitbedingten Veränderung. Anstelle von Wirkästhetik können wir hier auch von Informationsästhetik sprechen. Die Informationsästhetik geht nicht nur vom Objekt aus und der Frage, wie dieses auf uns wirkt, sondern sie geht von den BetrachterInnen aus. Die Informationsästhetik beinhaltet also die Frage nach der Bedeutung von Informationen (Zeichen) für die BetrachterInnen, die damit ein Objekt in Abhängigkeit von den eigenen momentanen Lebenszusammenhängen - /-situationen und Interessen, interpretieren können.

Obwohl die Frage der Wirkästhetik bzw. Informationsästhetik eine individuelle Angelegenheit ist, scheinen sich doch gewisse Tendenzen und Strömungen, in Abhängigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen, als neue ästhetische Werte bei einer Mehrheit der Menschen in einer Gesellschaft als ästhetische Leitbilder, Stile und Moden durchzusetzen. Ein Produkt oder Objekt steht im

"Kontinuum seines Entstehungszusammenhanges und seiner sozialen Realität, die polit - ökonomisch und sozialpsychologisch wie wahrnehmungs- und geschmacksgeschichtlich bestimmt ist." (FISCHER, V., 1980)

Haben sich neue ästhetische Ausdrucksweisen bei einer Mehrheit in der Gesellschaft als die neuen 'Werte' erstmal im Bewußtsein festgesetzt, so werden sie, als im aktuellen Trend liegend oder als zeitgemäß empfunden und etablieren sich als 'die neue Mode' oder als neuer Stil. Je öfter sich neue kulturelle Werte, Wertsetzungen und gestalterische Ausdrucksweisen im Bewußtsein einer Mehrheit in der Gesellschaft festsetzen, desto wahrscheinlicher ist die Ästhetisierung der entsprechenden Produkte und Objekte zum Kunst- und Kultwerk. Die Aura, die diese Gegenstände dann umgibt,

"verleiht den Dingen einen 'höheren', aus verehrten, wenn auch vielleicht vergessenen Traditionen gespeisten Sinn und entzieht sie zumindest tendenziell allen bloß zweckhaften, z.B. direkt alltagspraktischen Zugriffen und Bedürfnisbefriedigungen." (HARD, G., 1985)

4.1.2 Die Gartenarchitektur - "Auf der Suche nach dem Zeitgeist"

Die sich wandelnden Leitbilder der Gartenarchitektur werden durch wechselnde, ästhetisierende Ausdrucksweisen, also durch sich ändernde Stile dargestellt. Daß ihre Darstellung in einem bestimmten Stil in einem Verhältnis zu dem 'Zeitgeist' der Epoche steht, beanspruchen auch die Gartenarchitekten unserer Tage. Die Avantgarde der Profession, die in ihrer Freiflächengestaltung natürlich den aktuellsten Stil auf den Plan bringen wollen, sind deshalb wie auch W. Richard "auf der Suche nach dem Zeitgeist" (RICHARD, W., 1986). Den Mode-Designern gleich, versuchen diese Gartenarchitekten den 'Zeitgeist' aufzuspüren, aktuelle Tendenzen und Strömungen zu erfassen und in eine "aktuelle Ästhetik" (RICHARD, W., 1986), eine 'neue Richtung', in eine 'Gartenidee' und "zeitgemäße Formensprache" (SCHÜMELFELDER, H., 1987) umzusetzen (vgl. SPARLA, P., 1987). Zu einem Entwurf für die Bundesgartenschau Düsseldorf schreibt H. Schümelfelder:

"Seit jeher unterliegt die Gestaltung von Gärten, Moden und Trends - eben dem 'Zeitgeist'. Auch die 'Alternativen' und ihr Ökologie - Fetischismus, die ganze Naturgarten-Welle sind eine Mode gewesen. Der Trend geht heute wieder mehr zu formal / architektonischer Gestaltung - natürlich unter Berücksichtigung ökologischer Erfordernisse und sozialer Interessen. ... Ich versuche in meinen Gestaltungen deshalb die optischen Reize auf ganz einfache geometrische Formen zu reduzieren: Kreis, Dreieck, Quadrat, Kugel und Säule usw.. Geometrische Formen sind für mich nicht unnatürlich - ich finde die Form eines runden Wasserbeckens ehrlicher (vgl. dazu WINKLER, A., 1986, A.d.V.) als die ganzen pseudonatürlichen, unförmigen Folienteiche, die außerdem den Winter über äußerst trist aussehen. Den Weg in Form eines 'Blitzes' empfinde ich als zeitgemäße Formensprache." (SCHÜMELFELDER, H., 1987)

Schümelfelder geht es in seinem Entwurf, der innerhalb der Buga einen Hausgarten zeigen sollte, um die Darstellung eines nicht mehr veränderbaren 'Bühnen - Bildes', gestaltet in einer 'zeitgemäßen Formensprache', d.h. in einem für ihn zeitgemäßen Stil, welcher seine persönliche Interpretation des 'Zeitgeistes' wieder spiegelt. Er entwirft dabei im wahrsten Sinn des Wortes, ein Bild, ein Gemälde, für dessen Vollendung nur noch ein Rahmen fehlt und das eher dazu geeignet wäre, über's Wohnzimmer-Sofa gehängt zu werden. Ihn interessiert die Frage nicht, wie ein Garten von den HausbewohnerInnen genutzt werden kann, wie er sich für deren Ansprüche und Erfordernisse bewähren kann. Schümelfelder geht es nicht um die Organisation eines Freiraumes, dessen Ausstattung und 'Bild' sich über den Gebrauch herstellt und der sich mit Änderung des Gebrauchs / der Nutzung verändern und altern kann. Gartenarchitekten, die wie Schümelfelder Gärten, Höfe, öffentliche Freiräume, Plätze, etc. mit fiktiven Bildern (vgl. dazu auch die fiktiven 'Gärten' von CLASS/PALM in der Frankfurter Buga) verzieren, berücksichtigen nicht, daß sich "Bedürfnisse, Verhaltensweisen und Gewohnheiten etc. von Leuten in bezug auf Freiraumnutzung" (AUTORENKOLLEKTIV, 1984) verändern. Daher bedarf es weitgehend Freiräume, deren Gestalt funktions - oder nutzungssoffen ist.

"Die Freiraumplanung ist in der schwierigen Situation, für Bedürfnisse und Nutzungen zu planen, welche sie von Anfang an nur andeutungsweise kennt und die sich mit zunehmender zeitlicher Entfernung von der Planung/Herstellung eines Freiraumes in nur wenig vorhersehbarer Weise verändern können. Die Ausstattung eines Freiraumes muß in der Lage sein, sich zeitlich und räumlich ändernden Nutzungen anzupassen, mit und über ihre Nutzungen alterungsfähig sein!" (AUTORENKOLLEKTIV, 1984)

Dies ist nur über eine einfache materielle Ausstattung zu leisten, die sich mit den ändernden Ansprüchen, Erfordernissen und Notwendigkeiten der NutzerInnen verändern und an sie anpassen kann.

"Soziale Vielfalt ist über gebauten Raum nicht herstellbar, die materielle Ausstattung dient den handelnden Subjekten als Möglichkeit zur Identifikation, sie stellt sie nicht her! In diesem Sinn hat die Grundausrüstung eines Freiraumes die Möglichkeit zur Sicherheit einzelner Nutzungen abzugeben; d.h., erst in den Vorgaben differenzierte, mit einfachen Mitteln hergestellte Strukturen einer Freifläche befördern Aneignungsprozesse bzw. lassen diese erwarten. Eine durch erkennbare Grenzen markierte Strukturierung in unterschiedliche Teilräume gibt den einzelnen Nutzungen ein ausreichendes Maß an physischer, sozialer und psychologischer Orientierung und Sicherheit als Voraussetzung für eine Nutzung und Besetzung und ermöglicht gleichzeitig ein höheres Maß an räumlicher Dichte bei gleichzeitiger Wahrung sozialer Distanz." (AUTORENKOLLEKTIV, 1984)

Gartenarchitekten, die sich für Designer halten, versuchen gesellschaftliche Tendenzen und Strömungen, bzw. das, was sie dafür halten, in Gestaltung umzusetzen. Auf diese Weise können sie sich, auch aus Nützlichkeitsabwägungen (Gewinn und Ehre), schnell und bedenkenlos der jeweiligen Marktlage anpassen. Diese opportunistische Haltung der Gartenarchitekten schätzen die Verwaltungen und Auftraggeber sehr und nützen sie zu ihren Gunsten.

Auch Penker ist der Ansicht, daß

"die Gestaltung die geistig kulturelle Überhöhung unserer gesellschaftlichen Leitbilder sein" muß und "durch ihre formale Sprache die Ideen einer Gesellschaft zum Ausdruck bringen muß". (PENKER, G., 1986)

Welche gesellschaftlichen Leitbilder er meint, erwähnt Penker nicht, wobei die Vermutung nahe liegt, daß er auf sein Leitbild der 'Landschaft' anspricht und dies somit für die ganze Gesellschaft zum Leitbild erklärt.

Die "Ideen einer Gesellschaft" (was Penker auch immer für ein Gesellschaftsbild haben mag, können wir nur an seinem Leitbild-Entwurf erraten), welche die Gestaltung formal umsetzen soll, sind immer die Ideen der Inhaber von politischer Macht und Ideen der Gartenarchitekten gewesen, welche die politische Ideologie in formale Sprache umsetzten.

"Den politischen Antrieb, den ideologischen Gehalt erfand und verkörperte der Feudalherr. Der Gartenarchitekt hatte ihn nur formal und materiell kunstfertig umzusetzen." (HÜLBUSCH, K.H., 1981)

Die modernen Gartenarchitekten sind der Ansicht, daß Gartenarchitektur 'Spiegel der Zeit' sein müsse und versuchen, diesen in ihren Gestaltungen sichtbar werden zu lassen. So ist W. Richard "auf der Suche nach dem Zeitgeist" und bezeichnen-

derweise auch

"auf der Suche nach einer zeitgemäßen Freiraumgestaltung, die sozialen, ästhetischen und ökologischen Ansprüchen genügt". (RICHARD, W., 1986)

Auch D. Kienast ist der Meinung

"Garten - und Landschaftsarchitektur ist Spiegel der Zeit. Es sollen die aktuellen, ökonomischen, ökologischen, sozialen und technischen Randbedingungen sichtbar werden." (KIENAST, D., 1986)

Genau hier liegt der Unterschied zwischen Gartenkultur/Freiraumplanung und Gartenarchitektur/Gartenkunst. Die Gartenarchitekten wollen den 'Zeitgeist', den 'Spiegel der Zeit', die aktuellen ökonomischen, ökologischen, sozialen und technischen Verhältnisse, durch eine zeitgemäße Formsprache im 'Freiraum' sichtbar machen. Eine neue 'aktuelle Ästhetik', ein ästhetisches Leitbild und dessen Darstellung als 'Stil' wird unabhängig vom baulich-materiellen, stadtstrukturellen und sozialen Kontext der Freiräume und den alltäglichen Lebensverhältnissen der NutzerInnen auf die Freiräume übertragen. Dazu nochmals Migge:

"Das Gartenleben ist wie jede andere Erscheinung im Streben der Völker immer ein objektiver Spiegel der politisch - sozialen und geistigen Struktur jeweils seiner Zeit gewesen. Entsprechend muß auch die kommende Gartenkultur des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn sie möglich ist, der unverfälschte Ausdruck unserer eigenen Lebenszustände sein." (MIGGE, L., 1913)

Anders formuliert: Aneignung des Freiraums und Freiraumnutzung ist Ausdruck der sozialen, ökonomischen und kulturellen Lebensverhältnisse der in der Stadt lebenden und arbeitenden Menschen. Die Freiräume, mit denen sich Freiraumplanung und Gartenkultur beschäftigen, können, wenn sie brauchbar sein wollen, nur Ausdruck "unserer eigenen Lebenszustände" (MIGGE, L., 1913), der Lebensverhältnisse der BewohnerInnen und NutzerInnen der Stadt sein. Wenn wir als FreiraumplanerInnen von einem Verständnis ausgehen, mit welchem wir die Freiräume der Stadt unter dem Gesichtspunkt der Freiraumnutzung und -/nutzungsmöglichkeiten betrachten, so können Freiräume nur Ausdruck der produktiven und reproduktiven alltäglichen Tätigkeiten sein, die als Nutzungsspuren in den Freiräumen sichtbar werden und ihn lesbar machen. Freiräume können also nur über die NutzerInnen bestimmt werden und nicht über ein ästhetisches 'Planbild'. Nur über den sozialen Gebrauch werden die Bilder des Freiraumes hergestellt und gefertigt. Diese sich mit der Nutzung ständig verändernden Freiräume, zeichnen gerade jene Spuren des Gebrauchs nach, welche die NutzerInnen lesen und verstehen können, bzw. die sie für die Interpretation der Benutzbarkeit brauchen. Das Bild des Freiraumes "etabliert sich durch und mit den Leuten und verweist auf diese (nicht auf den 'Gestalter')" (BÖSE, H., 1981).

Ein Gartendesign, welches mit dem Anspruch entworfen wird, daß es den 'Freiraum' flächendeckend mit einer zeitgemäßen Formsprache überzieht, ist eine Selbstdarstellung des Gartenarchitekten, der sein Werk für immer als Ganzes erhalten will. Die Intention, ein Gartenkunstwerk zu planen und zu bauen, ist bereits im gartenarchitektonischen Entwurf vorgesehen und damit ist auch der Zugriff der Gartendenkmalpflege bereits eingeplant. Eine Veränderung dieses Gesamtkunstwerks durch die NutzerInnen wird verhindert. Versuche der Aneignung

und Nutzung, Nutzungsspuren werden durch die 'Stadtgärtner' schnellstens gepflegt. Die NutzerInnen werden der Verfügungsmöglichkeit über die Freiräume beraubt. Die Verfügbarkeit des Freiraumes für die BewohnerInnen wechselt zu einer Verfügbarkeit der Grünfläche für die städtischen Gartenämter, die neuen Großgrundbesitzer. So wird die Enteignung angestammter NutzerInnen durch Gartenämter mittels eines ästhetischen Leitbildes bewerkstelligt. Über das ästhetische Leitbild wird von unsicheren Lebensverhältnissen abgelenkt und gleichzeitig die Notwendigkeit der Existenz des Gartenamtes und der Profession der Gartenarchitekten legitimiert. Es besteht eine zwangsläufige Diskrepanz zwischen dem, was Gartenämter und Gartenarchitekten zum Wohle der BewohnerInnen zu planen glauben, und der NutzerInnenrealität, die sich an Alltagserfahrungen und Gebrauchswerten orientiert.

"Sich im Dienste der Betroffenen glaubend, werden, fasziniert von der eigenen Erfindungsgabe des neuen Entwurfs, Konzepte entwickelt, die sich verselbstständig haben." (MONARD, M., 1978)

"Die Entscheidung über die Ausstattung eines Gartens über Art und Umfang seiner Veränderbarkeit und Anpassungsfähigkeit an Bedürfnisse bedarf nicht des Gartenarchitekten sondern, ... nutznießender Menschen, die ein Stück Freiraum / Natur durch seine Nutzung genießen." (SPARLA, P., 1987)

Eine Freiraumplanung, die von Freiraumnutzungen- und nutzungsmöglichkeiten ausgeht, hat sich, wie viele Vorbilder und deren soziale Gebrauchsfähigkeit nachweisen, über einen 'Zeitgeist' hinaus, "funktional und sozial" (HARD, G., 1988, nach HÜLBUSCH, K.H.) bewährt.

4.1.3 Gartenkunst und 'Zeitgeist'

Wenn Gartenarchitektur den Anspruch erhebt, die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse, den 'Spiegel der Zeit', den 'Zeitgeist', mittels einer zeitgemäßen Formensprache sichtbar zu machen, dann wird Gartenarchitektur zur Gartenkunst. Das Produkt wird Gartenkunstwerk, weil in ihm der 'Zeitgeist', das ästhetische Gestaltideal seiner Zeit abzulesen ist.

Die Geschichte der vom 'Zeitgeist' geprägten Freifläche,

"...degeneriert hier immer zu Museum und Objekt, enthält wenig oder nichts über das bloße Alter, den Zeitstil und Zeitgeist hinaus zu einer Bedeutung für den weiteren Fortgang" (HÜLBUSCH, K.H., 1988).

"Die Vergangenheit (auch die der Gartenarchitektur mit ihren ästhetischen Leitbildern A.d.V.) wird als Zeitgefühl und Zeitgeist angesprochen, nicht als ein Phänomen, dem man mit historischem Abstand begegnen müsse und könne."

(FISCHER, V., 1980)

Zur Erhaltung des ästhetischen Bildes, der Sauberkeit der Entwurfsidee und der Handschrift des Künstlers ist Nutzung und Gebrauch unerwünscht und wird, falls Nutzung dennoch stattfindet, als Zerstörung aufgefaßt und mangels Verständnis für das Kunstwerk als Vandalismus hingestellt. (vgl. HÜLBUSCH, K.H., 1987)

Was heute ein Gartenkunstwerk ist, wird morgen zum Objekt der Gartendenkmalpflege erklärt. Freiflächen, die ein bestimmtes, zeitgemäßes Gestaltungsideal widerspiegeln, werden wie die "...zeitgleich entstandenen Möbel zu Antiquitäten erhoben und ... unter Denkmalschutz gestellt..." (HÜLBUSCH, K.H., 1988), um den Gartenstil jener Zeit, die 'Handschrift' des Gartenkünstlers ein für allemal zu konservieren. Der 'Freiraum' wird zum 'Sonntagspark', zum Repräsentationsobjekt seiner Zeit, unveränderbar und unberührbar.

"Kunstwerdung bedeutet also normalerweise auch Unberührbarwerden: Zumindest für alle alltagspraktisch - trivialen Verrichtungen, und das sind vor allem jene Zugriffe und Berührungen, die nicht ins Bild passen, d.h., die im Rahmen des Kunstwerks nicht in gleicher Weise ästhetisierbar sind wie sein beraster Boden und seine buschigen Kulissen. Mußvolles Lagern (ein altes arkadisches Motiv!), das geht eher als einfach 'den Arbeitsweg abkürzen', 'Fußball spielen' oder gar 'Motorrad reparieren'." (HARD, G., 1985)

Der Freiraum wird aus dem alltäglichen Gebrauch ausgeklammert, Aneignung, Nutzung und Veränderung verhindert. Die Gartenarchitekten, Gartenkünstler und Gartendenkmalpfleger

"verkennen, daß künstlerische Normen und Kriterien, sollen sie wirklich mehr sein als Kennmarken vorschrittmäßiger Gesinnung, gerade nicht als fertig, als gültig jenseits des Bereichs der lebendigen Erfahrung hypostasiert werden können." (ADORNO, TH.W., 1967)

4.2 Das Leitbild 'Landschaft' und die 'Postmoderne'

Wir haben beschrieben, daß, das Leitbild 'Landschaft', die ästhetisierte Agrarlandschaft, als ästhetisches Konstrukt 'Landschaft' im Landschaftspark und Stadtgärtnergrün realisiert wurde.

"Der Landschaftsgarten fingierte heile Natur und ideale Vergangenheit (...); die wirkliche Geschichte (die alte Agrarlandschaft) und die wirkliche Natur (die Reste von naturnaher Landschaft) wurden in den englischen Gärten ... umgestaltet, d.h. verdrängt und nivelliert....Dieser Tendenz, angewachsene Natur und Geschichte zu nivellieren und sie durch fingierte Natur und Geschichte zu ersetzen, ist die Gartenkunst auch nach Rückwanderung in die Stadt treu geblieben." (HARD, G., 1985)

Wenn wir das, was Hard hier beschreibt, am Beispiel der Stadt betrachten, so würde das heißen: Angewachsene, reale Natur der Stadt, die spontane Vegetation wurde ersetzt durch Gärtnergrün; reale Geschichte, Sozial-Geschichte, Nutzungs-Geschichte und damit verbunden auch Erfahrungs- und Lebensgeschichten der StadtbewohnerInnen werden ersetzt durch fingierte Geschichte. Diese setzt sich als "Umriss des Verschwundenen ... nun selbst als undurchdringliche Wand" (HOFFMANN-AXTHELM, D., 1987) an Stelle der wirklichen Geschichte und "erstickt so jeden Gedanken an das, was war, im Keime" (ebenda). Wir haben die Vortäuschung fingierter Verhältnisse als Merkmal des Leitbildes 'Landschaft' nachgezeichnet und dessen Produkte als Schein der Dinge beschrieben. Desweiteren haben wir festgestellt, daß sich die Argumente und Begründungen für ästhetische Leitbilder und ihre Produkte nicht auf die Absichten, die sie verfolgen, beziehen, sondern beliebig auf alles übertragbar und auf jeden Ort anwendbar

sind. Daher können wir Leitbilder auch nur an ihren Folgen und den geschaffenen Abhängigkeiten prüfen. Die Schwierigkeit dabei ist, daß wir zwar über die Beschreibung der Abhängigkeiten und Folgen gartenarchitektonischer Produkte die durch sie in der Regel verursachte Reduzierung der Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten für eine selbstbestimmte Organisation des Alltags, die Einschränkungen des Gebrauchs von Freiräumen und die Reglementierung alltäglicher Lebensweisen deutlich machen können, die Bedeutung des gartenarchitektonischen 'Werkes' und die Absichten der Auftraggeber und Planer, die dahinter stehen, lassen sich jedoch nur sehr schwer klären, da sie ideologische Projektionen sind und Scheinwelten darstellen. Wir gehen davon aus, daß die Merkmale, die wir für das Leitbild 'Landschaft' beschrieben haben, auf alle Leitbilder zutreffen (vgl. ADORNO, TH.W., 1967).

"Erörtern kann ich, fragmentarisch genug, Leitbilder und Normen einzig als Problem".
(ADORNO, TH.W., 1967)

Die Merkmale der Leitbilder, insbesondere die des Leitbildes 'Landschaft', die wir aufzuzeigen versucht haben, und die Hinweise von Hard, "wirkliche Natur und Geschichte wird durch fingierte Natur und Geschichte ersetzt", treffen als Merkmale und Beschreibung auch auf die sogenannte 'Postmoderne' zu. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich, da das Leitbild 'Landschaft' und dessen künstlerische Realisierung im Landschaftsgarten die Eigenschaften und eigentlichen Merkmale der Postmoderne schon beinhaltet und die Postmoderne so bereits vorwegnimmt. Insofern kann die Gartenarchitektur als postmoderne Disziplin schlechthin bezeichnet werden, denn sie war es von Beginn an.

Nebst der Vereinnahmung der Arbeits- und Lebensweisen der Landbevölkerung, ihrer Vertreibung und Kolonisierung, wurde in der Gartenarchitektur ein fiktives 'Bild der Landschaft' als 'Garten' durchgesetzt, der nur noch über eine elitäre literarische Bildung verstanden werden konnte. Mit der Übertragung dieses 'Bildes' in die Stadt werden die Lebensorte der StadtbewohnerInnen ihrem alltäglichen Gebrauch entzogen. Die formale Sprache und ästhetischen Zeichen dieser fiktiven Bilder, können die NutzerInnen nicht in einen "plausibleren Kontext" (HARD, G., 1985), also in einen "Verständniszusammenhang" (ebenda) bringen, was den Gebrauch dieser Freiflächen verhindert. Das erlernte Erfahrungswissen in der Benutzung von Freiräumen und die gewohnten Verhaltens- und Handlungsweisen werden somit gänzlich ignoriert. Die alltäglichen Spuren und Zeichen des Gebrauchs, die für die StadtbewohnerInnen für die Interpretation der Benutzbarkeit lesbar und verstehbar sind, werden mit der Inszenierung fiktiver Bilder durch Zeichen ersetzt, deren Code nicht über das Alltagswissen zu entschlüsseln ist.

"Eine zentrale These postmodernen Denkens besagt, daß in unserer Gesellschaft die Zeichen nicht mehr auf ein Bezeichnetes verweisen, sondern immer nur auf andere Zeichen, daß wir mit unserer Rede so etwas wie Bedeutung gar nicht mehr treffen, sondern uns in einer endlosen Signifikantenkette bewegen. Dieser These zufolge wäre das Zeichen, das Saussure noch als Einheit aus Signifikant und Signifikat beschrieben hat, zerbrochen." (BÜRGER, P., 1987)

Wir haben bereits erwähnt, daß die postmoderne Gartengestaltung neueren Datums einmal mehr auf das ästhetische Konstrukt 'Landschaft' als Leitbild zurückgreift. In der Regel müssen die Agrarlandschaften für "die Freude am Zitat" (BÜRGER, P., 1987) herhalten. Aber auch Flußtäler, Wüsten, Brachflächen etc.

werden immer wieder zitiert. Als Beispiel für einen neuerlichen Rückgriff auf das Leitbild 'Landschaft' geben wir hier einen Textauszug von P. Latz 1981 über sein Projekt 'Hafeninsel' wieder. Dabei ist uns aufgefallen, daß die Kontextualisierung des von Georg Penker entworfenen 'Leitbildes der Landschaft' genauso auf den Text von Latz zu übertragen ist.

"Zur Ideologie der Landschaft"

Im Gegensatz zum Landschaftsgartenkonzept, das ein erprobtes historisches Landschaftsbild verwendet, ein Landschaftsbild, das real nicht oder kaum noch existiert, setzt sich dieses Konzept mit gegenwärtigen Landschaftsformen auseinander.

Landschaftsbilder, wie sie von Claude Lorraine gemalt und im Englischen Garten nachgebaut wurden, sind nur noch in Restinseln der Kulturlandschaft erhalten.

Landschaft wird heute von ökonomischen und großtechnischen Bedingungen geprägt. Die Stärke der Zugmaschinen oder die Schnittbreite der Mähdrescher entscheidet über die Feldeinteilung und Restflächen, die wiederum von Wegen und Straßen durchdrungen und zerteilt werden. Das von geraden, gerichteten Linien und Flächen geprägte Bild der Landschaft überzieht als geometrisches Muster auch hügeliges Land. In diesem Rahmen gilt es, die umgebende Landschaft zu interpretieren und die Teile darin zu finden, die vom Menschen benutzt werden können und deren Ausdruck Verfügbarkeit und Benutzbarkeit signalisiert.

Aus Untersuchungen der Umgebung von Saarbrücken und des weiteren Saarlandes kann abgeleitet werden, daß extensiv bewirtschaftete oder brachliegende Restflächen für Freizeit und Erholung häufig aufgesucht werden. Für den Innenstadtpark, dessen Ziel die optimale Aneignungsfähigkeit sein muß, lassen sich Ansätze entwickeln, die auf solchen Nutzungsgewohnheiten und -erfahrungen aufbauen. Brachlandähnliche Vegetationsstrukturen, mit denen viele Besucher bereits gute Erfahrungen gemacht haben, werden sicher auch an dieser Stelle gerne angenommen.

Nicht also die fruchtbare, gedüngte Weidelandschaft wird das Idealbild, sondern das extensive Gras- und Weideland, vor dessen Benutzung niemand zurückschreckt. Diese Formen können außerdem als Symbol für die Rückeroberung zerstörter Flächen durch Pflanzen und damit Symbol für die Kraft natürlicher Vorgänge, für 'Natur' schlechthin gelten; und sie können so neben die in unserer Kultur reichhaltigen Gartenbilder gesetzt werden.

Aus einer solchen Nachbarschaft kann ein Parkbild entstehen, das dem geläufigen Puzzle aus intensiv-Ackerbauflächen und extensiv-Restflächen entspricht." (LATZ, P., 1981)

Einmal mehr wird die Landschaft, bzw. deren nutzungsbedingten Erscheinungsbilder, die Ausdruck der Produktionsweisen sind, ohne ihre sozial-ökonomische Geschichte, über eine 'kulturelle Interpretation' (vgl. BURCKHARDT, L., 1972) ästhetisiert zu einem 'ästhetischen Konstrukt' (vgl. HARD, G., 1985), zu einem fiktiven 'Bild der Landschaft'. Dieses 'Bild der Landschaft' projiziert Latz in die städtischen 'Freiräume'. Der baulich-materielle, stadtstrukturell-soziale Kontext des Ortes, an dem er diese fiktiven Bilder reproduziert, wird dabei ausgeblendet.

Diesmal werden jedoch sowohl die intensiv wie auch die extensiv genutzten Flächen der Agrarlandschaft 'zitiert', wobei allerdings wiederum die extensiv genutzten Bereiche der Agrarlandschaft zum 'Idealbild' erklärt werden. Wie schon bei Penker und Albertshauser (vgl. BARTUNG, L., 1987) wird auch hier Landschaft mit Natur verwechselt (vgl. Kap. 2.2 und Kap. 3.2).

Darüber hinaus wird die industriell genutzte moderne Agrarlandschaft nicht kri-

tisch, als Folge von polit-ökonomischen Fehlentscheidungen und den damit verbundenen wirtschaftlichen Interessen betrachtet. Sie wird als "Puzzle" verstanden, in der die Brachflächen nicht als soziales und ökonomisches Phänomen gesehen wird, sondern lediglich als eine nicht benötigte "Restfläche". Indem die moderne Agrarlandschaft als Leitbild dient und ästhetisiert wird zu einem ästhetischen Konstrukt 'Landschaft', wird auch die gängige Praxis in der Landwirtschaft und im Naturschutz (mit der Ausweisung von 'Schutz- und Schmutzzonen') nicht in Frage gestellt, sondern durch den Bezug auf sie eher befürwortet. Dies zeigt wiederum, daß die Landschaft nur als ästhetisches 'Bild der Landschaft' gesehen wird, einzig aus einem formalen Blickwinkel, mit ihren spannungsgeladenen "geraden, gerichteten Linien und Flächen" (LATZ, P., 1981) und "geometrischen Mustern" und "Landschaftsformen" (ebenda).

Die Brachflächen der Landschaft bzw. ihre Erscheinungsbilder werden, ohne ihren landschafts- und produktionsgeschichtlichen Kontext zu reflektieren, als Fixierbild in die Stadt übertragen, statt daß die städtischen Brachflächen, dysfunktionalen Freiräume und Stadtränder als städtische Vorbilder für gebrauchsfähige Freiräume verstanden werden. Deren spontane Vegetation bzw. ihr Erscheinungsbild ist Ausdruck der Nutzung und des Gebrauchs und hat sich bezüglich ihrer Nachhaltigkeit trotz Gebrauch bzw. gerade dadurch bestens bewährt. Latz ästhetisiert die Brachflächen der Agrarlandschaft zum "Idealbild" der Landschaft und inszeniert es in den 'Freiräumen' der Stadt. Dieses Bild einer Brachfläche ist nicht Produkt des Gebrauchs, hat sich also nicht durch Nutzung und mit ihr langsam verfertigt, sondern wird als Gestaltungselement in der Stadt inszeniert. Werner Durth nannte das einmal "Die Inszenierung der Alltagswelt" (DURTH, W., 1977).

"Die Indizien, die den Zugang zu den Ursachen und Folgen ermöglichen, können deshalb auch nicht Gegenstand von Planung sein. Das wäre die 'Inszenierung der Alltagswelt' - ganz modern das sog. 'public design'. Das sind deshalb die Imitate, die Verhältnisse werbewirksam und 'erlebnisträchtig' vortäuschen sollen - im Naturschutz, in der Landschafts- und Gartenarchitektur, in der Architektur, in der Schule und Hochschule." (HÜLBUSCH, K.H., 1986)

Die 'Freiräume' der Stadt werden auch bei Latz wiederum nur für Freizeit und Erholung in Szene gesetzt. Damit werden, wie bereits angesprochen, die produktiven Tätigkeiten der StadtbewohnerInnen, insbesondere der Mütter, Kinder, Alten, Arbeitslosen und der sozialen Randgruppen nicht berücksichtigt. Die 'Freiräume' werden den Leuten entzogen, die gerade auf Gebrauchswerte angewiesen sind und für diejenigen inszeniert, die "ohnehin im Überfluß mit Tauschwerten für die Lebenserhaltung gesegnet" (HARVEY, D., 1987) sind. Die Grünfläche als "symbolisches Kapital" (HARVEY, D., 1987) und Luxusgut für höhere Einkommensgruppen wird als "Bühnenbild" betrachtet und auch dementsprechend ausstaffiert (vgl. DURTH, W., 1977). Die Gartenarchitektur paßt sich hier an "politische-ökonomische Veränderungen" (HARVEY, D., 1987) an, oder besser sie geht Hand in Hand in "einer Art von Übereinstimmung mit dem Regime flexibler Akkumulation" (ebenda); die postmoderne Gartenarchitektur ist das Mäntelchen der flexiblen Kapitalakkumulation.

"Nur das aber ist, im strengen Sinn, mittelbar gebrauchbar, was im kapitalistischen Ort selbst schon als verdächtig oder widerspruchsvoll erkannt werden kann." (BLOCH, E., 1962)

Die 'Freiräume' der Städte werden, wie Harvey den Begriff verwendet, zunehmend

zu "Symbolischem Kapital", was zur Folge hat, daß die Gartenarchitekten aus ihnen Grünflächen machen, die sie mit einer zufälligen "ästhetischen Deckschicht" (HOFFMANN-AXTHELM, D., 1987), mit einer beliebigen 'Tapete' überziehen.

"Symbolisches Kapital wird als Ansammlung von Luxusgütern definiert, die den Geschmack und die Besonderheit des Eigentümers bezeugen." (BOURDIEU, P., 1976, zitiert nach HARVEY, D., 1987)

Eigentümer sind im Falle der Grünflächen die Städte, vertreten durch die Gartenämter, die Baugenossenschaften und die privaten Grundbesitzer; den Geschmack oder Stil liefert ihnen die Profession der Gartenarchitekten.

Bei Latz wird das Kunstwerk Freifläche als "Parkbild" zur bloßen Betrachtung ausgestellt, entbehrt aber somit jeglicher Gebrauchsfähigkeit. Die Inszenierung der Freifläche als Kunstwerk, verhindert eine Nutzung der Freiräume, die über die Betrachtung des Kunstwerks hinausgeht, da tendenziell jeglicher Gebrauch als Vandalismus am Kunstwerk hingestellt wird (vgl. HÜLBUSCH, K.H., 1987).

Der Autor Latz argumentiert darüber hinaus mit Begriffen, die durch die 'Kasseler Schule' geprägt sind, und deren ursprünglichen Inhalte bestimmt nichts mit denen von Latz zu tun haben.

Er spricht einerseits von Gewohnheiten und Erfahrungen, die die Leute mit gewissen Nutzungen und Vegetationsstrukturen gemacht haben, und begründet damit seine Planung. Andererseits inszeniert er aber fiktive "Gartenbilder", die die StadtbewohnerInnen eben gerade nicht über ihre Gewohnheiten und Erfahrungen im Umgang und der Nutzung von städtischen Freiräumen und über ihre routinierten, selbstverständlichen Alltagshandlungen verstehen können.

Zu ihrer Legitimation weisen die postmodernen Gartenkünstler immer wieder darauf hin, daß sie die einzigen wären, die mit dem unverwechselbaren Ort, der vorhandenen Geschichte des Ortes umgehen und betätigen sich dabei in für die Postmoderne bezeichnenden Begriffsverwirrungen. Aber gerade

"die Vereinnahmung der Kritik durch die Übernahme der Begriffe, zeichnet die postmoderne Verwaltung, Politik und Öko- Wissenschaft (und Gartenarchitektur und Architektur A.d.V.) aufs Feinste aus. Der Diebstahl der Sprache und die Ummünzung der Argumente ... gehört seit dem zum Know-how der Administration ebenso wie zur positivistischen Berufspraxis." (BÖSE, H. / HÜLBUSCH, K.H., 1989)

"Die Zeiten sind hart, aber (post)modern."

(HARVEY, D., 1987) (nach einem italienischen Sprichwort)

5.0 SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die Disziplingeschichte der Gartenarchitektur zeigt, daß sie immer im Zeichen von Leitbildern stand, welche von der Profession nie kritisch hinterfragt wurden. Auch das aktuelle ästhetische Leitbild der Gartenarchitektur, die 'Postmoderne', ist unreflektiert übernommen worden und erfreut sich großer Beliebtheit.

Da stellt sich uns die Frage, was Leitbilder so beliebt macht?

Leitbilder sind so beliebt, weil ihre Behauptungen und Versprechungen (Verheissungen) nicht begründet werden müssen, bzw. die Argumente und Begründungen sich nie auf die wahren Absichten beziehen, sondern beliebig auf alles bezogen werden können. Leitbilder sind beliebt, da ihre deduktive Vorgehensweise keine

prüfbaren Prognosen und Absichten für die einzelnen 'Fälle' erfordert, bzw. sie benötigen überhaupt keine Prognosen, da die Leitbilder ja normativ auf alle 'Fälle' angewendet werden können.

Die Übernahme eines Leitbildes, die Aneignung der wechselnden Trends, Moden und Stile, das Reproduzieren aktueller, ästhetischer Ausdrucksweisen läßt sich einfacher bewerkstelligen als die kritische Auseinandersetzung mit ihnen. Zudem macht sich der Planer durch die Übernahme des aktuellen Stils auf dem Markt 'gefragt', da seine Planung damit dem aktuellen Trend entspricht.

"Die Kanalisierung durch den Stil, die eingeschliffenen Bahnen, denen ohne zu große Anstrengung sich folgen läßt, werden mit der Sache selbst, der Realisierung ihrer spezifischen Objektivität verwechselt." (ADORNO, TH.W., 1967)

Leitbilder orientieren sich nicht an der " 'Ökonomie' der Nutzer" (BARTUNG, L., 1987), sondern an der Marktökonomie; also nicht an dem, "was die ökonomische Theorie einmal Gebrauchswert gegenüber dem abstrakten Tauschwert nannte" (ADORNO, TH.W., 1967). Bezeichnend ist, daß sich die einzige Kritik der Gartenarchitekten nicht gegen die Postmoderne selbst richtet, sondern an die Adresse der Architekten geht, weil diese ihnen die postmoderne Gestaltung der Freiflächen streitig machen (vgl. RICHARD, W., 1986). Grünplaner und Gartenarchitekten übernehmen Leitbilder nicht nur, sie legitimieren sie auch noch und machen sich so zu den Handlangern der Planungsträger und Auftraggeber.

"Das schlimme Wahre hinter jenem Schein jedoch ist eben das Bündnis des Auftrags mit der Verwaltung, welche er in deren Dienst verleugnet." (ADORNO, TH.W. 1964)

Zum Schluß noch kurz eine programmatische Anmerkung zur Theorie der Freiraumplanung, wobei wir hoffen, daß diese bereits an unserer Kritik der ästhetischen Leitbilder in der Gartenarchitektur deutlich wurde. Es dürfte klar geworden sein, daß wir Leitbilder ansich ablehnen. Wir meinen, eine Freiraumplanung, die von einem Verständnis ausgeht, welches Freiräume auf dem Hintergrund von Freiraumnutzungen und Nutzungsmöglichkeiten betrachtet, eine Freiraumplanung, welche von den an einem Ort lebenden Menschen ausgeht und nicht von Ästhetik oder Ökologie, braucht "Vorbilder statt Leitbilder" (BÖSE, H., 1986) (vgl. dazu auch Notizbücher der Kasseler Schule).

"Das wichtigste ist, daß der Freiraumplaner an bewährten Freiräumen lernt. Deshalb ist die Beobachtung 'gealterter' funktionierender Freiräume so wichtig... In solchen Vorbildern findet der Freiraumplaner auch die 'nachhaltig brauchbaren Ausstattungselemente' (einschließlich des Grüns), die er sucht: Nämlich das, was trotz oder gerade wegen Nutzung überlebte. Solche Vorbilder zeigen auch, daß die Erstausrüstung brauchbarer Freiräume nicht selten sehr sparsam sein kann." (HARD, G. / PIRNER, J., 1988)

Vorbilder, die sich sozialgeschichtlich, sozialräumlich, ökonomisch wie materiell in bezug auf ihren Gebrauch bewährt haben, sind die 'Lernorte' der Freiraumplanung, die sich mit der Organisation von gebrauchsfähigen Arbeits- und Lebensräumen befaßt. Die bewährten Vorbilder dürfen dabei jedoch nicht mechanisch kopiert werden (vgl. HARD, G., / PIRNER, J., 1988). Die sozialen und ökonomischen Lebensverhältnisse der vor Ort arbeitenden und lebenden Menschen müssen bei der Planung immer mitbetrachtet werden.

"Denn wer Vorbilder sinnvoll studieren will, muß ihre städtebaulich - sozialen Kontexte mitberücksichtigen." (HARD, G., /PIRNER, J., 1988)

Es wäre aber immer noch besser, bewährte Vorbilder zu kopieren, als Leitbilder zu erfinden oder zu übernehmen, bzw. als "Kopieren und Variieren von Lehrbuch-Schablonen" (HARD, G., /PIRNER, J., 1988).

"Es handelt sich also darum, vermehrt die traditionellen Stile und Vorbilder zu interpretieren, ...denn 'kopieren', indem man überträgt, erbringt den Beweis von Vorstellungskraft."

(CULOT, M., 1977)

Denn "Kopieren ist Erfinden" (ebenda).

Das Beschreiben und Verstehen von Vorbildern ist eine Methode, um das Verständnis der FreiraumplanerInnen zu schärfen für das, was sich beim 'Hausen' und der Freiraumnutzung bewährt hat.

"An den altgewordenen Siedlungen, Quartieren und Freiräumen läßt sich nachvollziehen, was sich an Freiraumplanungen und -architekturen bewährt hat, wie in und mit Freiräumen gelebt werden kann und wird, wie Verhaltensspielräume durch Ausstattung und Struktur beeinflusst und stimuliert werden und wie die Aneignungsformen lesbare Spuren (Zutaten und Veränderungen) produzieren. Die Beobachtung und Analyse solcher alltäglicher Akte und Beispiele ist die empirische Grundlage einer Theorie der Freiraumplanung." (BÖSE, H., 1981)

6.0 LITERATURVERZEICHNIS

- Adorno, TH.W., 1967 Parva Aesthetica
Ohne Leitbild Frankfurt am Main
- Adorno, TH.W., 1964
Jargon der Eigentlichkeit
Zur deutschen Ideologie . Frankfurt
- Aicher, O., 1989
Entwurf der Moderne
in: Arch +, Zeitschrift für Architektur und Städtebau 98,
- Autorenkollektiv, 1984
Pflege ohne Hack und Herbizid
Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsp
Gesamthochschule Kassel, GhK, Heft 52
- Bartung, L., 1987
Ein alter Hut: Die bioökologische Stadtgrünpflege
Eine freiraumplanerische und vegetationskundliche
Erweiterung auf E.M. Albertshauser
Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 5
Kassel
- Beck, U., 1986
Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne
Frankfurt am Main
- Berger, J., 1884
Sauerde - Geschichten vom Lande
Frankfurt am Main, Berlin, Wien
- Bloch, E., 1962
Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt am Main
- Böse, H., 1981
Die Aneignung von städtischen Freiräumen
Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes
Arbeitsberichte des Fachbereichs 13, Stadt - und Land
Gesamthochschule Kassel, Heft 22 schaftspannung
- Böse, H., 1986
Vorbilder statt Leitbilder
in: Garten und Landschaft 11
- Böse - Vetter, H. / Hülbusch, K.H., 1989
Revision der Visionen
Von silbernen Äxten und groben Klötzen
in: Natur im Griff
Bundesgartenschauen am Beispiel Frankfurt
Frankfurt am Main
- Bürger, Ch. / Bürger, P., 1987
Postmoderne: Alltag, Allegorie und Avantgarde
Frankfurt am Main
- Burckhardt, L., 1972
Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur
gekürzte Fassung eines Vortrags in Grünberg 1972
auch in: Die Kinder fressen ihre Revolution
Köln 1985
- Burckhardt, L., 1981
Gartenkunst wohin?
in: Grün in der Stadt S.256-264
Reinbek bei Hamburg
- Burckhardt, L., 1985
Die Kinder fressen ihre Revolution
Köln
- Culot, M., 1977
Kopieren ist Erfinden
oder Von der Unmoral der weißen Kalkschminke
Bauwelt Heft 22
- Durth, W., 1988
Die Inszenierung der Alltagswelt
Bauwelt Fundamente 47
Braunschweig
- Fischer, V., 1980
Nostalgie
Geschichte und Kultur als Trödelmarkt
Luzern und Frankfurt am Main
- Ginzburg, C., 1988 Spurensicherung München
- Glaser, H., 1987
Raffinement und Sprache der postmodernen Sprachspiele
Versuch einer Zwischenbilanz
in: Frankfurter Rundschau S. ZB3, Samstag 17.Okt.1987

- Hard, G., 1985
Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet -
Ein Kapitel aus der Geschichte der Verleugnung der Stadt
durch die Städter
Klagenfurter Geographische Schriften Heft 6
Institut für Geographie der Universität für Bildungs-
wissenschaften - Klagenfurt
- Hard, G. / Pirner, J., 1988
Die Lesbarkeit eines Freiraumes
in: Garten und Landschaft 1
- Harenburg, B. / Mehli, R. / Wannags, I., 1989
Freiraumplanerische Untersuchung eines bewährten
Vorbildes am Beispiel eines dysfunktionalen Freiraumes
Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 23, Kassel
- Harvey, D., 1987
Flexible Akkumulation durch Urbanisierung:
Reflexion über "Postmodernismus" in amerikanischen
Städten, in: Prokla 69, 17. Jahrg., Dez. 1987, Berlin
- Heinemann, G. / Pommerening, K., 1981
Freiraumanalyse innerstädtischer Gebiete
in: Garten und Landschaft, 8, S. 615-618
- Heinemann, G. / Pommerening, K., 1989
Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume
Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 12
Kassel
- Hoffmann - Axthelm, D., 1987
Wie kommt die Geschichte ins Entwerfen?
Aufsätze zu Architektur und Stadt
Bauwelt Fundamente 78
Braunschweig
- Hülbusch, K.H., 1981
Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung
in: Grün in der Stadt, S.320-330
Reinbek bei Hamburg
- Hülbusch, K.H., 1981
Das wilde Grün der Städte
in: Grün in der Stadt, S.191-201
Reinbek bei Hamburg
- Hülbusch, K.H., 1981
Stadtgrün ohne Stadtgärtner
Oder: Ordnung muß sein!
in: Freiheit macht Stadt!
Der Anspruch auf Selbstorganisation des Alltags, 1981
Deutscher Ausschuß für die Europäische Kampagne
Bundesminister für Raumordnung - Bonn.
- Hülbusch, K.H., 1986
Notizbuch der Kasseler Schule
Programmatische Anmerkungen
in: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 2
Kassel
- Hülbusch, K.H., 1987
Der Park -
Vandalen - fest und pflegeleicht?
in: Garten und Landschaft 2
- Hülbusch, K.H., 1988
in: Stolzenburg, J. / Vetter, Ch.A.
Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung
Notizbuch der Kasseler Schule Nr.6
Kassel
- Kienast, D., 1986
Ohne Leitbild
in: Garten u. Landschaft 11
- Krauß, S. / Schürmeyer, B., 1987
Landschaftsplanung als Ressourcenverwaltung?
in: Landschaft und Stadt 19, (4), S.145-155
- Latz, P., 1981
Die Hafensinsel
Visionen vom Wandel
Saarbrücken
- Migge, L., 1913
Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts Jena / 1913
- Migge, L., 1981
Gartenkultur des 20. Jahrhunderts
Hrsg. Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung,
Lilienthal
- Migge, L., 1981
Ausstellung Leberecht Migge 1981
Gesamthochschule Kassel GhK, Heft 2
Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung und
Landschaftsplanung. Kassel.
- Milchert, J., 1985
Zur Kritik aktueller ästhetischer Leitbilder
der Landschaftsarchitektur
in: Das Gartenamt 34, S.642
- Milchert, J., 1988
Lebendiges Grün
Landschaftsarchitektur heute
Berlin
- Monard, M., 1978
Gebrauchswerte der Wohnung
Schriftenreihe zu Architektur, Stadt- und Land-
schaftsplanung GhK, Studienbereich 1, NF01
Kassel
- Neusüß, Ch., 1983
Und die Frauen? Tun die denn nichts?
Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt
in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis
Köln
- Penker, G., 1964
"Zurück zur Natur"
in: Garten und Landschaft 12
- Penker, G., 1986
Leitbilder der Landschaft
in: Garten und Landschaft 11
- Posener, J., 1975
Kritik der Kritik des Funktionalismus
Arch + Heft 27, Seite 11 - 18
- Richard, W., 1986
Der Freiraum im Zeichen der Postmoderne
in: Garten und Landschaft 1
- Scholz, N., 1983
Geschichte eines Stücks Landschaft
Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung
und Landschaftsplanung, GhK, Heft 45
Kassel
- Schümmelfelder, H., 1987
Dialog - Flora, Fauna, Geometrie
in: Wüdrich, T. / Im Dickicht der Stadt
Essen
- Schürmeyer, B. / Vetter, Ch.A., 1982
Die Naturgärtnerlei
Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadt- und
Landschaftsplanung Kassel GhK, Heft 42
- Spärla, P., 1987
Gartenkunst und Zeitgeist
Kohl vor der Titanic
in: Wüdrich, T. / Im Dickicht der Stadt
Essen
- Stolzenburg, J. / Vetter, Ch.A., 1988
Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung
Notizbuch der Kasseler Schule Nr.6, Kassel.
- Winkler, A., 1989
Natur im Gestaltungsprozeß
in: Anthos 3, S.29-33
- Wolfe, T., 1986
Mit dem Bauhaus leben
"From Bauhaus to our house"
Frankfurt am Main

Notizbücher der Kasseler Schule

- Nr. 1 Scholz, Norbert. Über den Umgang mit Bäumen – oder: praktisch – handwerkliche Erfahrungen zur Technik des Bäumeplanzens. (1. Aufl. 1985; 2. Aufl. 1988; 3. Aufl. 1991)
- Nr. 2 Krautern mit Unkraut. Mit Arbeiten von: Auerswald, Birgit; Bartung, Lutz; Fahrmeier, Peter; Hülbusch, Karl Heinrich; Lührs, Helmut; Müller, Hans – Ulrich; Sauerwein, Bernd. (1. Aufl. der AG: 1986; 2. Aufl. 1989)
- Nr. 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, Birgit; Fahrmeier, Peter. (1. Aufl. 1987; 2. Aufl. 1991)
- Nr. 4 Krah, Gudrun. "Mini – Kienast" Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. (1. Aufl. 1987)
- Nr. 5 Bartung, Lutz. Ein alter Hut: Die bio – ökologische Stadtgrünpflege. (1. Aufl. 1987)
- Nr. 6 Stolzenburg, Jürgen u. Vetter, Christine Anna. Disziplingeschichte der Freiraum – planung 1960 – 80. Stolzenburg, Jürgen. Landschaftsbildanalyse (1. Aufl. der AG: 1988)
- Nr. 7 Krah, Gudrun. Träume von Säumen. Gimbel, Günther u. Hennen, Ralf. Kasseler Kalkschotterdecken (1. Aufl. 1988)
- Nr. 8 Harenburg, Bernd. Mietergärten – Sind Zufälle planbar ? (1. Aufl. 1988)
- Nr. 9 Der Praxischock – Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen (Fachtagung am FB 13 der GHK 1987). (1. Aufl. 1988)
- Nr. 10 Böse – Vetter, Helmut. (Red) Nachlese Freiraumplanung (1. Aufl. 1989; 2. Aufl. 1991)
- Nr. 11 Sauerwein, Bernd. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer (1. Aufl. 1989; 2. Aufl. 1990)
- Nr. 12 Heinemann, Georg u. Pommerening, Karla. Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. (1. Aufl. der AG: 1989)
- Nr. 13 Stolzenburg, Jürgen. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön
- Nr. 14 Sauerwein, Bernd. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. (1. Aufl. 1989)
- Nr. 15 Schneider, Gerda. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. (1. Aufl. 1989)
- Nr. 16 Steinhäuser, Urta. Planen für die Wechselfälle des Lebens. Dams, Carmen. Die "produktive Bedürftigkeit" der angestregten Junggesellenkultur. (1. Aufl. 1990)
- Nr. 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. (1. Aufl. der AG: 1990)
- Nr. 18 Hard, Gerhard. Hard – Ware. und andere Texte von Gerhard Hard. (1. Aufl. 1990)
- Nr. 19 Frenken, Petra u. Kölzer, Andrea. Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? ; Hülbusch, Inge Meta u. Hülbusch, Karl Heinrich. Freiraum an Schulen (1. Aufl. 1990)
- Nr. 20 Ein Stück Landschaft – Auszüge und Beispiele vom Komaktsseminar Miltenberg/M. (1. Aufl. 1991)
- Nr. 21 Weiland, Thomas. (Red.) Sommer 89 – "Prüfungsreden". (1. Aufl. 1991)
- Nr. 22 Der ideale – – – Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, Birgit; Trust, Hildegard; Helmrich, Bettina; Rühling, Sonja. (1. Aufl. 1991)
- Nr. 23 Von Haustür zu Haustür – Morphologie und Organisation –. Mit Arbeiten von: Braun, Ulrike; Linne, Kerstin; Harenburg, Bernd; Mehli, Reto; Wannags, Ingeborg; (1. Aufl. 1991)
- Nr. 24 Grundler, Hubert/ Lührs, Helmut/ Stolzenburg, Jürgen, Der Landschaftsplan für die Stadt. Mang, Harald/ Ring, Wilfried/ Steinhäuser, Urta/ Trust, Marlene. Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. (1. Aufl. 1992)
- Nr. 25 Böse – Vetter, Helmut u. Hülbusch, Inge Meta. (Red.) Worpswede und umzu. Hof und Haus – Land und Leute. (1. Aufl. 1991)
- Nr. 26 Reise oder Tour ? Mit Arbeiten von: Appel, Andrea; Mehli, Reto; Scheidel, Werner. (1. Aufl. 1992)
- Nr. 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, Theresia; Lührs, Helmut. (1. Aufl. 1992)

AG Freiraum und Vegetation. Gemeinnütziger Verein.

c/o BSL, C.A. Vetter, Elfbuchenstr. 16, 3500 Kassel.

Konto K.H. Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 2800 Bremen.

Konto: Stadtparkasse Kassel (BLZ: 520 501 51) Konto Nr. 059 477

BESTELLADRESSE: c/o FB 13, Henschelstr. 2, 3500 Kassel.

Abonnenten erhalten die Notizbücher bis auf Widerruf nach Erscheinen mit Rechnung.